

Jack Roostand.

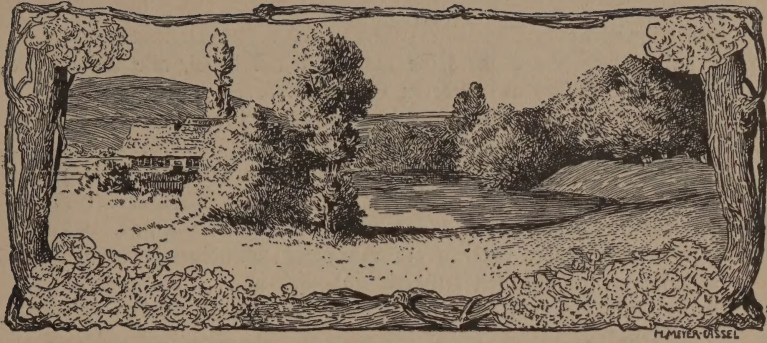


Von
Hermann H. Bagel.
Verlag der
Louis Lange Publishing Company,
St. Louis, Mo.

Copyright, 1909.

By

Louis Lange Publishing Company.



Inhalt.

Kapitel:

Seite.

Des College-Schülers Heimkunft in den Weihnachtsferien.....	1
Aus Jack Noostands Prima-Jahr.....	19
Des Kandidaten Einzug in seinem Wirkungskreis.....	49
Die Einführung des Kandidaten.....	76
Wie Pastor Noostand an der Cherokee Creek eine Gemeindeschule anfängt.	106
Jack Noostand träumt von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft..	123
An der Cherokee Creek ziehen finstere Stürme auf.....	136
Weitere Stürme an der Cherokee Creek.....	162
Wie Jack Noostand aus dem Schnee heraus — und Bierwirt Holzapfel in den Schnee hineinkam.....	183
Jack Noostand macht nun doch die kleine Reise.....	209
Hochzeit im Pfarrhaus und Jacks Verlobung.....	226

Illustrationen.

	Seite.
Zwei Vignetten.....	1
Er hatte heute abend gar keine rechte Andacht dabei, alle Augenblicke ertappte er sich auf anderen Gedanken.....	2
Jetzt war Etine wieder in der Küche und schob Pfannen mit Kuchen in den Ofen, die die Frau Pastor ausrollte.....	5
„Bei uns ist die Füll, bring einen Korb voll zum Pastor und einen zum Schulmeister,“ und da ist Ihrer“.....	7
Draußen stand wieder ein Mann und der trug auch etwas. Es war aber kein Korb, sondern ein mächtiger lebendiger Truthahn mit zusammengebandenen Flügeln und Beinen.....	9
„Bring ein'n besseren, ein'n aus Deine Seele, dauh mi den Gefallen, Willen.“	11
In einem der behaglich erwärmten Waggon's sitzt ein kräftiger, dunkel- äugiger Junge von etwa fünfzehn Jahren.....	15
Vignette	49
Auch heute saß er wieder da, auf einer leeren Eierkiste, im glühenden Sonnenbrand und schaute seelenbergnügt dem Zuge entgegen.....	52
Er schaute dem Zuge nach, der, kleiner und kleiner werdend, in die weite Prairie hinaus eilte und endlich verschwand.....	54
„Herr, du mein's Läv'ns, das ich mich!“.....	60
Er kam wirklich mit seinem Gefährt — einem alten Buckboard — an- gefahren.	65
„Ihr tut den alten Peter Adam meinen, wo an der Section-Road wohnt.“	69
Der Kandidat sprang behend herab und reichte der Frau die Hand.....	73
Vignette	76
„Sie bleiben selbstverständlich bei uns.“.....	80
„Ich muß mir über Dir wunnern, Nösch,“ erwiderte der andere.....	83
So gut sie es vermochte, legte nun Frau Schäper die ganze Sache vor..	90
„Korline, wir haben ihm unner!“.....	96
„Shake, boys!“	97
Vignette	106
Unterdessen raste und tobte der Rüter an den Stufen der Veranda.....	109
„Für was anderes tät sie Ihnen wohl besser passen.“.....	115
Da erhob sich Herr Schmitt feierlich.....	120
Vignette	123
Da saß denn der junge Pastor wieder allein mit seinen Gedanken... ..	127
— der damals in so vielen Parlors der großen Stadt gesungen.....	129
In der jungen Dame des Paars hatte er sofort seine erste und einzige Liebe wieder erkannt.....	130
Es wollte dem Sänger scheinen, als hielte sie ihr Taschentuch an die Augen gepreßt	132
Der alte Schäper rief den Hunden, die sich gehorsamst wieder beruhigten. 139	139

Der alte Mann kam bereits am nächsten Morgen reumütig u. s. w....	148
„Herr Schäper, was meinen Sie“ u. s. w.....	150
Kirche und Pfarrhaus an der Cherokee Creek.....	152
„Ich hab's ihn schon düchtig gegeben.“.....	155
„In mich tocht noch allens.“.....	156
Bignette	162
Der junge Pastor starrte das Kuchenungeheuer an.....	168
„Ich wünsche, es wäre Abend und Sie wären wieder daheim.“.....	171
Seine Gedanken wanderten hinüber ins nahe, Leer stehende Pfarrhaus..	176
„Drück' Dein Gesicht dicht an mich, Elisabeth.“.....	179
Und der Blitzard tobt weiter!.....	182
In seinem Grimm griff der Farmer ein Stück Holz vom Boden auf....	183
Die beiden Männer schaufelten den Schnee von dem Verunglückten....	190
Jacks rechte Hand, ebenfalls verbunden, hing ihm auf der Brust.....	193
„Guck' nur amol a, der Prophet Elias ruckt aus.“.....	199
„Das sieht ja aus, als wäre Ihnen die Hand erfroren.“.....	202
Mit freundlichem Gruße reichte die junge Frau dem Gaste die Hand....	211
„Grüß' Gott, Frau Leonhardi!“.....	216
„Welch ein stattlicher Mann Sie geworden sind!“.....	219
Im Zimmer herrschte tiefe Stille.....	222
Bignette	225
Bignette	226
Bignette	227
Beide Töchter sind eine Zierde des Pfarrhauses.....	234
Eben stand Etine auf der Leiter und sang aus vollem Halse: „Zu Strasbourg auf die Schanz“.....	239
Mit dem Memorieren war's für heute aus.....	242
„Grüß Gott, Herr Pastor!“.....	242
„Guter Papa, wie geht es Dir denn?“.....	251
Er trat leise an das Fenster.....	253
Schlußbignette.....	255

Einlagen:

	Seite.
Ohne Kopfbedeckung eilt sie hinaus.....	16—17
„Sörum, kiez, dat mot use Pastoer sien, so föhrt nien anner Minsch!“.....	146—147
Zu seiner Fröhlichkeit trug nicht zum geringsten Teil ein Brief bei	172—173
Da schlang Amanda ihre schönen Arme um den Hals des geliebten Mannes:.....	254—255





Des College-Schülers Heimkunft in den Weihnachts- ferien.



Es war früher als gewöhnlich Winter geworden. Der große Spielplatz hinter dem College lag verödet; das lustige Rufen und Schreien der Ballspieler war seit Wochen verhallt. Der Nordwind schrie und piffte jetzt dort und riß und rüttelte an den Zweigen der alten, ehrwürdigen Eichen, die schon so vielen Generationen von College-Schülern Schatten gespendet hatten und nur noch vereinzelt am Rande des Spielplatzes standen, und klappte den Takt zu seiner Musik mit einem losen Brett am alten "Backstop". Der Nordwind spielte Ball und warf Schneeflocken zu Millionen, "Grounders", "Flies" und "Liners", wie es ihm einfiel, aber alle nach einer Richtung: von "First" nach "Third". Er wußte es nicht besser; er hatte keine blasse Ahnung von den Regeln des Ballspiels. Und jeder College-Schüler weiß, daß man ohne Regeln ebensowenig Ball spielen als lateinische Grammatik lernen kann.

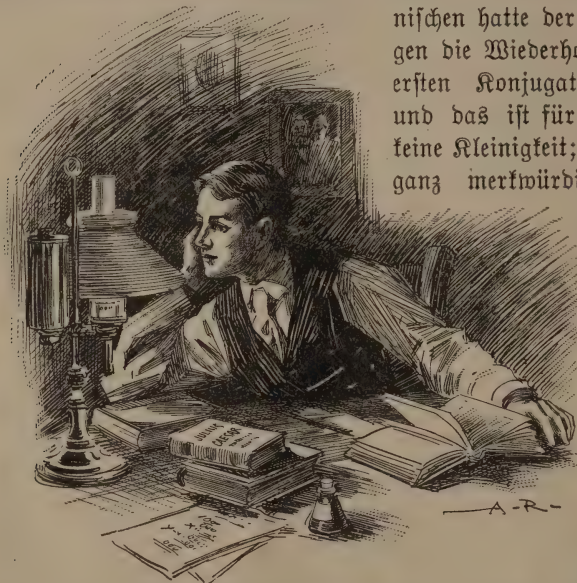
Von den Schülern des College ließ sich heute keiner auf dem Spielplatz sehen, es war entschieden zu unfreundlich draußen, auch war es schon zu spät. Die Glocke hatte zur abendlichen Arbeitsstunde geläutet, und da hat bekanntlich jeder Schüler auf seinem Posten zu sein und zu „ochsen“ oder zu „büffeln“.

Die freundliche Leserin mag sich über diese plebejisch klingenden Beschäftigungen der College-Schüler wundern, sie kann indessen versichert sein, daß die feinen Jungen, die in den Ferien so schön und sauber in der Heimat erscheinen, tatsächlich das ganze Jahr über „geochst“ oder „gebüffelt“ haben. So bezeichnet man nämlich auf dem College das Studieren oder Lernen.

In Sexta und Quinta, den beiden untersten Klassen, wo es mit dem Studieren noch etwas sachte, gleichsam „adagio, ma non troppo“ geht, wo noch Lattmann, Stegmann oder ein anderer Grammatiker in homöopathischen Dosen verabreicht wird, da „ochst“ man bloß. Von der Quarta, der vierten Klasse, an aber, wo das Griechische mit seinem

Properispomenon und seinem Propatorhthonon wie mit Reulenschlägen auf das arme Schülerlein losfährt, bis hinauf in die Prima, wo das Absorbieren von Wissenschaften geradezu ans Fabelhafte grenzt, da kann von einfachem „Ochsen“ nicht mehr die Rede sein, da wird „gehüffelt“.

Jack Noostand „ochste“ bloß; denn er war noch Sextaner, ein Schüler der untersten Klasse, aber an jenem bewußten, stürmischen Dezemberabend hatte er tüchtig zu „ochsen“. Der Professor des Latei-



nischen hatte der Klasse für morgen die Wiederholung der ganzen ersten Konjugation aufgegeben, und das ist für einen Sextaner keine Kleinigkeit; denn da ist von ganz merkwürdigen Dingen die

Rede. Stellenweise geht die Geschichte ganz gut, bis zum „Futurum ex-actum“ sogar famos, aber dahinter kommen die wunderbarsten Dinge, als da sind: „Impe-

„Er hatte heute abend gar keine rechte Andacht dabei, alle Augenblicke ertappte er sich auf anderen Gedanken.“ „Erundivum“ und was an herrenlosen Formen da noch umherlungert.

Jack hatte einen hellen Kopf mit auf die Welt und auch mit aufs College gebracht, hatte alle diese Formen, als sie homöopathisch eingeübt wurden, auch leicht begriffen und gelernt, aber die ganze Wissenschaft nun auf einen Haufen zu wiederholen — diese Aufgabe erschien ihm schwerer als beim Ballspiel „second baseman“ zu sein, was doch auch seine Mucken hat.

Er hatte heute abend gar keine rechte Andacht dabei, alle Augenblicke ertappte er sich auf anderen Gedanken. Sein Präsens: „amo,

ich liebe; amas, du liebst; amat, er (sie, es) liebt“, wie auch Imperfekt und Futur hatte er schnell und gedankenlos hergerappelt; beim Perfekt aber, als er eben auch rappeln wollte: „amavi, ich habe geliebt“, hiebt er inne, und sein Buch sank herab aufs Pult. Seine Gedanken flogen vier Monate in der Zeit zurück. Er wiederholte: „amavi, ich habe geliebt“. Ja, das war richtig: er, der Sertaner Jack, hatte geliebt. Allerdings nur so ganz leise und schüchtern und in tiefster Verborgenheit, so daß es selbst seine Schwestern nicht gemerkt hatten. Der Herr Lehrer Leonhardi in seines Vaters Gemeinde hatte ein blondgelocktes, rotwangiges Töchterlein, das mit Jack die Schule besucht, aber noch ein Jahr bis zur Konfirmation hatte. Das schlankte, schöne Kind, das stets so sauber in der Schule erschien und nie hatte nachsitzen müssen — ja, es war nicht zu leugnen, er hatte es gerne gesehen, — „sah's mit vielen Freuden.“ Es hatte ihn im geheimen mit Wonne erfüllt, wenn es, wie oft geschah, bei seinen (Jack's) Schwestern zu Besuch war. Diese Wonne hatte keineswegs an Intensität verloren, als er zu bemerken glaubte, daß das Mädchen ihrerseits ebenfalls Freude zeigte, wenn er, der große Junge, sich bei diesen Besuchen herbeiließ, einmal mit den Mädchen zu spielen. Und doch wozu das? Das war ja lange, lange her, halb vier Monate. Jack war ja jetzt College=Schüler geworden mit Leib und Seele, und was hat ein solcher mit Liebe zu tun! Die Hausordnung des College verbietet derartige Extravaganzen mit düren, deutlichen Worten; aber selbst, wenn dies nicht der Fall wäre, der Sertaner hätte doch nichts damit zu tun; denn es fehlt ihm sowohl die Zeit als auch die Neigung. Rings um ihn her ist alles neu und fremd: Verhältnisse, Lebensweise und Menschen. Er hat jetzt ganz andere Interessen. Mädchen, mögen sie blond oder brünett sein, spielen im Herzen eines Sertaners in den seltensten Fällen eine Rolle, es sei denn die eigene Schwester, die des Bruders Wünsche dem Vater fürbittend übermittelt. Stiehlt sich doch Liebe in das Sertanerherz, so gilt sie dem Ballspiel, dem Schlittschuhlaufen, dem Schwimmen, oder — erschrecklich zu sagen — der verbotenen Pfeife!

Nur einmal noch war das blonde Lehrerstöchterlein in Jack's Erinnerung aufgetaucht, und das war erst neulich gewesen, als er das Gerundivum von „amare“ zu lernen hatte und da zu seiner Freude fand, daß „amanda“ so viel heißt als: „Eine, die geliebt werden muß.“ Da hatte er doch eine, allerdings ganz heimliche Freude empfunden; denn Amanda hieß ja das blonde Kind in der Heimat.

„Sag mal, Jack Roostand, machst Du dort Gedichte auf den Sturmwind?“ rief plötzlich der Decurio, oder Stubenälteste. „Seit zehn Minuten sitzt Du dort und träumst. Wenn Du Deine Verse fertig hast, so bringe sie mir zur Kritik!“ Und Jack fährt in die Grammatik zurück und konjugiert weiter: „amavi, ich habe geliebt; amavisti, du hast geliebt.“ Ja, ja, seine Liebe, dessen ist er sich bewußt, hat längst die Vergangenheit erreicht. Er ist fertig damit.

Eine Viertelstunde später schien es wieder, als mache Jack Roostand Gedichte; die Grammatik lag wieder vergessen auf dem Pult. Diesmal aber war es nicht das blonde „Femininum gerundivi“, das seine Gedanken in Anspruch nahm, sondern ein Brief, den er heute von seinem Vater erhalten hatte und in dem derselbe schrieb, daß er (Jack) in den bevorstehenden Weihnachtsferien heim kommen dürfe. Das dazu nötige Reisegeld habe er an den Herrn Direktor gesandt, der es ihm einhändigen werde. Was Wunder, daß der Junge nicht weiter konjugieren konnte! Das war ja platterdings unmöglich! Wie lange war er nicht daheim gewesen! Bald waren es vier Monate. Was hatte er nicht alles in dieser Zeit erlebt, erfahren, gelernt! Was war nicht alles aus ihm geworden! Sogar ein „second baseman“! Und wie lange hatte er nichts Ordentliches mehr zu essen gehabt! Hach, Hach, Hach — ewig Hach — ja, Hach hatte er reichlich bekommen, und gab es etwas, was Jack von Grund der Seele zuwider war, so war es eben Hach. Und daheim gab's Klöße, Nudeln, Kartoffelpfannkuchen, Kringel, Wurst — großer Cäsar, ja: Wurst!! zumal in dieser herrlichen Weihnachtszeit. Und all diese Herrlichkeiten winkten, lockten — nicht aus unerreichbarer Ferne, nein, aus nächster Nähe! Nur noch eine Woche! Und die Sache war nicht „Fata Morgana“, nicht Traum: der Herr Direktor hatte ja schon den Schlüssel zu jenem glückstrahlenden Paradies in Händen, Jack brauchte bloß —

„Jetzt höre aber, Jack, träumst Du schon wieder?“ ertönte des Decurio fürchterlicher Baß. „Was hast Du nur heute abend?“

Der solchermaßen gröblich von der Wurst Aufgejagte stürzte sich wieder in das Meer des Liebens und konjugierte weiter: „amaveram, ich hatte geliebt; amaveras, du hattest geliebt,“ bis ihn die Glocke, die zur Abendandacht rief, von seiner Liebesqual erlöste und er hinauf wanderte in die Aula zum gemeinschaftlichen Abendgebet.

* * *

Im Pfarrhaus zu Westonville ging es heute überaus lebendig zu.

Es war zwei Tage vor Weihnachten, und am Abend sollte Jack vom College heim kommen. Herr Pastor Noostand saß still und gedankenvoll auf seinem Studierzimmer. Fleißig war er allerdings auch; denn die nahe bevorstehenden Weihnachtsfeiertage, zumal wenn, wie dieses Jahr, gleich darauf ein Sonntag folgt, machen einem Pastor tüchtig zu schaffen, aber es ging dennoch alles still bei ihm zu. Ganz anders bei der Frau Pastor draußen in Küche, Speisekammer und Keller. Die gute Frau war noch jung, Jack war ihr ältestes Kind. Sie war eine stattliche Person, nicht eigentlich schön zu nennen, hatte aber ein Paar

prachtvolle Augen, aus denen einem ihr ganzes Wesen, nämlich eine unendliche Fülle von Freundlichkeit und Wohlwollen entgegen-



„Jetzt war Stine wieder in der Küche und schob Pfannen mit Kuchen in den Ofen, die die Frau Pastor ausrollte.“

strahlte, ein Paar Augen, das ihr die Liebe der ganzen Gemeinde zugezogen hatte. Die Westonviller wären für ihre „Pastörste“ durchs Feuer gegangen.

Von ihren Kindern konnte Frau Pastor Noostand noch nicht viel Hilfe erwarten; denn Betty, ihre Älteste, war erst etwa zwölf Jahre alt, und die dicke Emma, des Hauses Wildfang und Allerweltsliebbling, war, obwohl fast elfjährig, nach Ansicht der Mutter zu rein nichts zu gebrauchen als zum Lärmachen und Unsinnntreiben. Zum Glück war unser Pastor so situiert, daß er seiner Frau, die außer den genannten Kindern noch drei jüngere zu erziehen hatte, ein Dienstmädchen halten konnte, und ein ebenso großes Glück war es, daß er dazu Stine Vorlang bekommen hatte, die der Pastor mit Fug und Recht zu dem „frommen Gesinde“ der vierten Bitte rechnete, wenn sie auch, wie sie selbst sagte, „den Snabel auch ohne Smier ümmer in’n flanken Gang“ hatte. Mit ihrer Hilfe brachte die Frau Pastor alles mögliche fertig. Sie war überall zu gebrauchen.

„Stine,“ hatte die Frau heute morgen gesagt, „heute heißt’s aber arbeiten und sich umbrehen! Ich weiß nicht, wie wir fertig werden wollen, ehe der Junge heim kommt, und ich möchte dann so gerne fertig sein.“

„Wird sich allens, Frau Pastöhrin,“ hatte Stine geantwortet, „wird sich allens; man nur nich die Flint’ im Korn smeißē!“ Und dann waren Frau und Magd fröhlich an den Berg von Arbeit gegangen und waren jetzt bereits viertels oben, obwohl es noch nicht zehn Uhr war. Die Betten waren gemacht. Stine hatte die Zimmer des zweiten Stockwerks gesäubert und besondere Sorgfalt auf dasjenige verwandt, in dem Jock heute nacht schlafen sollte. Sie hatte dabei laut vor sich hin räsoniert und gebrummt: „Näc sagen sie nu zu den Jung. Is das auch ’n christlichen Nam’ for ein’n glatten Jung? Johannes tut er sich benennen, so is er getauft! Du mein’s Räbens — Näc! — Unser Mutter hat sich ja woll beim Direktöhr davon beklagt, abers was antwort’t der? Er tät das ja woll auch nich grad gleichen, aber Mode tät es auf’n College sein, und ein schlechtes Merkmal wär das nich for ein’n Jung, un’ wenn er soll ehrlichen eingestehen, so tät er süßst nich viel von ein’n Studenten halten, wo niemals mit ein’n Nicknam’ belagert würd’. Seiter diese Zeit kenennt unser Mutter den Jung männigmal süßst so. Na, was geht’s mir an? Ich bleibe bei Johannes, es läutet mich christlicher.“

Jetzt war Stine wieder in der Küche und schob Pfannen mit Kuchen in den Ofen, die die Frau Pastor ausrollte. Das Gesicht glühte ihr dabei. Am Küchentisch saßen Betty und Emma und reinigten Rosinen für die Weihnachtsstollen, während die jüngeren Kinder, aus der Küche verbannt, sich im Wohnzimmer amüsierten, indem sie sich emsig bemühten, einer Puppe vom vorigen Weihnachtsabend den Stalp kunstgerecht abzureißen.

Da trampelte es plötzlich draußen auf der Veranda, wie wenn jemand sich den Schnee von den Schuhen stampft, und gleich darauf klopfte es an die Tür. Stine steckte den Kopf vorsichtig hinaus, riß aber sogleich die Tür weit auf und forderte den draußen stehenden Mann freundlichst auf, hereinzukommen: „Den hübschen Snee, den lassen Ihr man, mit das werd' ich nahten fertig, Geilkesbatter!“



Die Westonviller Gemeinde bestand gut zur Hälfte aus wohlhabenden Farmern aus der Nachbarschaft des Städtchens, in dem Kirche und Schule standen. Geilke war Farmer. Er

schleppte einen gewaltigen Korb herein: „Frau Pastern,“ sagte er, „wir haben vorgestern geschlachtet, und da sagte heute morgen Marie, was meine Frau ist, zu mir: ‚Fritz,‘ sagte sie, ‚bei uns ist die Füll, bring einen Korb voll zum Pastor und einen zum Schulmeister,‘ und da ist Ihrer.“

„O, Geilkesbater, das ist ja herrlich! Wie soll ich Ihnen nur dafür danken?“ rief die Frau Pastor. „Solch ein gewaltiger Korb voll! Das trifft sich prächtig; Sie müssen nämlich wissen, unser Johannes

kommt heute abend heim. Geiltesvater, Sie glauben gar nicht, wie ich mich freue, den Jungen wiederzusehen. Wie wird der essen! Solche Buben haben immer Hunger, und auf dem College geht's sehr einfach zu mit dem Essen."

"Glaub's schon, hab' all davon gehört. Na, denn man gegessen; wenn's alle ist, so ist da noch mehr bei uns. Und nun, Abje, ich muß noch nach'n Lehrer."

"Adieu denn; sagen Sie, bitte, Ihrer lieben Frau unsern besten Dank und besuchen Sie uns einmal während der Feiertage."

Der alte Mann ergriff seinen leeren Korb und stapfte durch den Schnee seinem Wagen zu. Stine, die den Korb in der Speisekammer entleert hatte, wandte sich an ihre Herrin: „Frau Pastöhrin, ich bitte Ihnen — solche Würst! 'S is die vollendetste Prachtvolligkeit. Dor liegen sie in die Speisekammer wie die möglichste Lieblichkeit, un' das Beste dabei ist die Appetitlichkeit von die Geilteske, sie is so 'ne saubere."

"Ja, Stine, es sind sehr brave, reinliche Leute. Wie sollen die Würste unserm Studenten munden! Stine, Stine, ich freue mich zu viel auf den Jungen, ich bin bange, es passiert etwas. Man soll sich nicht so sehr freuen, das ist, fürchte ich, seine Abgötterei."

"I wo, Abgötterei, Frau Pastöhrin! Wo kann das Abgötterei sein, wenn eins sich freuen tut? Dor hört ein Göz zu; un' woso is uns' Johannes ein Göz? Wennehr haben Sie ihm mal angebet't? Gott bewohre — die Hosen haben Sie em stramm gezogen un' denn or'ntlich, wenn seine Aufführung mal was zu ungöttlich im Wandel war. Aber angebet't — davon is mich nie was in die Beobachtung gelangt. Sie sind doch woll zu feinfühlig in Ihre Religion von Abgötterei. Aber dor klopft't all wieder an die Thür, ich will mal eins zusehen."

Es hatte richtig geklopft. Draußen stand wieder ein Mann und der trug auch etwas. Es war aber kein Korb, sondern ein mächtiger, lebendiger Truthahn mit zusammengebundenen Flügeln und Beinen. Die Frau Pastor war mittlerweile ebenfalls an die Thür getreten.

"Fröhliche Weihnachten im vörrut, guten Dag ok!" rief der Mann.

"Danke, danke, fröhliche Weihnachten ebenfalls, Großvater Lange! Was führt Sie zu uns?"

"Nix führt mi her; ik führ em her, deses Kirl hier. Dat't jug em got smeden. Jung is hei noch, un swor is hei ok. Wo soll ik em denn laten?"

„Stine,“ sagte die Frau Pastor, „laß das Tier in den Holzstall bringen und löse ihm die Bande an den Beinen. Und Sie, Großvater, kommen dann herein, wärmen sich und trinken ein Glas Wein. Sie müssen ja halb erfroren sein, Sie kommen so weit her.“

„Ne, danke schön, Fru Pastern, seihn Sei, ik heww buten noch so'n Bagel, den sall de Schoolmester hewwen.“

„Das ist sehr schön von Ihnen, Großvater, daß Sie den Herrn Lehrer auch bedenken; er verdient's wahrlich auch. Und nun unsern herzlichsten Dank. Grüßen Sie freundlichst daheim.“

„Danke, will 't bestellen!“ und Großvater Lange zog mit dem andern „Bagel“ ab.

Stine kehrte aus dem Holzstall zurück. —

„Nu haben wir ihm, nu is er in die Gegenwart,“ rief sie ihrer Herrin fröhlich zu, „ich meine den Götz. Nu soll mir nich wunnern, wenn zu Weihnachten die feine Abgötterei zugleich mit die plumpe bei uns eintreckt. So'ner fufzehn Pund soll er woll wiegen.“ — —

Ein paarmal im Laufe des Vormittags erschien auch der Pastor in der Küche, was er sonst, wenn ihm ein paar Predigten auf der Seele lagen, nicht zu tun pflegte. Das erste Mal fragte ihn seine Frau verwundert, was er wünsche oder suche, worauf er freundlich antwortete, er suche nichts, habe auch keine besonderen Wünsche, er fühle aber das Bedürfnis, mitunter etwas anderes zu sehen als seine Predigten. Die gute



„Draußen stand wieder ein Mann und der trug auch etwas. Es war aber kein Korb, sondern ein mächtiger lebendiger Truthahn mit zusammengebundenen Flügeln und Beinen.“

Frau lachte schelmisch und sagte: „Es ist aber noch viel zu früh, der Zug kommt erst heute abend,“ worauf der Pastor ihr mit dem Finger drohte, den Kopf zwischen die Schultern zog und sich wieder in sein Zimmer verfügte.

„Seht, Kinder,“ sagte die Mutter, als er verschwunden war, „der gute Papa freut sich ebenso sehr auf den Abend wie wir und darf's doch nicht so wie wir, der arme Mann. Er muß seine Gedanken so sehr beisammen haben heute. Da haben wir's besser: wir dürfen denken, was wir wollen, und uns freuen, so viel wir mögen.“

„Das tun wir aber auch,“ rief die dicke Emma, „ich freu' mich ganz rasend auf den Abend, und was denkst Du, Mama, Lehrers Amanda hat zu Betth gesagt, sie tät' sich auch freuen, und der Johannes ist doch gar nicht ihr Bruder.“

„Daran kannst Du sehen, daß Amanda ein gutes Kind ist: sie freut sich, weil Ihr Euch freut,“ entgegnete die Mutter. Stine aber, die grinsend zugehört hatte, nickte eifrig mit dem Kopf und dachte: „Hat sich was mit diese unselbststeigenföchtige Freude von die Kleine driiben! Man hat ja woll auch seine angeborene talentvolle Begabung for Beobachtung.“

* * *

Mittag war vorüber. Eine große Mahlzeit hatte es im Pfarrhaus nicht gegeben; man weiß ja, wie das geht: während der Vorbereitungen für Weihnachten, an den Samstagen und während der halbjährlich wiederkehrenden großen „Hausreinigungszeit“ kommt der Magen nie zu seinem Recht. — Nach dem Essen ging's wieder an die Arbeit. Der Berg war noch immer nicht ganz erstiegen. Stine trug eben einen Eimer mit Asche durch den Hof, als wieder ein Gemeindeglied mit einem Weihnachtsgeschenk anlangte. Wieder war es ein Truthahn, und der, der ihn trug, war unserer Stine Cousin oder „Kosent“, wie sie sagte. Ihm wurde ein jubelnder Empfang von seiner Base, die von allen Gemeindegliedern ihn am wenigsten mit einem Geschenk erwartet hatte, da er im Geruch stand, nicht von Gebersheim zu sein.

„Süh' dor, Willem, wo kommst Du her? Was macht Mina und die Kleinen? Bringst Du Dein'n Pastorh auch ein Pressent?“

Die helle Freude leuchtete aus ihrem ehrlichen, breiten Gesicht. Die Freude aber verwandelte sich augenblicklich in etwas ganz anderes, als Wilhelm ihr das gebundene Tier übergab und sie nun dessen Ge-

wicht und Körperbeschaffenheit fühlte. Auf ihrem Gesicht zog ein Gewitter herauf. Mit nicht mißzuberstehender Gebärde ließ sie den Puter in den Schnee fallen und sich bezwingend sagte sie feierlich, dicht an den „Kossent“ herantretend:

„Willem, wenn einer Geschenkers machen tut, so muß er's or'ntlichen machen. Es muß ein'n gleichermaßen aus die Seele gehen, muß ein'n so'n hütschen weh tun, denn is das ein recht't Geschenk. Aber, Willem, dieser Bagel tut Dich nich weh — zu Dich darf ich das ja sagen, zu andern tät ich's nich wegen die höfliche Rücksichtsvolligkeit, aber Du hüts mein leibhaftigen Kossent — süh, Willem, der Bagel kommt nich aus Deine Seele, sondern aus'n Nilfluß, wo Pharaonen seine letzten sieben Kühle aus rauskommen taten, un' — —“

„Ja, Stine, id hemwacht — —“

„Ne, Willem, das is ja grad', Du hast nich dacht, Du hüts mit dicke Unbedenklichkeit ganz umfangen, sonstn hätt'st Du diesen ägyptischen Bagel nich brocht. Langens Großvatter hat heut auch all ein'n brocht. Das is'n Geschenk! Der grandbezgt in'n



„Bring ein'n besseren, ein'n aus Deine Seele, dauh mi den Gefallen, Willem.“

Holzstall 'rum wie Nebbekadnezer an das Rote Meer. Wenn Deiner da zu ihn reinkömmt, so find't dor keine Verbrüderung statt, indem daß Langen seiner Deinen gor nich for seinesgleichen anföhrt. Ne, Willem, sag nich, daß Du dacht hast. Ich schäm mir for Dich. Wennst Du keine bessere haben tät'st, aber Du hast wunnerschöne un' 'ne Masse davon. Bring ein'n besseren, ein'n aus Deine Seele, dauh mi den Gefallen, Willem. Es hat Dir noch niemand mit diesen hier gesehen, fannst hier hinten rausgehn; sühste? Un' denn noch eins: Hast Du auch ein'n for den Lehrer?“

„Ne, Stine, id —“

„Ne, Stine, ne! Das hab ich mir woll gedacht. Ich sag' Dich, Willem, es is dies for die Menschheit woll die lieblichste Welteinrichtung, daß die Schullehrers, wenn auch noch nich ganz gor nir, so denn doch viel weniger for ihre lebendige Existenz brauchen als annere Leute, un' grad so nett is es auch, daß die Menschheit diese Einrichtung so fixig auffassen un' begreifen tut. Süh, Willem, sülostest Du mit Deine swache Begabung begreifst das, daß so'n Lehrer nir braucht.“

„Ja, Stine, id hewwe dacht — —“

„Dacht, wedder dacht! Ich sag' Dich, Willem, Du hast nich dacht. Du denkst äwerall nir. Wennste denken tät'st, denn stünd Dich das Bild vor Deine geistlichen Augen, wie der Lehrer sich johrin, johrut mit Deine dämlichen Göhren abschind't, daß mal dor was aus werden soll — wenn's auf Dir ankömmt, Willem, so werden dor Dummköpp aus; denn die Art is vorhanden — aber Du denkst nich. Darum will ich nu for Dir denken. Süh, nimm dies Animalium wieder mit heim un' komm morrn mit zwei bessere wieder. Nich woher, Willem? Un' nu Abjüs! Grüß Mina'n. Ich hab noch zu tun.“ Damit ließ Stine den Mann stehen und verschwand in der Rükchentür.

Der „Roosent“ sah ihr verwirrt nach, er krazte sich hinter den Ohren, nahm aber seinen „ägyptischen Bagel“ auf und schob sich wirklich durch das Hintertor davon. Stine sah ihm durch das Rükchenfenster nach und sicherte leise: „Der bringt morrn zwei bessere, wenn ich ihm kenne.“

* * *

Die kurze Wintertageshelle neigte sich ihrem Ende zu. Der Himmel hatte sich allmählich umzogen, und wieder fielen die Schneeflocken, heute aber still und ruhig. Pastor Roosstand klappte gegen vier Uhr sein Manuskript mit Wucht auf den Schreibtisch und warf sich in seinen Lehnstuhl zurück. Es war ihm den ganzen Nachmittag ergangen wie seinem Sextaner vor einer Woche beim „amare“, er konnte nicht bei der Sache bleiben. Zehnmal begann er einen Satz und zehnmal kam er wieder davon ab. Nun war's für heute vorbei mit dem Studieren. Er freute sich, daß morgen noch ein Tag war.

Noch aufgeregter als er war sein gutes Weib. Zu all ihrer Arbeit gesellte sich noch die Not oder der Aerger mit den Kindern. Diese waren heute rein aus dem Häuschen. Wer eine Schar Kinder hat, weiß, was sie aufstellen, wenn man Besuch erwartet. Das ist zum

Tollwerden. Wenn sie sich aus Bosheit so aufführten, so hätte man die Genugthuung, mit dem Stock dreinschlagen zu dürfen, um Ordnung zu schaffen; aber es ist nicht Bosheit noch Herzenshärtigkeit, sondern Aufregung, die sich bei Kindern eben nur so offenbaren zu können scheint, und man greift erst zum Stab Wehe, wenn man das Unwesen einfach nicht mehr aushalten kann und alles Mahnen und Warnen nicht helfen will.

Die Frau Pastor hätte auch gerne geprügelt, konnte aber heute nicht übers Herz bringen, es zu tun. Sie griff daher zur Einzelhaft. Die dicke Emma, die es am tollsten getrieben hatte, wurde etwas unsanft in die Ecke hinter dem Küchenofen speidiert, und die Mutter reichte ihr ihren Strickstrumpf, an dem der Wildfang schon seit undenklichen Zeiten herumgestrickt hatte und der in folgebessenen schon recht nett schmutzig war, ohne jedoch noch eine Spur von der Ferse zu zeigen. Für die zwei folgenden Buben fanden sich im Wohnzimmer zwei passende Ecken, und das Baby, das eigentlich ganz unschuldig war, wurde mit der skalpierten Puppe im Arm auf einem hohen Stühlchen festgebunden. Betty hatte nicht mitgemacht; sie war auf ein Stündchen zu ihrer Freundin, der Amanda im Lehrerhaus, hinübergeschlüpft, die am nächsten Morgen mit ihrer Tante verreisen sollte, um Weihnachten bei den Großeltern zu verleben. —

Vollständig zum Ausgehen fertig, in Ueberrock und Vibermlühe, trat der Pastor in die Küche und fragte: „Sind die beiden Mädchen fertig, Mütterchen? Ich will sie mit an den Bahnhof nehmen.“

„Seht schon?“ rief lachend die Mutter. „Guter Papa, der Zug ist ja noch zwanzig Meilen von hier entfernt. Aber geh nur, die Mädchen sollen gleich fertig sein. Stine, willst Du, bitte, Betty heim holen?“

„Wenn Du zu Lehrers gehst, Stine,“ sagte der Pastor, „dann nimmst Du wohl auch die Liste der Choräle mit, die der Herr Lehrer morgen abend und am Christfest im Gottesdienst spielen soll. Sie liegt auf meinem Schreibtisch.“

„Will ich gerne besorgen,“ antwortete Stine laut, und für sich setzte sie leise und schmunzelnd hinzu: „Dieses paßt mich, wie angestoffen, könnte gar nicht besser sein.“ Sie holte die Liste, nahm sie mit in ihr Zimmer, wo sie sich zum Ausgehen bereitete, legte sie dort säuberlich auf ihr Bett und eilte dann hinüber in die Lehrerwohnung. Dort half sie Betty beim Anlegen ihrer Jacke, nahm das Mädchen unter ihre Flügel, und beide verabschiedeten sich. Im Hof ließ Stine das

Mädchen stehen, lief an die Haustür zurück, steckte den Kopf hinein und sagte:

„Frau Lehrern, da hat mich der Herr Pastor ein Poppier mit die Sänge for Weihnachten for den Herrn Lehrer mitzunehmen gegeben, und ich hab's in mein Zimmer liegen lassen. Wollen Sie nich Ihre Amanda so um Klocke sechse mal rüberlaufen lassen un' das Poppier holen?“

„Gerne, Stine, sie kann gleich mitgehen.“

„Ne, ne, Frau Lehrern, ich habe jetzt noch zu viel vor. Um sechse aber paßt't mich besser; denn hab' ich den Kopp woll wieder haben.“

„Gut denn, um sechs Uhr. Adieu!“

Stine machte ein überglückliches Gesicht. „Das gelingt mich,“ dachte sie; „wart man, Amanda, Du sollst Dir nicht ummefonst gefreut haben: um Klocke sechse is er da!“

* * *

Fauchend und zischend saust der Eisenbahnzug dahin, umtanzt von Millionen von Schneeflocken. In einem der behaglich erwärmten Waggon's sitzt ein kräftiger, dunkeläugiger Junge von etwa fünfzehn Jahren am Fenster und wischt von Zeit zu Zeit über eine Stelle auf der immer wieder anlaufenden Glasscheibe, um hindurch schauen zu können. Ihn kümmern nicht die Mitreisenden, er schaut nur hinaus in den Schnee, und seine Gedanken eilen dem Zuge voraus; denn die Fahrt dauert ihm zu lange. Es ist unser Jack vom College; wenn wir's nicht schon wüßten, so könnten wir ihn an den schönen Augen erkennen, die er von der Mutter geerbt hat. Gepäc hat er nicht, viel bei sich, sein bißchen Habe steckt in der Reisetasche neben ihm auf dem Sitz. Er reist heim, um mit seinen Lieben Weihnachten zu feiern, aber Weihnachtsgeschenke für sie hat er nicht. Womit sollte wohl ein College-Schüler Weihnachtsgeschenke kaufen? Es sind das arme Bursche, und doch wie glücklich, wie froh, wie sorglos, wie reich! Nein, Jack hat nichts eingekauft, aber drei Dinge bringt er mit heim, die werden den Eltern lieber und köstlicher sein als viel Gold und Edelgestein: ein gutes Gewissen, ein Gesicht, auf dem das gute Gewissen zu lesen ist, und ein gutes Zeugnis von seinen Lehrern. Fahr hin, Jack, Du wirst wohl ankommen. Wollte Gott, es brächten alle College-Schüler ihren Eltern solche Weihnachtsgeschenke!

Noch eins bringt Jack mit. Das gehört aber nicht in die obige Kategorie, das macht ihn auch nicht glücklich und froh, das wäre er



„In einem der behag-
lich erwärmten Wag-
gons sitzt ein kräfti-
ger, dunkeläugiger
Junge von etwa fünf-
zehn Jahren.“

gerne los, muß es aber behalten, bis ihn sein Mütterlein davon befreit, das ist — Hunger. Er ist über sechs Stunden gereist, und auf dem College war keine Mutter, die ihm Proviant mitgegeben hätte. Was Wunder, daß seine Gedanken dem Zuge vorausseilen! Glücklicherweise hat er nicht mehr weit.

„Westonville! Westonville!“ brüllt der Schaffner durch den Waggon.

„Endlich, endlich,“ denkt Jack, erhebt sich, zieht seinen Ueberrock an, sieht nach seinem Gepäck und blickt dann, sich wieder niederlegend, von neuem zum Fenster hinaus.

Die ersten Häuser von Westonville fliegen vorüber; er kennt sie alle — sein Herz klopft vor Freude. Jetzt muß gleich die Brücke kommen — da ist sie schon. Nun eine Reihe von Querstraßen, dann das

„Round-house“ und die vielen Schienen davor, dann die Hauptgeschäftsstraße und endlich der Bahnhof. Es war schnell Nacht geworden, dennoch erkennt Jack das lange Gebäude an den vielen Lichtern davor. Ob ihn jemand am Bahnhof erwartet? Die Fahrt verlangsamt sich, und endlich steht der Zug. Jack lehnt in der Thür des Waggon's, und kaum kommt die Lokomotive zum Stillstand, da rennt er die Stufen hinab, die Reisetasche fliegt auf die Bretter des Bahnsteiges und der Junge in die offenen Arme des Vaters.

„Junge, mein Junge!“ ist alles, was der Vater hervorbringen kann. Der Sohn sagte auch gern etwas, aber er kann nicht; die Freude schließt ihm den Mund.

Nun drängen sich aber auch die Schwestern heran, den Bruder zu begrüßen, und unter viel Fragen und Antworten geht's durch den Schnee heim — heim zu einer, die, als sie den Pfiff des heranbrausenden Zuges von fern vernahm, die Hände auf ihr pochenbes Herz preßte und es doch nicht beruhigte.

Wie oft das gute Mütterlein an die Haustür lief, um durch die Glasscheibe auf die schwach beleuchtete Straße hinauszublicken, wer wollte das sagen! Aber alles Warten nimmt einmal ein Ende. Als sie wieder einmal hinausblickt, erkennt sie vier Gestalten und zwischen denselben eine Reisetasche. Das ist ihr genug. Ohne Kopfbedeckung eilt sie hinaus ans Hoftor, wo sie, von Schneeflocken umwirbelt, die Ankunft der vier Gestalten erwartet. Eine derselben löst sich plötzlich von den andern und fliegt dem Tore zu mit dem jubelnden Ruf: „Mama, liebe Mama!“ und Mutter und Sohn halten einander umschlungen.

Mit großen Freuden wird das Schülerlein ins Vaterhaus geleitet — an der Hand der Mutter, das läßt sie sich nicht nehmen. In der Bohnstube beginnt der Jubel erst recht. Die Gefangenen haben längst durch allgemeine Amnestie die Freiheit wieder erlangt und umdrängen mit den Eltern den Heimgekehrten. Jedes bestürmt ihn mit Fragen, während er sich des Ueberrocks entledigt, jedes will ihm etwas sagen oder zeigen. Wir wissen ja aus Erfahrung, wie das Heimkommen des College-Schülers vor sich geht. O, Jack hätte viel zu tun, wollte er alles fassen, sehen, beantworten. In Gutmütigkeit tut er sein Bestes, und man ist zufrieden. Auch Stine kommt aus der Küche, streckt ihm ihre ehrliche rote Hand hin, und Jack ergreift und schüttelt sie freudig. Die Hand hat schon so viel für ihn getan. Stine ist gerührt und macht



„Ohne Doppelbedeckung eilt sie hinaus,“

vor Rührung wenig Worte. „Ich freu' mir fur'bor, daß Du wieder gesund dor büßt, Johannes,“ sagt sie, „armes Wurm, büßt gewiß ganz auf'n Hund vor Hungerigkeit, aber das Essent is gleich fertig.“

Die Uhr hatte eben sechs geschlagen, und niemand hatte darauf geachtet, da erschien in der Thür des Wohnzimmers die schlanke Gestalt eines Mädchens und blieb, als sie die Versammlung vor sich und den Gegenstand der Aufregung erblickte, bescheiden stehen, löste in Verlegenheit die dunkle Mantille, die sie über den Locken des schönen Köpfchens getragen hatte, und schlang sie sich um die Schultern, enthüllte dadurch, ohne sich dessen bewußt zu sein, ein geradezu reizendes Bild, dessen Schönheit um so klarer hervortrat, als das Licht der Alstralampe das Mägdlein hell beschien. Es war Amanda Leonharbi, das blonde Töchterlein des Lehrers. War es bloß die Kälte der Winterluft, durch die sie hergelaufen war, was ihr die Wangen geröthet? Das wäre ja möglich, doch Jack, der sie von allen zuerst erblickte, wurde auch plötzlich rot; so mag's auch wohl die Wärme im Zimmer gewesen sein.

Wäre diese Begegnung vor vier Monaten passiert, als Jack noch im Vaterhause lebte, so wäre es ihm schwerlich eingefallen, das Mädchen, dem gegenüber er immer schüchterner und besangener gewesen war als sonst allen andern gegenüber, vor den Augen seiner Lieben anders als vielleicht mit einem Kopfnicken oder einem landesüblichen „Hello“ zu begrüßen. Heute abend tat er es. Woher er den Mut dazu nahm, ist ihm später stets ein Rätsel geblieben. Freundlich trat er aus dem Kreis zu Amanda und reichte ihr mit einem deutlichen: „Wie geht es Dir, Amanda?“ die Hand, in die das Mädchen erröthend die ihre legte, um sich gleich darauf in größter Verlegenheit an die Frau Pastor zu wenden. Sie war alt und zartfühlend genug, zu verstehen, daß ihre Anwesenheit zu dieser Stunde den Gedanken hervorrufen könne, sie sei mit Vorbedacht gerade jetzt ins Pfarrhaus gekommen, und dieses Gefühl war ihr über die Maßen peinlich. Sie beeilte sich, zu erklären, wozu sie da sei, doch Stine, die die Situation sofort begriff, schlug sich ins Mittel.

„Süh', Amanda, da büßt Du ja! Ich habe Dir bei diese aufregsame Kalamität ganz vergessen,“ rief sie. „Sie will das Lieberpoppier for ihren Vatter holen, das ich, wo ich nach Lehrers ging, in mein'n Zimmer hab' liegen lassen. Auf Klock sechse hatte ich ihr bestellt. Wart' ein büßchen, ich hol's Dich, Kind!“

Damit eilte Stine die Treppe hinauf, und hätte jemand sie dabei
Roostand 2

beobachten können, so hätte er ein in sich hinein ficherndes Menschenkind gesehen, das nickend und grinsend vor sich hin philosophierte: „Sühste, olle Stine, wiesle recht gehabt hast mit Deine Beobachtung? Un’ Mutter is dor auch all längst hinter gekommen. Sie sagt, das wär ja bloß Kinderei, un’ lacht dorüber. Is auch Kinderei, soll auch noch for viele Jahre Kinderei bleiben, aberz einmal wollt ich doch tät dor Ernst aus werden. ’S is mich nir Neues, daß manche von die Pastors un’ die Schulmeisters das nich’ gekriegt haben, was zu sie gehabt haben täte, weil sie nir hatten, als sie noch jung waren, un’ denn nachher ’naus in die Wildheit kamen, wo’s nir geben tat, was for ihnen paßte. Jetzt mag es gehen, wie’s will. Johannes hat Amanda wiebergeesehen un’ Amanda ihm. Das mußte heute abend sein; denn mornn geht sie fort. Vergessen werden sie woll den heutigen Abend nich’. Das is allens, was ich will.“

Amanda trippelte mit ihrer Chorallisle nach Hause. Jack sah ihr schweigend nach, bis die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte. Er verlebte im Vaterhause köstliche Weihnachtsferien und zog, nachdem mit seiner kräftigen Hilfe der fünfzehnpfündige „Göhz“ samt dem „Besseren“ des „Koffent“ vertilgt und auch die „Lieblichkeit“ zum Teil aus der Speisekammer verschwunden war, mit frohem Herzen und wohlgefüllter Reisetasche zum College zurück.

Er ist während seiner Studienjahre noch oft heimgekehrt, Amanda aber hat er nicht mehr vorgefunden. Sie war im folgenden Frühjahr mit ihren Eltern in eine ferne Stadt gezogen, wohin ihr Vater einem Rufe folgte. Was jedoch das Vergessen des Abends der ersten Heimkunft Jacks und das Vergessen der schönen Mädchengestalt im hellen Schein der Lampe betrifft, so hat Stine recht behalten.



Aus Jack Roostands Prima-Jahr.

September! — Recht betrachtet, ist das ein schöner Name, es liegt viel Wohlklang darin. Der poetisch angehauchte Mensch — und das sind wir ja fast alle, mehr oder minder — verbindet mit seinem Wohlklang auch stets schöne, wenn auch etwas melancholisch stimmende Bilder, Bilder, wie sie der Dichter in Worten malt, wenn er spricht:

„Milder Glanz der Sonne —
Mattes Himmelsblau —
Von verflung'ner Wonne
Träumt still die Au.“

Wehmut schleicht ihm ins Herz, wenn der Monat ins Land zieht; denn des Sommers Schönheit und des Sommers Lust sind dahin, der Wind weht über Stoppeln, und das Grün des Waldes wird matt. Und doch ist es eine süße Wehmut, etwa wie die des gereiften Menschen, wenn er an seine goldene Jugendzeit zurückdenkt. Sie hinterläßt keinen bitteren Nachgeschmack im Munde.

So ist es bei den gewöhnlichen, erwachsenen und selbständigen Menschen, so auch bei den kleinen, noch ganz unselbständigen; ganz anders aber beim College-Schüler.

Für ihn hat der Name September auch einen Klang, und Wehmut liegt für ihn auch darin, aber der Klang ist ihm kein Wohlklang, und die Wehmut ist nicht süß. Damit soll nicht gesagt sein, daß der College-Schüler nicht poetisch angehaucht sei. Bewahre! Im Gegenteil! Er steckt durchschnittlich voll Poesie, und sie quillt auch mitunter in schönen Versen aus ihm hervor, wie aus dem „Ein Gewitter“ betitelten Gedicht eines ehemaligen Quartaners erhellt, das in den tiefempfundenen Versen ausklingt:

„Ein Blitzstrahl kommt geflogen
Und trifft den Busch mit Graus —
Da fliegt in weitem Bogen
Ein totes Schweinchen 'raus.“

Trotzdem schmeckt ihm die Septemberwehmut nicht süß, trotzdem klingt seinem Ohr der Name September nicht wohl. Wer wollte ihm das auch verargen? Der Name ist ihm, was das Signal der Kriegstrompete dem Soldaten ist: er ruft ihn hinaus ins feindliche Leben, ruft ihm zu, „Vater und Mutter zu verlassen und zu ziehen in den

Streit," ruft ihm zu, daß es mit der kurz genossenen größeren Freiheit im Vaterhause wieder einmal auf lange Zeit vorbei ist und er die Fesseln des geregelten College-Lebens sich wieder anlegen lassen muß. Schwere Fesseln sind es freilich nicht — das weiß er längst — aber es sind Fesseln, und an ihnen hammeln als Ornamente zahllose griechische, lateinische und hebräische Exercitien und Extemporalia und der pythagoräische Lehrsatz und viel anderes wissenschaftliches Edelgestein, dessen Wert der Studio oft im ganzen Leben nicht abzuschätzen lernt — und das alles zusammen bildet den bitteren Beigeschmack, den der Name September für ihn trotz seiner Euphonie mit sich führt.

Es gibt College-Schüler, die jedesmal, wenn in ihrer Gegenwart im Lauf der Sommerferien der September genannt wird, plötzlich eine eigentümliche Schwäche in der Magengegend verspüren. Die kühne Behauptung, daß diese Schwäche in keinerlei Zusammenhang mit dem September stehe, sondern ihren Ursprung in Mutter's Apfel-, Birnen- und Weintraubenkörben nähme, und auch bei gewöhnlichen Menschen nicht Schwäche in der Magengegend, sondern einfach Leibweh genannt werde, ist ganz falsch und kann nur von Leuten aufgestellt werden, die mit den Verhältnissen gänzlich unvertraut sind, die Herz- und Magengegend des College-Schülers nicht verstehen und sich überhaupt nie über vulgäres Leibweh emporgeschwungen haben. Daß man es hier mit einer höheren Gattung von Weh, und zwar speziell mit Septemberweh zu tun hat, geht klar aus dem Umstand hervor, daß es sich auch einstellt, wenn es einmal bei Müttern gar kein Obst gibt, und immer heftiger und häufiger auftritt, je näher der September heranrückt.

Eine Eigentümlichkeit dieses Wehs und zwar eine sehr gute ist die, daß es, wenn endlich der Tag des Abschieds aus dem Vaterhause da ist und der College-Schüler wieder in die Fremde zieht, meistens ebenfalls Abschied nimmt, um erst — aber sicher — in den nächsten Sommerferien wiederzukehren. Nur in sehr seltenen Fällen begleitet es einen, der über die Sexta hinaus ist, ganz bis auf die Anstalt, wiewohl von manchem behauptet wird, er verspüre es vor jeder Stunde, in der ein griechisches Extemporale geschrieben werden soll.

* * *

Jack Roostand hatte das Septemberweh jetzt überstanden. Fünf Jahre lang hatte er damit zu tun gehabt, anfangs ziemlich viel, mit den Jahren aber, in denen er stetig von Klasse zu Klasse aufstieg, immer weniger; und jetzt — ja, jetzt war es ganz verschwunden; denn Jack war

auf der von allen braven Schülern erstrebten höchsten Höhe des College-Lebens angelangt: er war Primaner, ein Schüler der ersten Klasse. Wenn er jetzt im September im College mit Koffer und Reisetasche eintraf, so war's zum letztenmal; im folgenden Jahr hoffte er, — wollt's Gott — einen andern Weg reisen und ins Predigerseminar eintreten zu dürfen. Wenn er heuer überhaupt Weh verspürte, so war es nicht das alte Septemberweh, sondern eher — o sonderbares Menschenherz! — Heimweh nach den nun vergangenen fünf „schönen“ College-Jahren und ihren „süßen“ Taffeln.

Ja, Jack kehrte als Primaner aufs College zurück, und wer ihn ansah, konnte es nicht leugnen, daß er auch einen echten Primaner vorstelle. Er war immer ein strammer, kräftiger Junge gewesen, der ein starker, an Leib und Seele gesunder Mann zu werden versprach, und was der Knabe versprochen, das hatte der Jüngling gehalten. Er war hoch gewachsen, es fehlte ihm kein Viertelzoll an sechs Fuß, und seine breiten Schultern und seine hohe, breite Brust harmonierten vortrefflich mit seiner Höhe. Von Sexta an hatte er an allen körperlichen Uebungen, die auf dem College gepflegt werden, an Ballspiel, Turnen, Schwimmen, Rudern, Schlittschuhlaufen u. s. w., mit dem Enthusiasmus eines gesunden Knaben teilgenommen und es in manchen derselben, z. B. im Schwimmen, Tauchen und Schlittschuhlaufen, zur Meisterschaft gebracht. Die Frucht dieser Uebungen war denn auch an der körperlichen Entwicklung des Burschen nicht ausgeblieben: Jack war Athlet in des Wortes edelster Bedeutung. Den kleinen Sextanern und Quintanern galt er als ideale Größe, und sie erzählten von ihm, er habe „terrible muss“ (muscle).

Das gute Gewissen, das einst, als er noch Sextaner war, seines offenen Antlitzes schönste Zier gewesen war, stand durch Gottes Gnade noch auf seinen Zügen zu lesen, aber das Kindliche, das Knabenhafte war mit den Jahren aus jenen Zügen gewichen und verschwunden; ein dunkles Schnurrbärtchen auf der einst glatten Oberlippe ließ unsern Jack allerdings hübscher als je, aber auch zugleich fast älter erscheinen, als er mit seinen fast zwanzig Jahren war — kurz, es war aus ihm ein recht männlicher Jüngling geworden.

Das war aber nicht alles.

Wenn man auf dem College nach dem Wesen, Tun u. s. w. eines Schülers sich erkundigt und einem von großen wie von kleinen Rommilitonen nur die kurze, aber mit strahlendem Gesicht gegebene Aus-

kunft wird: „O, der Butch (oder Fidi, oder wie er sonst bespitznamt sein mag) ist all right!“ mit kräftigem Nachdruck auf dem Wort „right“ — und man weiter fragt: „all right worin?“ und die Antwort lautet: „all around!“ so kann man sich ziemlich sicher darauf verlassen, daß man bei einer Nachfrage bei den Lehrern der Anstalt über den Butch oder Fidi fast dasselbe, wiewohl in bessere Form gebrachte Zeugnis zu hören bekommen wird.

Ueber den Primaner Noostrand gab es auf dem College nur ein Urteil bei allen seinen Mitschülern und das lautete eben: „Jack is all right all around.“ Dies schloß natürlich ein, daß er auch hinsichtlich seiner Leistungen als Schüler seinen Mann stellte. Das Studieren hatte ihm zwar keine große Mühe gekostet; denn er besaß nicht nur eine vortreffliche Auffassungsgabe, sondern auch ein ebenso gutes Gedächtnis; trotzdem war er stets fleißig gewesen und hatte seine Zeit gut ausgekauft.

Bei seinen Lehrern war er wohlgelitten, und die Zeugnisse, die er heim brachte, waren immer recht gut, ausgenommen in der Weltgeschichte. Auch in diesem Fache waren sie in früheren Jahren immer gut gewesen, dies hatte sich aber im ersten Tertia-Halbjahr plötzlich geändert, und das war in folgender Weise vor sich gegangen. Die Klasse hatte eines Tages ein Extemporale über den westfälischen Frieden und seine Folgen zu schreiben, und unser Jack, dem die buntscheckige Einteilung des guten deutschen Landes in Bierzig-Äder-Fürstentümer und Township-Königreiche ebenso zuwider war wie Haß auf dem Mittagstisch, hatte seinen amerikanischen Gefühlen die Zügel schießen lassen und geschrieben: „Das gute Deutschland wurde so zerrissen und in so viele Länder, Ländchen und Ländle eingeteilt, daß kein anständiger Mensch mehr hindurchfinden konnte.“

Hätte er eine Ahnung davon gehabt, welche Folgen dieser Satz für ihn haben werde, er hätte ihn ungeschrieben gelassen und seinen Gefühlen auf andere Weise Luft gemacht. Als der Herr Professor nach einigen Tagen die Hefte korrigiert in die Klasse zurückbrachte, zog er Jacks Heft schwunghaft aus dem Packen und las, ohne sonst ein Wort voranzuschicken, der versammelten Klasse den Unglücksatz vor. Die Klasse, die der Ansicht war, der Herr Professor beabsichtige damit einen Witz zu machen, brach pflichtschuldigst in ein homerisches Gelächter aus, worüber der Herr Professor vollends außer sich geriet, so daß er das Heft über die sich blitzschnell duckenden Köpfe der anderen Schüler hin-

weg unförm Jack zushleuderte und mit Donnerstimme rief: „Roostand, steht Er auf! So, da steht Er mit all seinem tiefen Wissen! Er glaubt wohl gar, geistreich zu sein, wie? Geistreich, witzig, mit viel Sinn für Humor, was? Ich will Ihm sagen, wie's in seinem Kopf aussieht: genau so wie nach seiner Ansicht in Deutschland nach dem westfälischen Frieden. Merke Er sich das. Dixi! Weiter!“

Von da an zierte eine kräftige „4“ jedes Zeugnis in der Weltgeschichte, das Jack nach Hause brachte, obwohl er oft genug meinte, eine bessere Zensur verdient zu haben. Als er die erste „4“ vorfand, wurmte es ihn sehr, als sie aber auf jedem folgenden Zeugnis mit großer Treue wiederkehrte, ebenso prompt wie der Tag der Zeugnisse selbst, gewöhnte er sich daran, und seine Mitschüler ebenfalls, die ihm nach jeder Zeugnisverteilung lustig zuriefen: „Jack, hast Du ihr wieder?“ worauf er ebenso fröhlich antwortete: „Hab' ihr, kräftiger als je!“

Er wußte, daß er seine „4“ auch in seinem letzten College-Jahr wieder bekommen würde; das hinderte ihn jedoch nicht im geringsten, gutes Mutes in das neue Schuljahr einzutreten.

* * *

Es war der Abend des ersten Septembers. Schon am vorigen Tage waren Schüler von allen Seiten eingetroffen, namentlich solche, die neu eintraten und noch nicht verstanden, die Ferien so lange zu genießen, als es ohne nachteilige Folgen sich tun ließ. Die meisten — die älteren alle — waren erst heute angelangt, und noch immer kamen einige Nachzügler angetrottelt. Die Koffer waren in den Dachraum geschafft worden, und die Betten hatte man je nach Anlage und Lust gut oder miserabel gemacht — das ist Geschmacks- oder Talentsache. Es hat je und je College-Schüler gegeben, deren Matratze von September bis Ende Juni zwischen den Bettlatten unten herausquoll, so daß die armen Burschen weit mehr auf den harten Brettern schliefen als auf Stroh und morgens zebraartig gestreift sich aus den „Federn“ erhoben. Doch dies nur nebenbei.

Also die ersten, notwendigsten Vorbereitungen für den Beginn eines neuen Schuljahrs waren getroffen. Die Sonne war darüber untergegangen, und jetzt saßen die Jungen plaudernd und erzählend und mit wunderbaren Ferienerlebnissen prahlend überall umher, draußen auf den Freitreppen, auf dem Grase des Spielplatzes und auch in den Zimmern, obwohl hier noch eine geradezu unheimliche Unordnung herrschte. In Ermangelung der Stühle — wann hätte je ein College-

Schüler seinen eigenen Stuhl schon am 1. September wiedergefunden! — saß man auf den Tischen, ließ die Beine herabbaumeln und flunkerte und renommierte, was das Zeug halten wollte, ab und zu unterbrochen von Rufen wie: "Aw gwan!" oder: "Give us a rest!" oder: "Oh, tell us something we don't know!" Die Lampe, die einzige, die in brauchbarem Zustand, nämlich mit etwas goldgelbem Del darin, vorgefunden worden war, hatte man, damit sie Licht in die Sache brächte, oben auf eins der Bücherregale gestellt, von wo aus sie trübselig in die Runde schaute und bei jedem echten Stück Jägerlatein, das aufgetischt wurde, wehmütig zu flackern begann.

Unter denen, die in einem Zimmer von Tabakswolken umwoben auf den Tischen saßen, befand sich auch Jack Noostand. Auch er war erst am späten Nachmittag eingetroffen, hatte mit Ach und Krach vor Dunkelwerden seine Habseligkeiten geborgen und sein Bett gemacht. Wie dies ausgefallen war, konnte er noch nicht beurteilen; denn er hatte ja noch nicht darin gelegen, so viel aber stand fest, daß er dieses Jahr hindurch, falls nicht jemand die Anstalt verließ und ihm dadurch eine andere Bettstelle vererbte, recht schief schlafen würde; denn die Bettstelle, die ihm als einem der Vektankommenen zugefallen war, hatte eine Rolle verloren und hing daher auf einer Ecke herab. Wäre er nicht Jack Noostand gewesen, so hätte er vielleicht kurzerhand irgend ein neuangekommenes Sertanerlein umgebettet, und das Schieffschlafen wäre von einem andern besorgt worden; aber Jack war wirklich "all right"; er schluckte seine bittere Pille und stieg, nachdem er sein ungemütliches Lager noch einmal wehmütig beschaut hatte, die Treppen hinab und saß bald darauf, vergnügt sein Pfeifchen rauchend, unter seinen Kameraden auf dem Tisch.

Man besprach die Bildung eines neuen „Base Ball Clubs“; denn der vorjährige war durch Abgang der letzten Prima arg zerrissen worden. Man hatte eben third base, wie man glaubte, durch Cash Schuster gut besetzt, als die Zimmertür aufging und ein hübscher Junge eintrat, einen Hut, wahrscheinlich den seinen, von einem der Pulte nahm, ihn auf seinen blonden Kopf drückte und sich still wieder entfernte.

Jack, der als „Captain“ des letztjährigen Clubs bei der Beratung einer der Hauptredner war, hatte beim Anblick des Knaben, der ein „Neuer“ war, plötzlich innegehalten, den Jungen mit großem Interesse beobachtet und stellte jetzt, als derselbe wieder davongegangen war, die Frage:

„Wer war der Kleine?“

„Keine Idee!“ war die Antwort, „hübsches Bürschlein, nicht wahr? Es sind überhaupt dieses Jahr mehrere feine Kerle gekommen.“

„Dieser,“ sagte einer, „ist mit uns von St. Louis heraufgefahren. Er nannte uns auch seinen Namen, so etwas wie Löwenzahn oder But-terblume — ich habe ihn vergessen. Er gehört übrigens zu Deinen Untergebenen, Jack, wenn Du in diesem Zimmer Decurio bist.“

„Das bin ich allerdings,“ entgegnete Jack. „So? Na, dann werde ich ja bald ausfindig machen, wie er heißt. Ist er aus St. Louis selbst?“

„Nein, ich glaube nicht, doch weiß ich's nicht gewiß.“

„Ach, Kerle, was scheuen uns hier die Füchse?“ rief ein dritter dazwischen. „Laßt uns doch sehen, wie wir first base und center field ordentlich wieder besetzen!“

Damit war der „Neue“ abgetan, und „Base Ball“ war wieder das Thema. Jack aber war nicht mehr so ganz bei der Sache. Wohl machte er seine Vorschläge oder protestierte, wie es ihm zukam, allein immer kehrten seine Gedanken wieder zu dem blonden „Neuen“ zurück. Das Bürschlein mußte er schon irgendwo gesehen haben — aber wo? Aus St. Louis? Er kannte außer den Studenten keine Seele in St. Louis. Wer mochte der Junge sein?

Die Glocke, die nun zur Abendandacht läutete, setzte der Tisch-
fözung ein Ziel.

* * *

Erste Abendandacht des neuen Schuljahrs! Für den Neuangekommenen gibt es kaum etwas Ergreifenderes, etwas, das einen tieferen Eindruck auf sein Gemüt zu machen imstande wäre; aber auch der ältere Schüler kann sich des Eindrucks nicht erwehren. Da trifft die ganze Schar zum erstenmal wieder vollständig zusammen. Die alte Prima — ein hochgeachtetes Glied der großen Familie — fehlt. Wo sie noch vor zwei Monaten gesessen, weit hinten in dem großen Raum, sitzt heute abend die neue, und deren lektjähriger Platz wird von der neuen Sekunda eingenommen. Und so weiter durch alle Klassen. Ganz vorn in der Nähe des Rostrums finden sich, von den älteren Schülern dazu angewiesen, die „Neuen“ zusammen. Während diese still und bescheiden und mit ängstlich klopfenden Herzen dazwischen und in stummer Ergebung der Dinge — und es sind lauter fremde Dinge — warten, die da vor sich gehen sollen, herrscht weiter hinten ein hummel-

nestartiges Gefumme; denn dort trifft und begrüßt einander, was einander den Tag über noch nicht begegnet. Da betritt plötzlich der Direktor den Saal, und mit einem Schlag hat das Summen ein Ende. Der Abendchoral wird ausgegeben, ein kurzes Präludium auf der Orgel erfolgt, und brausend erhebt sich der hundertstimmige Gesang.

O, Singen der College-Schüler! Was kann es Großartigeres geben? Da sind junge Stimmen, da sind frische, runde Stimmen, da ist Jugendkraft und Energie. Ob sie wohl noch so schön singen auf den College wie einst, als du, nun ergrauender College-Schüler, mitunter eine Singstunde schwänztest, bloß um den herrlichen Gesang deiner Mitschüler aus einer Entfernung anhören zu können?

Auch in jener Abendandacht, in der Jack Roostand zum erstenmal als Primaner ganz hinten in der Aula saß, erhob sich der Choral hell und rein und hallte durch die offenen Fenster hinaus in die Nacht, weit hin über den großen Spielplatz.

Nachdem der Segen gesprochen war, verließ der Direktor die Namenliste. Es war still im Saal; denn jetzt erfuhr man, wessen Name nicht mehr genannt wurde, und welche neuen Namen von nun an eine Rolle spielen sollten. Ohne besonderes Interesse hörte Jack die lange Liste der neuen Sextaner verlesen. Plötzlich aber zuckte er zusammen, als habe er einen elektrischen Schlag erhalten; denn deutlich verließ der Direktor den Namen Richard Leonhardi, und eine klare Knabenstimme antwortete: „Hier!“

Es war gut, daß niemand auf Jack acht hatte oder ihn auch nur ansah; denn er war plötzlich glühend rot geworden. Ihm war, als habe jemand vor versammeltem Cötus ein von ihm lange verborgen gehaltenes süßes Geheimniß offenbart. Er beugte sich vor, um hinter dem Rücken seines Vordermannes seine Erregung zu verbergen.

Leonhardi! — Wie war so plötzlich bei Nennung dieses Namens, wie durch Zauberfischlag hervorgerufen, das Bild eines schönen, blonden Mädchens vor seinem Geiste aufgetaucht, eines Mädchens, das er von frühesten Kindheit an gekannt hatte; das mit und neben ihm aufgewachsen war, das mit ihm einige Jahre lang die Schule besucht, dem gegenüber er aber trotz alledem stets eine unüberwindliche Befangenheit gezeigt hatte, obwohl er sich nirgendso wohler gefühlt als in seiner Nähe — des Mädchens, das er, als er die Anstalt bezog, getreu der Hausordnung des College, zu vergessen gesucht und das, als er schon geglaubt, dieses Kunststück fertig gebracht zu haben, eines Abends, als

er in seinen ersten Weihnachtsferien ins Vaterhaus zurückkehrte, plötzlich, von hellem Lampenschein umstrahlt, vor ihm gestanden, schöner, liebreizender als je, so daß seine besten Vorsätze in Bezug auf ein Vergeben zerstoßen und versflogen waren wie Dampf in Sonnenglut und er aufs College zurückgekehrt war mit einem Bild von dem holden Kinde im Herzen, schöner und farbenfrischer und lebendiger als je zuvor!

Leonhardi, Amanda Leonhardi hatte das Mädchen geheißten. Fünf Jahre fast waren seit jenem Abend vergangen. Jack hatte Amanda nie wieder gesehen; denn als er später in seinen Ferien wieder heimkehrte, da war sie mit ihren Eltern fortgezogen, und zwischen ihrer neuen Heimat und der seinigen lagen mehrere hundert Meilen. Selten nur und dann wenig hatte er von ihr gehört; die Korrespondenz, die sie anfangs mit Betty, Jacks ältester Schwester, unterhalten, war von Jahr zu Jahr, wie das in den meisten Fällen geht, immer unregelmäßiger geworden und beschränkte sich zuletzt fast nur noch auf Geburtstags-Gratulationen. Trotzdem aber, daß er fast nichts mehr von ihr hörte, trotzdem, daß weder er noch seine Schwester eine Photographie von Amanda besaß, hatte er ihr Bild treu im Gedächtnis bewahrt. Daß daselbe nicht mehr stimmen könne, daran hatte er nie gedacht. Gesagt hatte er von seinem Geheimnis niemandem.

Nun auf einmal, nach all den Jahren und ganz unerwartet, in der ersten Abendandacht seines Primajahrs, klang der Name Leonhardi an sein Ohr. War's ein Wunder, daß er zusammenfuhr und errötete? Konnte es möglich sein, daß jener Richard Leonhardi, der da soeben sein: „Hier!“ gerufen hatte, Amandas Bruder war? Er erinnerte sich, daß in der Familie Leonhardi allerdings ein kleiner Richard gewesen war. Und waren nicht fünf Jahre vergangen, seit er diesen zuletzt gesehen? Der damalige kleine Schuljunge konnte gar wohl jetzt zum Sextaner herangewachsen sein. Und dann — tausend ja! — das mußte der Junge sein, der vor der Andacht, während Jack der Tischsitzung beiwohnte, seinen Hut aus dem Zimmer geholt hatte. Ach, daher das Gesicht — daher die Ähnlichkeit und der Blondkopf — daher das Interesse, das der „Neue“ dem Primaner, der sich sonst nicht gerade sehr für Sextaner interessierte, abgewonnen hatte.

Und der Junge sollte, wie er gehört hatte, sein Zimmergenosse werden, war ihm sozusagen untergeben und anvertraut. Welch ein eigentümliches Zusammentreffen! Wie sollte er sich dem Knaben gegenüber verhalten?

Die Abendandacht war vorüber, die große Schülerschar zerstreute sich über das ganze Gebäude und spazierte auch wieder im Freien; denn erst um 9 Uhr für die Unter-, um 10 Uhr für die Oberklassen kam die Zeit zu Bett zu gehen. In Sinnen versunken stieg Jack Roostand die Treppe hinab und begab sich auf sein Zimmer, erwartend, daß er den Gegenstand seines Sinnens noch einmal zu Gesicht bekommen werde. Ob er denselben anreden wolle oder solle, darüber war er sich selbst noch nicht klar. Er wartete jedoch vergeblich; denn der Knabe kam nicht wieder.

* * *

Court Lane, den 2. Sept. —

L i e b e r P a p a !

Du und Ihr alle müßt Euch nicht wegen mich ab Sorgen. Ich ärgere mich, daß ich gestern so einen dummen Brief geschrieben hab' und hab' Euch was vorgeklagt, zerreiß es. Den Brief mein' ich. Heute mag ich's schon hier. Gestern war's aber schrecklich alles durcheinander und das ganze Gebäude hat so nach neuer „White Wash“ und nach frischgeschrubbten Fußböden gerochen und ich hab' keinen gekannt und keiner mich. Und ich hatte keinen, der mir meinen Koffer in die „Garret“ schleppen half. Ich hab' zuletzt einen darum gebeten und der hat einen andern großen gerufen und die haben ihn dann ganz nett hinaufgeschleppt. Ich kenne sie aber nicht. Inwendig war noch gar nichts in Ordnung und abends kein ordentliches Licht. Ich meine im College. Einer hat mir beim Bettmachen geholfen, der heißt Finkel, ist aber nicht verwandt mit unsern daheim. Ich hab' immer an Euch gedacht und was Ihr wohl tåtet und ob Ihr an mich denken tåtet. Bald schreibe ich wieder, ich weiß viel. Die Mama soll sich nicht ab Sorgen für mich, mir geht's ganz gut. Dein Sohn

R i c h a r d L e o n h a r d i.

Court Lane, den 2. September —

L i e b e M a m a !

Jetzt ist es Abend nach dem Abendessen, wir haben nicht viel gehabt, nur Butterbrot und Kaffee. Der ist aber dünn und das Brot ist auch nicht wie Deins, aber es geht. Man ißt Brot bis man satt ist. Es gehören immer sechs zu einem Tisch, eigentlich nicht, nur sechs zu einem Laib Brot und einem Teller Butter, denn

die Tische sind furchtbar lang. Ich hab' beim Essen viel an zu Hause denken müssen. Ich glaub' es sind sieben oder acht so lange Tische drin. Im Eßsaal mein' ich. Einer betet vor und nach dem Essen, das ist aber einer von den großen. Ein großer ist auch immer bei den sechs am Tisch, den nennen sie Vorfresser oder so etwas, der hat das meiste Recht, die kleinen haben das wenigste. Jetzt kenne ich schon viele, große und kleine, meistens aber kleine. Letzte Nacht hab' ich von zu Hause geträumt und wußte heute morgen gar nicht, wo ich war, aber ich hab's bald ausgefunden. Einer hat mir die Decken abgerissen und gesagt: „Aufstehn, Fuchs!“ Aber ich geb' nichts rum, die anderen kleinen sind auch alle Füchse. Jetzt muß ich schließen, weil die Glocke läutet, jetzt ist Arbeitsstunde. Sag allen einen schönen Gruß und Dir selber auch von Deinem Sohn

Richard Leonhardi.

Court Lane, den 3. Sept. —

Lieber Papa!

Ich hab' jetzt alles gekauft, was ich kaufen mußte, alle Bücher, welche ich noch nicht hatte, einen Stuhl, Waschbecken, Lampe und alles. Jetzt hab' ich nicht mehr viel Geld, aber es geht noch. Die Kerle haben ausgefunden, daß ich Ball spielen kann, da haben sie mich in den „club“ genommen und da hab' ich auch 25 Cents dazu bezahlt. Durst ich das? Gestern haben wir den ersten Tag Stunden gehabt. Ich denk' nicht, daß es hier hart ist, ich hab' das alles schon gehabt, aber manche wissen noch nichts, nicht mal was ein Substantiv ist. Rechnen können manche noch gar nicht, deshalb müssen wir wieder ganz vorn anfangen, da, wo die Buch jetzt rechnet und sollst mal englisch hören. Die kommen meist aus dem Busch irgendwo. Ich bin doch froh, daß ich schon mehr gelernt hab'. Gestern haben mich zwei von den Professoren gefragt, wo ich wär' in die Schule gegangen, da hab' ich's ihnen gesagt und dann haben sie gesagt: „Hm, hm!“ Weißt Du, daß hier auch ganz freche drunter sind? Ich meine unter den Buben. Einer hat mir einen „Dipper“ Wasser über den Kopf gegossen bei der Pumpe. Ich hab' ihn verhauen. Heute nachmittag spielen wir zum erstenmal Ball. Soll ich auch hier noch Pianostunden nehmen? Ich hab' erst einen hier ordentlich spielen hören, aber lauter Stücke,

die ich vor einigen Jahren spielte. Wir haben vorhin bei Tisch Hach zu essen gehabt. Wir Sextaner müssen das Geschirr abtrocknen, die Mägde waschen es. Die Quintaner müssen die Messer putzen. Ich hab' immer Hunger, was habt Ihr wohl zu Mittag gehabt? Mit vielen Grüßen Dein Sohn

R i c h a r d L e o n h a r d i.

Court Lane, den 6. Sept. —

L i e b e S c h w e s t e r A m a n d a !

Jetzt hab' ich lange nicht heim geschrieben. Ich hab' wohl genug gewußt und wollte wohl auch gern, aber ich konnte nicht gut sehen. Weißt Du, wir haben Ball gespielt und da hat unser catcher sich den Finger weh getan und dann mußte ich catchen. Da hat der Bonh Maker einen tip foul geschlagen und der flog mir ins Auge. Hätt'st mich mal den nächsten Morgen sehen sollen. Natürlich konnte ich den Tag nicht mehr spielen. Ich habe gleich kaltes Wasser an mein Auge getan und mein Decurio hatte Arnika, das gab er mir, hat mein Auge auch selbst verbunden. Dem tut's schein'ts ordentlich leid, daß ich ein blaues Auge hab', aber er ist immer besonders gut zu mir. Ich glaube, den kennst Du sogar. Er sagt, er kennt Dich und alle, er heißt Jack Roostand und ist dem Pastor Roostand in Westonville sein Sohn, wo Papa früher Lehrer war. Manda, wenn ich nur mal so werden könnte wie der. Du kennst ihn nicht mehr, ich hab' ihn gar nicht mehr gekannt. Er hat mich auch nicht. Das ist der feinste im ganzen College und der schönste, denk ich anyhow. Er sagt nicht viel zu mir, obwohl ich mich ordentlich danach sehne, aber ich weiß doch, daß er mich mag. Manchmal, wenn er an mir vorbei geht, hebt er mir den Kopf auf und schaut mir ins Gesicht. Dann muß ich immer lachen und ich glaube, deshalb tut er's. Er nennt mich fast nur Leonhardi, die andern sagen bloß Dick zu mir. Hier hat fast jeder seinen Spitznamen, einer heißt Shanks, einer Sambo und einer Pop-Gar-Meyer. Was denkst Du davon? Da bin ich mit meinem Dick ganz zufrieden. Jetzt kann ich wieder ganz gut sehen. Ich war mit meinem verbundenen Kopf in allen Stunden, Jack Roostand sagte, das machte nichts aus, wenn ich nichts sehen könnte, dann könnte ich hören. Was der sagt, das tu' ich immer. Wenn er nur mehr mit mir sprechen würde. Habt Ihr am Sams-

tag wieder guten Kaffeekuchen gebacken? Ich wollt' ich hätte welchen davon. Grüße Papa und Mama und alle, Dein Bruder
Dick Leonhardi.

Court Lane, den 7. Sept. —

Lieber Papa!

Es tut mir leid, daß Du Dich über mich hast ärgern müssen. Aber was hätte ich sollen tun? Der Junge hat mir ganz frech das Wasser über den Kopf gegossen, weil er gedacht hat, ich muß mir das gefallen lassen, weil er ein Quintaner ist und sag' nichts. Ich hab' mich eben nicht erst besonnen, sonst hätte ich ihn vielleicht nicht so tüchtig verhauen. Anzeigen mag ich nicht, wer gleich anzeigt, den mag keiner. Dem Jungen hat's nicht geschadet, er ist seitdem schon oft wieder frech gewesen, aber nicht zu mir. Der Jack Roostand, Du kennst ihn, er ist ja bei Dir in die Schule gegangen, der sagt, ich brauchte keine Pianostunden hier zu nehmen, bloß sollte ich einen Anteil an einem Piano kaufen und dann für mich selber üben. Was meinst Du dazu? Bitte, schicke mir die Nocturnen von Chopin, die sind unter meinen anderen Noten. Mein Auge ist noch blau, wird aber schon grün außen herum. Jack Roostand sagt, dann wird's bald ganz besser. Der hat auch schon plenty blaue Augen gehabt. Der kann aber Ball spielen, das sollst Du mal grad sehen. Einen feineren Kerl gibt's gar nicht. Ich bin ganz stolz, daß er mein Decurio ist. Hier ist auch ein Kanal und ein „Lock“, weißt Du was das ist? Da gehen die Kanalboote drin rauf und runter, und man darf keine Steine hineinwerfen, sonst kommt der alte Muß hinter einen. Der paßt dort auf und dreht die Türen im „Lock“. Ich war gestern dort. Gleich dahinter ist auch der Fluß, wo wir im Sommer drin baden. Neues hab' ich in den Stunden erst wenig gelernt, weil ich das meiste schon bei Dir hatte, auch im Latein. Bitte, sei mir nicht mehr böse. Mit schönen Grüßen an Euch alle Dein Sohn

Richard Leonhardi.

Court Lane, den 18. Sept. —

Liebe Mama!

Ich habe mich über Deinen Brief sehr gefreut. Ich bin hier jetzt recht zufrieden und mag's ganz gern, bloß das Essen. Aber ich gewöhne mich auch, dent' ich, noch daran. Gestern habe ich

Waschleute gekriegt, die meine Wäsche waschen. Sie wohnen ziemlich weit in der Stadt. Da muß ich meine Wäsche einen Samstag hinbringen und hole sie den nächsten Samstag wieder. Ich war da. Den Mann hab' ich nicht gesehen, aber die Frau und die Tochter. Das Mädchen ist schon groß. Die sind aber nett, ich hab' da müssen eine Tasse Kaffee trinken und sie hatten guten Kuchen und Butterbrot. Ich sag' Dir, das war gut. Sie haben zwei Kanarienvögel. Ich soll auch immer Sonntags da zu Mittag essen. Das tu' ich aber auch. Er ist ein Grocerhmann. Die Leute heißen Knobel. Ich hab' Papas Gruß an Jack Noostand ausgerichtet, aber ich hab' ihm nicht gesagt, daß Papa geschrieben hat, er sollte gut auf mich aufpassen, das tut er schon so. Im Zimmer sitzt er immer so, daß er uns sehen kann. Hat die Frau Lämmel schon wieder Äpfel hereingebracht, wie sonst jeden Herbst? Hier haben wir auch viel Äpfel, einen ganzen Garten voll nach dem Kirchhof zu, lauter Rambows, aber wir kriegen keine davon. Bloß wer Pillen nehmen muß, der kriegt ein paar. Weißt Du, es ist so viel Fieber hier, das soll von dem Kanal herkommen. Ich glaube, es sind über 20 krank. Ich war auch schon Krankwärter. Das mag ich gar nicht, das ist eklig, aber man muß. Ich bin noch gesund. Schreib bald mal wieder. Viele Grüße von Deinem Sohn

Richard Leonhardi.

Court Lane, den 29. Sept. —

Lieber Papa!

Jetzt bin ich auch krank und habe das Fieber, ich liege in einem der Krankenzimmer, schon vier Tage. Es sind so viele krank, daß sie längst nicht alle in die Krankenzimmer hineingingen. Viele mußten in den Schlafzimmern liegen, bis es im Krankenzimmer Platz gab, wenn einer besser wurde. Der Doktor kommt zwei- oder dreimal den Tag. Essen mag ich gar nicht. Wenn das Fieber ankommt, dann friert man ganz schrecklich und die Zähne klappern aufeinander, so zittert man. Da hat man nie genug Decken, und wenn man lange so gefroren hat, dann wird man so heiß, daß man es nicht mehr aushalten kann und man klat alle Decken ab. Wenn man noch seine Besinnung hat, sonst weiß man nichts mehr. Die Medizin ist rot und schmeckt schrecklich bitter.

Manche nehmen Pillen, da schmeckt man's nicht so, aber ich kann keine Pillen schlucken. Der Direktor kommt oft herum. Auch Jack Roostand besucht mich oft, er möchte mir gern etwas zu essen bringen, aber ich mag nichts. Ich denk' nicht, daß der das Fieber kriegt, der ist zu stark. O, der ist ein famoſer Mensch, ich wollte ich würde wie der. Ich habe nichts zu lesen. Wenn ich auf sein kann, schaue ich zum Fenster hinaus, wo die Kerle hinter dem „Red-House“ sitzen oder wo sie Ball spielen. Ich bin ganz matt und muß aufhören zu schreiben. Viele Grüße von Deinem Sohn
R i c h a r d L e o n h a r d i.

Court Lane, den 9. Okt. —

L i e b e S c h w e s t e r A m a n d a !

Heute habe ich zum erstenmal seit fast zwei Wochen kein Fieber gehabt. Wenn es jetzt nur ganz ausbleibt. Jetzt muß ich doch Deinen Brief beantworten, der war so nett wie Du selber. Ich danke Dir auch für den Dollar, wenn ich wieder gesund bin, kaufe ich mir etwas zu essen damit. Wenn man besser wird, kriegt man immer noch mehr Hunger als man so schon hatte. Weißt Du was, Manda, ich muß Dir mal was erzählen. Gestern ließ ich mir aus meinem Pult durch den Krankenträger mein kleines Album holen, weil ich so Heimweh hatte. Mittags kam Jack Roostand zu mir und da lag das Album auf meinem Bett. So im Plaudern sah Jack das Album und sagte ganz hastig: „Hast Du da die Photographien von Deinen Leuten?“ Damit fing er schon an zu blättern. Da ist er an Dein Bild gekommen, das neue vom letzten Sommer, wo Du so hübsch drauf aussiehst. Well, Manda, wie der das Bild angeschaut hat, so hat's noch niemand angeschaut, da wette ich drauf. Seine schönen ruhigen Augen haben ordentlich gelacht. Ich habe nichts gesagt, habe bloß gewartet, was er sagen würde. Aber er hat nichts gesagt, hat nachdem er Dein Bild lange angeschaut hatte, weiter geblättert, aber ich habe wohl gemerkt, daß er immer wieder auf Dein Bild zurückgekommen ist. Endlich ist er fortgegangen und hat gesagt: „Kleiner, mache, daß Du bald gesund wirst. Ich besuche Dich nach den Stunden wieder, behalte das Album da, ich habe noch nicht alle Bilder gesehen.“ Manda, Manda, ich glaube, daß er sie alle gesehen hatte, vielleicht nicht ordentlich, aber doch gesehen, aber er wollte bloß Dein Bild

noch einmal sehen. Er ist dann gestern abend wiedergekommen und hat das Album weiter durchgesehen, aber Dein Bild hat er wieder am längsten angeschaut. Zulezt fragte er, wann das Bild genommen worden wäre und ob Du genau so aussehen tätest. Ich weiß, er wollte noch mehr fragen, aber er hat's nicht getan. Er hat da mehr mit mir gesprochen, als jemals vorher und war so nett und gut. Er hat mich auch Dick genannt. Das hat mich gefreut. Als die Glocke zum Essen läutete und Jack fort ging, hat er mal wieder mein Gesicht zwischen seine Hände genommen und hat leise gesagt: „Junge, Du hast eine prachtvolle Schwester. Hab' sie lieb, Dick.“ Was denkst Du davon? Heute war er noch nicht bei mir. Ich freue mich immer auf sein Kommen, er ist gerade wie ein großer Bruder. Ich wollte, er wäre meiner. Jetzt muß ich wieder meine Medizin nehmen und mag nicht. Immer Medizin und Medizin. Nochmals schönen Dank für das Geld. Sag allen einen schönen Gruß von Deinem Bruder

Dick Leonhardi.

* * *

Der Herbst war vergangen und mit ihm die Fieberepidemie. Die kühlere Witterung mit ihren frischen Winden hatte im Verein mit ungezählten Dosen Chinin der Seuche ein Ende gemacht. Wochenlang waren die armen bleichen Burschen nach überstandnem Krankenlager noch ziemlich knieschwach umhergewackelt, aber auch dieses hatte sich gegeben. Jetzt herrschte auf dem College ein recht befriedigender Gesundheitszustand, und es gab wieder rote Backen. Gar manches Exercitium und manches Extemporale war geschrieben worden, und unsere beiden Freunde, sowohl der ältere wie der jüngere, hatten tüchtig mitgemacht. Der kleine Leonhardi war längst dahinter gekommen, daß es auf dem College doch gar manches Neue zu lernen gab, wovon er trotz der guten Vorschule keine Ahnung hatte, und hatte wacker „geocht“. Jack, dem viel daran lag, mit einem guten Abgangszeugnis die Anstalt verlassen zu können, war ebenfalls fleißig gewesen. In den Reihen der Schüler waren bereits einige Rücken entstanden; einige Mutterhöhnchen, denen teils das Fieber, teils die College-Rost klar gemacht hatte, daß sie zu etwas Höherem berufen seien, waren zu Müttern zurückgereift. Darüber war Jack Noostand nicht gerade betrübt; denn durch ihren Abgang war ihm eine gesündere Bettstelle zugefallen, und er schlief seitdem wieder gerade.

Auf zwei Seiten des großen College-Gebäudes hatten seit Beginn des Schuljahres ungeheure Haufen Cordholz geiegen, die von Woche zu Woche durch neue Zufuhr immer noch angewachsen waren. Dies Holz sollte vor Beginn des Winters in den Kellerräumen untergebracht werden. Da hatte denn eines Morgens der Herr Direktor angekündigt, daß heute der Unterricht ausfallen werde, da die Schüler selbst das Holz in den Keller schaffen sollten. War das eine Freude! Das Holzschleppen gerade nicht, wohl aber das Ausfallen des Unterrichts. Es war das gleichsam ein kurzes Abschütteln der gewohnten Fesseln, ein kümmerliches Stück Freiheit, und das bereitet den Jungen monniges Behagen, selbst wenn sie es mit Cordholzschleppen verdienen müssen.

Die zarten Studentenhände waren arg zerschunden und mit Splittern ohne Zahl gespickt, die Hosen und Hemdärmel stark mitgenommen, als endlich die Holzhaufen am späten Nachmittag im Keller verschwunden waren, aber man hatte einen freien Tag gehabt, und wenn man auch von der ungewohnten Arbeit jeder Knochen im Leibe sich melden fühlte — schön war's doch gewesen. Das Holz war geborgen, jetzt mochte der Winter kommen.

Er kam auch, und zwar bald und ordentlich. Er begann mit gewaltigen Schneestürmen. Wochenlang lag der Spielplatz unter einer dicken weißen Decke, durch die sich schmale ausgetretene Pfade zogen hinab an die Straße. Das „Red-House“, ein rot angestrichenes, fensterloses Framegebäude am Rande des Spielplatzes, in dem eine dem College gehörige Hand-Feuerspritze aus Mangel an körperlicher Uebung langsam zu Grunde ging und sehr schwer starb — das „Red-House“, in dem und hinter dem mehr heimliche Pfeifen qualmten, d. h. wenn's nicht gerade zu kalt war, als sonst irgendwo im Lande — das gute alte „Red-House“, hinter welchem ein Sohn der südlichen Halbkugel, der damals die Unterklassen unsicher machte, mit spanischer Grandezza seine Gegner — und er hatte derselben so viele — zum Zweikampf herausforderte und fast ausnahmslos Prügel bekam — das alte „Red-House“ lag fast begraben im Schnee, und niemand saß auf den dicken Blöcken dahinter und rauchte.

Im Dezember trat mildere Witterung ein, und es begann zu regnen und regnete, wie es bisher geschneit hatte. Da schmolz in Wald und Feld der Schnee, und das Wasser floss hinab in den Fluß, dem infolgedessen das Bett zu enge ward, so daß er über seine Ufer trat. Zwischen dem Fluß und einem Kanal, der sich von Osten nach Westen an der

Stadt entlang zog, eine kleine Strecke westlich von der Stelle, wo der Fußpfad von der Kanalbrücke durch das Wäldchen nach dem Badeplatz am Damm führte, lag eine große niedrige Ebene, auf der während des Sommers Rübe weideten. Diese Ebene überschwemmte der tolle Fluß mit seinem Ueberfluß, so daß sie aussah wie ein See.

Da, als alles ein Wasser war, trat plötzlich wieder große Kälte ein, und der See gefror zu einer spiegelblanken, glatten Eisfläche. Etwas derartiges war dort noch nie vorgekommen, ist auch vielleicht nie wieder passiert. Als es nun einige Tage hintereinander stark gefroren hatte, da ereignete sich auf dem College wieder etwas ganz Außerordentliches. In der Morgenandacht an einem wundervollen, klaren, nicht zu kalten Wintermorgen meldete der Herr Direktor, daß in Anbetracht dessen, daß die College=Schüler in Folge des vielen und tiefen Schnees bisher wochenlang in den Zimmern hätten sitzen müssen und der frischen Luft bedürften; in Anbetracht dessen ferner, daß gegenwärtig eine Gelegenheit sich biete, Schlittschuh zu laufen, wie sie sich selten böte; in Anbetracht dessen endlich, daß das Wetter heute sich voraussichtlich schön halten werde bis an den Abend: habe das Lehrerkollegium beschlossen, den Schülern den heutigen Tag frei zu geben — unter der Bedingung, daß sich keiner, er sei denn krank, außer um die Essenszeit im Gebäude blicken lasse.

Erst saß die Schülerschar einen Augenblick stumm — „ganz baff“, wie die Buchholzen zu sagen pflegte, dann aber brach der Jubel los. Das war ja unerhört, noch nie dagewesen! Das war ja wirklich Freiheit, uneingeschränkt durch Cordholzschleppen, Freiheit ohne Namen und Grenzen!

Um neun Uhr war alles auf dem Eise, selbst diejenigen, die in aller Frühe beschlossen hatten, heute „nicht gut zu fühlen“, hatten alle Beschlüsse vergessen und glitten dahin auf der glatten Bahn. Es war ein reizendes Bild; wer es gesehen, wird es nie vergessen haben.

An diesem Tag, wie nie vorher, zeigte Jack Noostand, daß er es im Schlittschuhlaufen zur Meisterschaft gebracht hatte. Wie er dahin schwebte, scheinbar ohne die geringste Anstrengung! Wie sich seine hohe, fehnige Gestalt zur Seite neigte, wenn er auf einem Fuße gleitend mit seinem Schlittschuh zierliche Figuren auf die glänzende Fläche zeichnete! Staunend standen namentlich die jüngeren der Schüler. Etwas so Vollkommenes hatten sie noch nie vorher gesehen. Jacks Stern stieg noch höher, als er bisher schon gestanden. Hatte Jack eine Ahnung,

daß er diese Kunst noch heute in den Dienst seines Nächsten stellen sollte? Wohl kaum; aber es sollte sich Gelegenheit dazu bieten.

Das Mittagseffen war vorüber, und wieder war fast das ganze College auf dem Eise. Wie viele andere „Neue“, hatte auch der junge Leonhardi erst in jenem seinem ersten Winter in der Fremde das Schlittschuhlaufen gelernt; denn in seiner Heimat bot sich dazu nur sehr selten Gelegenheit. Er konnte allerdings bereits etwas laufen, fühlte sich jedoch noch nicht ganz sicher, weshalb er, wie auch andere Unsichere, nicht im großen Haufen lief, sondern sich etwas abseits hielt. Es war dies auch ganz in der Ordnung, solange die kleinen Burschen auf der Ebene und dem Wäldchen fern blieben, namentlich den Bäumen, die man in langer Reihe am Nordrand der Ebene hatte stehen lassen. Dort allerdings bot sich Gefahr; denn gleich hinter jener Baumreihe fiel das Land steil ab in den Fluß, der dort unter einer dünnen Eisdecke randvoll dahinstürmte. Vom Flußufer war allerdings nichts zu sehen; die glatte Eisfläche erstreckte sich ununterbrochen vom Kanal bis in die Kornfelder jenseits des Flusses. Wo das eigentliche Flußbett sich befand, war wohl jedem älteren Schüler bekannt, nicht aber den „Neuen“, und als Jack eben an einem andern Läufer vorbeihuschte, rief ihm dieser zu: „Jack, Dein Fuchs wagt sich zu weit an den Fluß!“ Schnell wie der Blitz drehte sich der Angeredete um, und seine Augen schweiften über das Eis. Ja, dort in weiter Ferne strebten drei kleine Gestalten der Baumreihe am Nordrande der Ebene zu, unter ihnen erkannte er seinen kleinen Freund Leonhardi. Das Herz flog ihm in den Hals. Das gab ein gräßliches Unglück! Im Nu war er unterwegs. Mit der ganzen Kraft seiner Lungen rief er den Knaben zu, einzuhalten. Was konnte es nützen? Zwischen ihm und den Reinen lag über eine Viertelmeile, und das Jauchzen der anderen hundert Läufer übertönte seinen Ruf. — Jack faust an dem andern Schüler, der ihn auf die Gefahr der Lungen aufmerksam gemacht hatte, vorüber, leucht ihm zu: „Komm, John, zeige, woraus Du gemacht bist!“ und jagt weiter, John hinter ihm drein. John ist ebenfalls aus gutem Material gemacht. Wie sie fliegen! Einzelne der anderen Schlittschuhläufer werden aufmerksam; denn Jack hat längst die eigentliche Bahn verlassen und fliegt querfeldein, John ihm getreulich nach, man hält ihr Dahinstürmen für einen Wettlauf. Immer mehr bleiben stehen, und laute Bewunderungskrufe erschallen, bis man endlich die drei kleinen Gestalten gewahrt, die noch immer fröhlich und arglos und unbeholfen den Bäumen zustreben. Da

versteht man, und im Augenblick ist ein Duzend ebenfalls unterwegs den „Neuen“ nach. Man ruft, man schreit — die, denen es gilt, hören es nicht. O Gott, rette sie, Jack Roostand bringt's nicht zuwege, noch ist er zu weit, und die Kleinen gleiten eben ahnungslos und vergnügt unter die dürrn Zweige der ersten Bäume. Jack strengt jede Muskel seines starken Körpers an, der Schweiß trieft ihm vom Gesicht — so schnell ist er noch nie gelaufen — wenn er nur nicht zu spät kommt! Er ruft noch einmal, so gut er bei kurzem Atem vermag, und man hört ihn. Die drei Sertaner bleiben stehen, und das ist ihr Unglück: sie bleiben dicht bei einander stehen. Das ist zu viel für das dünne Eis, das sie einzeln getragen hatte, es knack und kracht und bricht, und mit einem gellenden Schrei versinken zwei von ihnen in die Flut. Dem dritten gelingt es, einen herabhängenden Zweig zu ergreifen und sich wieder auf das Eis zu schwingen. Leonharbi ist mit seinem kleinen Kameras den untergegangen. Im nämlichen Augenblick, in dem sie versinken, faust Jack Roostand heran, grimme Entschlossenheit im schönen Angesicht. Nicht einen Augenblick zaudert er. Er weiß, daß er sein Leben aufs Spiel setzt, daß er vielleicht in den nächsten Minuten — — er denkt's nicht aus. Nur der eine Gedanke quält ihn: Dort unten kämpfen zwei kleine Menschenleben mit dem Tod; wenn irgend ein Mensch sie retten kann, so ist er es, Jack Roostand, mit seiner vielgeübten Schwimm- und Taucherkunst und mit seiner herrlichen Körperkraft — und hinunter faust er durch das von den Kleinen gebrochene Loch im Eis und verschwindet. Das alles ist das Werk eines Augenblicks. John, der ebenfalls in derselben Minute anlangt, stößt einen Schrei aus, als er Jack auch versinken sieht, doch weiß auch er, was er seinem Nächsten schuldig ist. Mit weit voneinander gespreizten Beinen, damit das dünne Eis ihn tragen könne, nähert er sich dem Loch und ergreift einen tief herabhängenden Baumast, der ihn zu halten imstande ist. Da sieht er, wie sich die Eiskruste unweit des Loches in die Höhe hebt und krachend zersplittert. Unter einem Jubelgeschrei aus zwanzig Kehlen — in sicherer Entfernung steht nämlich jetzt ein Kreis anderer herbeigeeilter Schüler — erhebt sich der gewaltige Rücken und darauf der Kopf Jacks durch den neuen Bruch im Eis. Jack schnappt nach Luft und schüttelt den Kopf und ruft, als er John erblickt: „Schnell, John, stoße mit Deinen Schlittschuhen dieses Loch größer, sonst ersaufen wir die Bengel, ich habe sie beide! Braucht nicht bange zu sein, es ist nicht tief hier, ich stehe auf der Erde.“ Und John stößt, stößt

gut und kräftig, das Loch wird ein wenig sehr groß, und John steht urplötzlich neben Jack bis an die Schultern im Wasser, den Zweig aber hat er in der Angst nicht fahren lassen, und das ist gut. Mit Anstrengung heben sie die beiden beinahe besinnungslosen Knaben auf das Eis und geben ihnen einen Schub, daß sie wie Mehlsäcke auf das sichere Eis unter die anderen Schüler gleiten, die sie aufheben. Mit Hilfe des von John noch immer krampfhaft festgehaltenen Baumaftes klettern Jack und John glücklich aus dem Eise heraus unter dem nicht enden wollenden Freubengeschrei ihrer Mitschüler.

„John,“ sagte Jack, als sie in Sicherheit und ihnen die Schlittschuhe von ihren Freunden abgeschnallt waren, „wir beide müssen sofort zum College zurückeilen, sonst erkälten wir uns zu Tode. Damit wir dabei warm bleiben, laß uns die kleinen Kerle hinauftragen.“

Das war ein sonderbarer Zug, der sich da dem College zu bewegte: voran ein Trupp kleinerer Schüler, denen das Schlittschuhlaufen für heute verleidet war, dann Jack und John, beide naß bis auf die Haut und jeder mit einer zwar lebendigen, aber gar schlaffen, mit Ueberröcken umwickelten Knabengestalt auf den Armen, und hinterdrein eine lautredende, gestikulierende Schar größerer Schüler — alles so schnell laufend, als es Jack und John möglich war.

In demselben Krankenzimmer, das er vor etwas über zwei Monaten, vom Fieber geschwächt, aber fröhlich verlassen hatte, lag zum zweitenmal der Sertaner Leonhardi. Das kalte Bad unter dem Eise war ihm übel bekommen. Während der kleine Hardt, der mit ihm versunken war, außer einem riesigen Schnupfen keine schlimmen Folgen aus der Katastrophe davontrug, hatte Leonhardi, wiewohl er wacker dagegen anzukämpfen suchte, sich schon am Tage nach dem Unglücksfall legen müssen. Sein Körper war doch wohl zu sehr vom Fieber im Herbst mitgenommen worden und noch nicht widerstandsfähig genug gewesen, ein Bad im Eise zu ertragen. Gelenkrheumatismus hatte sich eingestellt. Zwei Wochen bereits lag der Knabe darnieder. Anfangs hatte er weder Hände noch Füße gebrauchen können, so daß er wie ein kleines Kind gefüttert werden mußte. Jetzt hatte er zwar den Gebrauch der Hände einigermaßen wieder erlangt, konnte jedoch noch nicht ohne Hilfe stehen. Und einsam lag er viele Stunden des Tages, während seine Freunde im Unterricht waren. Er freute sich daher immer auf die Freistunden; da hatte er Besuch genug. Besonders war es wieder sein großer Freund, sein kühner Retter Jack, der ihn fleißig besuchte,

jetzt noch feißiger als zur Fieberzeit. In dessen Herz war, als er das hilflose, halbtote Büblein auf seinen starken Armen vom Eise nach dem College hinauftrug, ein so tiefes, fast väterliches Erbarmen eingezogen, daß ihm, als er den Jungen entkleidet und zu Bett gebracht hatte und dieser ihn mit seinen schönen Augen — ach, den unvergeßlichen Augen seiner Schwester stumm und dankbar anblickte, die Tränen in die eigenen Augen traten. Von da an besuchte Jack den Knaben zweimal des Tages, wenn es ihm möglich war, und saß oft lange zu Füßen auf dem Bettrand, plaudernd, tröstend und erzählend, je nachdem er es nötig fand.

Eines Tages gegen Abend empfing ihn der Kranke mit einem Gesicht, aus dem, obwohl es bleich und abgemagert war, helle Freude leuchtete.

„Na,“ sagte Jack, „das lasse ich mir gefallen! Du scheinst endlich einmal besser werden zu wollen. Hast Du keine Schmerzen mehr?“

„O, ja, Schmerzen genug; aber weißt Du was, Jack? Morgen kommt mein Vater, mich heimzuholen! Der Direktor hat ihm geschrieben, ich brauchte längere Zeit, gesund zu werden, es wäre für mich besser, wenn ich daheim verpflegt würde.“

Jack entgegnete nichts, er blickte durch das Fenster hinaus in die von Schneeflocken verhüllte Ferne. Es war ihm plötzlich, als wäre „ein Reif in der Frühlingsnacht“ auf seine „garten Blaublümlein“ gefallen. Auf einmal war er sich voll bewußt, was ihm dieser Knabe seit Monaten gewesen war. Freilich, er war ein netter, lieber, munterer Bursche, der, allezeit fröhlich, voller Streiche saß, an denen Jack oft seine Freude hatte. Er war fleißig und gern zu Diensten bereit, dazu ein kluger kleiner Kerl, den man lieben mußte, aber das alles waren andere kleine Kerle auch. Nein, Dick war ihm mehr gewesen, ihm, keinem andern. Dick war in Jacks Leben eingetreten wie das Morgenrot einer noch fern liegenden schönen Zeit, wie das erste Veilchen des kommenden Lenzes.

Ja, Dick war ihm weit mehr gewesen als ein bloßer Zimmergenosse, er barg, ohne es zu ahnen, Jacks teuerstes Geheimnis.

Und nun hatte dies alles, wenigstens auf längere Zeit, ein Ende. Jack sah stumm hinaus in den Flockentanz.

„Jack,“ sagte der Kranke, „freust Du Dich nicht mit mir? Warum sagst Du nichts?“

Jack wandte sich ihm zu.

„Ja, Kleiner,“ sagte er, „ich freue mich mit Dir, aber ich habe eben an so allerlei gedacht. Du, ich möchte Deinen Vater gern sehen, ich werde herüberkommen, wenn er bei Dir ist. Schicke den Krankenwärter dann zu mir und laß mich holen. Und nun freue Dich einstweilen auf morgen. Gute Nacht und baldige Besserung!“

* * *

Es hatte die Nacht hindurch wieder tüchtig geschneit, wieder lag eine dicke, weiche, blendend weiße Decke über der Landschaft, und ein dunkelgrauer Wolkenhimmel dehnte sich darüber aus. Die Schüler, jeder mit einer großen Schneeschaufel bewaffnet, hatten früh den Hof wie auch die Seitenwege, die zu den Professorenwohnungen führten, vom Schnee gesäubert.

Auf seinem Schmerzenslager im Krankenzimmer, das Herz voll Ungebuld und Aufregung, lag der Sektaner Leonhardi. Wie doch die Stunden dahinschlichen! Sie dünkten ihn dreimal so lang als sonst, und er war doch gewiß an lange Stunden gewöhnt. Er hatte gehofft, sein Vater würde mit dem Frühzug ankommen, und nun war es bereits 11 Uhr, der Zug mußte längst angekommen sein und die Stadt wieder verlassen haben, und der Vater war noch nicht da. Nun mußte er warten bis zum Abend — die lange, lange Zeit.

Nach dem Mittagseffen stieg Jack Roostand nach Gewohnheit die Treppe zu ihm hinauf. Der Kranke kannte längst seinen elastischen Schritt und freute sich, wenn er ihn auf der Treppe vernahm.

„Du armer Kerl,“ sagte Jack, als er sich zu Füßen des Kleinen auf den Bettrand niederließ und sich seine Pfeife zu stopfen begann, „hast sicher einen miserablen Vormittag verbracht, hast von Stunde zu Stunde gewartet und gehofft und immer vergeblich. Wie geht Dir's denn heute? Glaubst Du, daß Du die Reise aushalten kannst?“

„O, ich denke, es wird gehen,“ entgegnete Leonhardi, „ich kann ja zur Not stehen, wenn mich jemand hält, und wenn ich erst auf dem Zuge bin, dann bin ich all right. Schmerzen werde ich wohl ausstehen müssen, aber die werde ich, wie der Doktor sagt, vielleicht noch wochenlang haben — auch wenn ich hier bliebe. Da dulde ich sie doch lieber daheim.“

Sie hatten beide nicht gehört, daß, während sie miteinander sprachen, eine Kutsche auf den gepflasterten Hof vorgefahren war und vor der Wohnung des Direktors hielt. Sie plauderten weiter. Jack hatte seine Pfeife ausgeklopft und war eben damit beschäftigt, das Feuer

in dem kleinen Ofen zu schüren, als Schritte auf der Treppe erschallten und des Direktors Stimme hörbar wurde, die zu einer ihn begleitenden Person sagte: „Sie werden sich ja selbst überzeugen können.“ Jack trat vom Ofen zurück ans Fenster; er vermutete, daß der Direktor den Arzt herauf brächte, um über des Kranken Heimreise zu beraten. Wie erstaunte er aber, als sich die Thür öffnete und anstatt des Arztes eine hohe, gutgekleidete junge Dame eintrat, die, ihren Schleier lüpfend, sofort auf das Krankenlager zueilte und mit den schluchzend hervorgestoßenen Worten: „O, Du mein armer Junge!“ den abgemagerten Knaben umsing, der bei ihrem unerwarteten Erscheinen sich aufgerichtet und ihr jubelnd entgegengerufen hatte: „Amanda!“

Jack Roostand, den das Mädchen bei ihrem Eintritt ins Zimmer wohl kaum beachtet, gewißlich aber nicht erkannt hatte, und der das Gefühl hatte, als habe er kein Recht, länger hier zu verweilen, wollte sich still aus dem Zimmer entfernen, aber der Kranke, der seine Absicht und auch ihre Ursache erriet, rief: „Nein, Jack, geh nicht fort, komm 'mal her!“ Und sich dann, als der Primaner herantrat, an seine Schwester wendend, sagte er: „Sieh, Amanda, das ist Jack Roostand, mein Retter und mein bester Freund, der mich jeden Tag zweimal besucht hat. Kennst Du ihn noch?“

Amanda hatte sich, als Jacks Name genannt wurde, erhoben und wandte ihr Gesicht dem jungen Manne zu. Ein dankbares, freundliches Lächeln glitt über ihr schönes, zartes Antlitz, und, Jack ihre schmale, feine Hand entgegenstreckend, sagte sie mit großer Innigkeit:

„Herr Roostand, wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen, und wie soll ich Ihnen den Dank der ganzen Familie Leonhardi nur ausdrücken! Papa hat Ihnen zwar schon schriftlich gedankt, dennoch bin ich von meinen Eltern beauftragt, Ihnen auch mündlich ihren Dank auszusprechen für Ihre heldenmütige That bei der Rettung Richards; denn nebst Gott verdanken wir es Ihnen, daß wir den Jungen lebendig wiedersehen.“

Sie hielt inne, tiefe Bewegung ließ sie momentan nicht weiter reden. Tränen schimmerten in den schönen Augen.

Der Primaner hatte die Hand des Mädchens zum Gruß ergriffen und war dabei errötet wie ein Schuljunge. Er, der große, starke Mensch, wagte kaum, die vor ihm Stehende anzublicken und wollte in seiner Befangenheit seine Hand sinken lassen, doch Amanda hielt sie noch einen Augenblick fest, indem sie sagte:

„Wie sehr ich selbst Ihnen dankbar bin, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Gott segne Sie in Zeit und Ewigkeit für Ihre Helbentat.“

In Jacks Seele kämpften die ganze Zeit über die verschiedensten Gefühle: Freude, Bescheidenheit, Aerger, Wonne, Befangenheit und Bewunderung. Freude darüber, daß es gerade ihm vergönnt gewesen, den Anaben den Fluten zu entreißen, daß es gerade auch die ihm teure Familie Leonhardi gewesen, der er den Dienst erweisen konnte; Wonne darüber, daß gerade Amanda gekommen war, den Anaben zu holen. Aerger, ja Born über sich selbst ergriff ihn bei dem Gefühl, daß er in seiner Befangenheit und seiner, wie er glaubte, tölpelhaften Unbeholfenheit vor Amanda stand wie ein Bauer, der nicht weiß, was er sagen soll, während sie mit bewunderungswürdigem Takt in Rede und Haltung sich bewegte. „Das hat man davon,“ dachte er, „wenn man seine ganze Jugendzeit unter lauter Männern und Buben zubringt! Da lernen wir tausenderlei Dinge, schwimmen in Kunst und Wissenschaft und tauchen unter in Gelehrsamkeit — und dann kommt so ein Mädchen daher, das von alle dem nichts gelernt hat, oder doch blutwenig, und hebt uns mit all unserer erworbenen Weisheit aus dem Sattel, daß uns die Rippen krachen und wir vor ihm stehen wie die dummsten Kohlengräber.“ Doch fand er endlich auch das rechte Wort.

„Ich freue mich gewiß nicht minder, Sie wiederzusehen, Fräulein Leonhardi,“ sagte er, „wenn es auch bei einer so traurigen Mission geschieht, wie die Ihrige heute ist. Seien sie aufs freundlichste und herzlichste begrüßt. Was Sie aber über meinen Anteil an der Rettung des Kleinen da zu sagen belieben, so ist derselbe so viel Aufhebens nicht wert. Ich habe nichts getan als meine Pflicht und was ein anderer in derselben Lage ebenfalls getan haben würde. Doch ist es mir eine große Freude und wird es immer bleiben, daß ich diesen geringen Dienst Ihrer lieben Familie und — und — Ihrem Bruder erweisen durfte.“

Ein flüchtiges Rot flog über Amandas Gesicht, und sie drehte sich um zu dem Kranken.

„Wunderst Du Dich nicht, daß nicht Papa, sondern Deine Schwester gekommen ist, Dich zu holen?“ fragte sie und setzte sofort, gegen den Direktor gewendet, hinzu: „Wir hatten gestern starkes Glatteis, und da ist unser Papa, als er bereits das Billet für die Reise gelöst hatte, beim Heimkommen gefallen und hat sich den Fuß verstaucht, so daß er nicht gehen kann und ich für ihn reisen mußte. Daß ich so spät eintraf, hat seinen Grund in den tiefen Schneemassen, in denen unser Zug oft

stecken zu bleiben drohte. Hoffentlich wird sich jetzt auch alles machen lassen.“

„Sie allein werden wohl nicht mit dem Transport des Knaben fertig werden,“ sagte der Direktor, „aber wenn Herr Roostand so freundlich sein würde, Ihnen behilflich zu sein, so wird die Sache, glaube ich, ohne besondere Schwierigkeiten sich machen lassen. Die Kräfte dazu fehlen ihm nicht, das hat er bereits bewiesen.“

„Mehr als gern, mit Freuden stelle ich mich Ihnen zu Diensten!“ beeilte sich Jack zu erwidern, und ein freundlich-dankbarer Blick aus Amandas Augen belohnte ihn.

„Wie werden Sie aber in St. Louis allein fertig werden, Fräulein?“ fragte der Direktor.

„O,“ erwiderte Amanda, „dort habe ich Verwandte, und dieselben werden mir helfen; ebenso daheim in Hinsdale. Nur hier muß ich um Hilfe bitten.“

„Nun, die werden Sie in ausreichendem Maße haben. Wann geht Ihr Zug ab?“

„Um 8 Uhr.“

„Gut, dann halten Sie sich bereit, Roostand. Und Sie, liebes Fräulein, kommen Sie, bitte, mit herüber in meine Wohnung zu einem kleinen Imbiß; Sie haben Ihr Mittagessen versäumt.“

* * *

Dunkel lag über der schneebedeckten Welt, als eine Kutsche durch das Gostor des College auf die Straße hinaus rollte. Auf dem Rücksitz, in Kissen und Decken gehüllt, lehnte der bleiche Sertaner an der Seite seines großen Freundes. Ihnen gegenüber saß die Schwester des Kranken und blickte durch die Glasscheibe des Kutschenschlags hinaus auf die College-Gebäude, die mit ihren hell erleuchteten Fenstern auf die Straße herüber schauten.

„Wie steht's, Richard, freust Du Dich, heim zu kommen?“ fragte das Mädchen ihren Bruder, natürlich erwartend, daß er aus voller Seele mit Ja antworten würde, doch der Junge antwortete ziemlich langgelehnt:

„O ja, ich freue mich schon, aber ich will wieder hierher kommen. Ich weiß erst gerade jetzt, wie gern ich hier gewesen bin!“

Jack lachte hell auf und zog den Knaben an sich, daß er stöhnte.

„So ist's recht, Dick!“ rief er, „Du bist trotz alledem aus dem

rechten Stoff gemacht.“ Und zu Amanda gewendet, fuhr er fort: „Sie glauben wohl kaum, wie lieb einem das College werden kann. Man empfindet das erst recht, wenn man es verlassen soll.“

„Dann werden Sie es nach sechs Monaten gewiß recht empfinden, Herr Roostand,“ entgegnete das Mädchen.

„Wie wissen Sie das, Fräulein?“

„Ei, ich kann noch rechnen,“ lachte Amanda.

„Ja, die Zeit zum Scheiden wird dann gekommen sein, aber man kann auch durchfallen.“

„Herr Roostand wird nicht durchfallen.“

Jack lachte belustigt.

„Ich wünsche, ich wäre meiner Sache so gewiß wie Sie,“ sagte er.

„Und dann,“ fuhr das Mädchen, ohne auf den Einwurf des jungen Mannes einzugehen, fort, „werden Sie hoffentlich nicht so sehr Heimweh nach diesem College haben, daß Sie, wie Richard, wieder dahin zurückkehren wollen, sondern werden sich in unserm schönen Missouri ebenso zu Hause fühlen wie hier.“

Der Kranke, der bisher schweigsam dageessen hatte, richtete jetzt erregt den Kopf auf und rief:

„Jack, that's nobby! Weißt Du was? Da hab' ich bisher noch nie dran gedacht. Wir wohnen bloß 20 Meilen von St. Louis. Wenn Du auf dem dortigen Seminar bist, dann kommst Du in Deinen Ferien 'raus zu meinen Leuten. Nicht wahr, Amanda?“

Die Dunkelheit in der Kutsche verbarg jeden Effect, den diese Worte etwa auf den Gesichtern der beiden Erwachsenen hervorriefen. Wenn Jack jedoch erwartet hatte, daß das Mädchen durch die Rede ihres Bruders ihre Sicherheit verlieren würde, so hatte er sich geirrt. Ruhig und freundlich, wie immer, sagte sie:

„Gewiß, unsere Eltern werden sich stets freuen, Herrn Roostand in ihrem Hause zu begrüßen.“

Der junge Mann ärgerte sich fast. Er an Amandas Stelle hätte Minuten bedurft, eine passende Antwort auf eine so heikle Frage zusammen zu suchen — sie fand sofort das rechte Wort. Woher hatte sie doch die Sicherheit, die Gewandtheit, die unvergleichliche Ruhe? Sie hatte doch auch nur eine einfache Erziehung genossen. Die paar Jahre auf der städtischen Hochschule bringen etwas derartiges nicht zuwege. In der sogenannten „oberen Schichte“ der Gesellschaft, wo ein solches Wesen künstlich gezüchtet wird, bewegte sie sich auch nicht. Stolz und

Einbildung waren ihr völlig fremd. Ihrem ganzen Benehmen und Auftreten konnte nur natürliches, frauenhaftes Tactgefühl zu Grunde liegen, oder — wie ein Blick durchzuckte es Jack — war sie vielleicht nur ihm gegenüber so ruhig, so gelassen, um ihm auf diese Weise verständlich zu machen, daß die Zeit, als sie beide einander näher gestanden, vorbei sei, daß sie die „Kinderei“ aus der Schulzeit als abgetan betrachte?

Je länger er darüber nachdachte, desto mehr wollte es ihm so erscheinen. Herzlich und freundlich war sie ihm heute begegnet, das war nicht zu leugnen, aber das war ihr Wesen, sie war es mit John, der Jack bei der Rettung des Knaben behilflich gewesen war und dem Amanda ebenfalls ihren Dank ausgesprochen hatte, auch gewesen. Im stillen hatte Jack, als er das Mädchen am Krankenbett ihres Bruders traf, gehofft, sie würde ihn, wie sie es von Kindheit auf getan, mit „Du“ anreden. Wie hätte er sich darüber gefreut! Ach, es war ihr scheinbar gar nicht eingefallen. Es war „Herr Roostand“ und „Sie“ gewesen von Anfang bis Ende. Beinahe wie einen Fremden hatte sie ihn behandelt. „Unsere Eltern werden sich freuen,“ hatte sie soeben gesagt; von einer Freude, die sie selbst bei seinem Besuch empfinden würde, kein Wort.

Der junge Mann kämpfte dort in der Dunkelheit der Kutsche mit sich selber einen harten Kampf. Was konnte er beginnen, aus diesem Zweifel herauszukommen? Das Mädchen daraufhin anreden? Das hätte er nie über sein Gewissen gebracht. Und doch wollte er wissen, wie er stand. Er wollte weiter beobachten und dann wollte er noch einen Wurf wagen, ehe Amanda wieder in die Ferne zog, aus der sie ihm heute wie ein Sonnenstrahl gekommen war. Sollte der Wurf gänzlich mißlingen, so war es sicher: sein Jugendtraum war aus, sein Lied verklungen.

So weit Roostands Beobachtungen in Betracht kamen, waren dieselben ohne jeglichen Erfolg. Unter fröhlichem Geplauder der Insassen rollte endlich die Kutsche auf den Bahnhof und hielt dort an, bis der Zug vom Osten herandonnerte und zischend zum Stillstand kam. Jack stieg aus, half dem Mädchen beim Aussteigen, überreichte ihm einige Rissen, nahm sodann den in Decken gehüllten Knaben auf seine starken Arme und trug ihn wie ein Kind hinüber in einen Waggon. Dort bereitete er mit Hilfe Amandas, so gut es ging, ein Lager, auf das sich der Junge stöhnend niederließ.

„So, Bürschlein,“ sagte Roostand, „da kannst Du jetzt ruhig liegen bleiben, bis Ihr nach St. Louis kommt. Und nun halte Dich tapfer, Dick; ich wünsche Dir recht baldige Wiederherstellung, daß Du bald wiederkommen kannst. Wenn Dir's möglich ist, schreib' mir einmal.“ Er reichte ihm die Hand und strich ihm mit der linken über sein blondes Haar: „Leb' wohl, Kleiner.“

„Good-bye, Jack!“ antwortete der Junge, „o, Jack, ich danke Dir tausendmal für alles, was Du an mir getan hast. Jack, ich —“ er kam nicht weiter, die Stimme versagte ihm.

„Sei ruhig — ganz ruhig, Dick, das ist ja alles ganz gerne geschehen. Sorge nur dafür, daß Du bald wiederkommst.“ Noch einmal fuhr er dem Jungen mit der Hand über das Haar und wandte sich sodann an Amanda.

„Ihr Zug wird wohl gleich abgehen.“ Er reichte ihr die Hand. „Leben Sie wohl, Fräulein, und kommen Sie gut heim mit Ihrem Pflegling. Pflegen Sie ihn uns wieder zurecht und senden Sie ihn uns recht bald wieder. Es mag dies ein wenig egoistisch klingen, aber der Junge ist mir unentbehrlich, er ist mir — —“

Ahnte Amanda, was er sagen wollte? Sie entzog ihm leise ihre Hand und machte sich mit den Decken des Bruders zu schaffen. Dann ging sie mit dem jungen Mann der Tür zu. Dort blieben sie stehen.

„Herr Roostand,“ begann das Mädchen, „Sie haben so viel, so sehr viel für uns getan, ich kann Ihnen nie genug danken. Ich möchte Ihnen unsere Dankbarkeit so gerne beweisen und weiß nicht wie. Der liebe Gott sei Ihnen Vergelter.“

Wieder schimmerten Tränen in ihren herrlichen Augen. Nie war sie dem jungen Mann lieblicher erschienen als in diesem Augenblick. Er wagte seinen Wurf.

„Ich habe nichts für Sie oder den Bruder getan, das so viel Aufhebens wert wäre. Aber, Fräulein Amanda, ich habe bei Richard eine wunder schöne Photographie von Ihnen gesehen. Wollen Sie mir eine große Freude bereiten, so, bitte, schicken Sie mir eine Kopie davon.“

Das Mädchen errötete heftig und blickte zu Boden. Doch sie erhob die Augen wieder zu Jack, blickte ihn treuherzig an und sagte:

„Erlassen Sie mir das, Herr Roostand, es tut mir leid, aber es ist besser so.“

Der athletische Mensch war bleich geworden. Er hatte also richtig geschlossen. Das war das Ende. Der Wurf hatte seine Schuldigkeit

getan. Jack wußte jetzt, woran er war. Er reichte dem Mädchen noch einmal die Hand und sagte:

„Reisen Sie glücklich und leben Sie wohl! Es ist aus — aus!“ Damit öffnete er die Türe, sprang vom Zuge und verschwand in der Dunkelheit.

Drinnen im Zuge aber lehnte leise schluchzend Amanda die Stirn an die Scheibe in der Türe und blickte in die düstere Nacht hinaus. Wo war nun all ihre Ruhe, wo ihre Gelassenheit?

„Es mußte sein,“ sprach sie zu sich selber, „es mußte sein, wir haben noch kein Recht dazu — und noch lange nicht!“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Mit unsäglichlicher Liebe strich sie leise über den Türknopf, den seine starke, ehrliche Hand zuletzt berührt hatte, und ging zu ihrem Bruder zurück.

Durch die stillen, dunklen, tiefverschneiten Straßen wandert einsam ein hochgewachsener junger Mensch zurück zum College. Er merkt nicht, daß sich die düsteren Wolken verzogen haben, so daß der Sternenhimmel in hellem Glanze erstrahlt. Er fühlt nicht, daß es kälter geworden ist. Sein Weg im Schnee ist beschwerlich, er achtet nicht darauf. Er würde auch so langsam wandern, wenn die Bahn frei wäre. Er ist dabei, seinen schönen Jugendtraum zu Grabe zu tragen, und das macht ihm das Herz so schwer. Einsam fühlt er sich, ganz einsam. Er schaut hinauf nach den Sternen, die da ihre festen Bahnen ziehen, ruhig, still und unbekümmert um alles Herzeleid der Menschen auf der kleinen Erde. Da fliegt eine Sternschnuppe am nächtlichen Himmel dahin. Weit nieder scheint sie zu sinken und verschwindet in Nacht. Der junge Mann lächelt trübe; er denkt an die Worte des Dichters:

„Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh!
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh’!

„Es ist so still und dunkel!
Verweht ist Blatt und Blüt’,
Der Stern ist knisternd zerstoßen,
Verklungen das Schwanenlied.“

Ja, Jack, du einsamer Wanderer, dein Stern scheint zerstoßen zu sein, verklungen für dich das Schwanenlied, und dir schadet es durchaus nicht, wenn du das für gewiß annimmst. Das wußte und empfand das brave, treue Mädchen, das dort der fernen Heimat entgegenfährt, darum grolle ihm nicht. Es hat’s nur gut mit dir gemeint. Und einst, Jack, wird eine Zeit kommen, da „Blatt und Blüt’“ wiederkehren werden, da wird auch dein Stern wieder erscheinen und hell leuchten, und du sollst dich freuen, aber — „noch nicht“.

Des Kandidaten Einzug in seinem Wirkungskreis.



o die wellenförmige Wald-
landschaft endete und die
flache, unabsehbare Prai-
rie begann, stand das ein-
same, alte, schon ziemlich
flart in sich selbst zusam-
menhuckende Bahnhofsges-
bäude. Es sah aus, als
sei es nie neu gewesen.
Von Farbe trug es keine
Spur mehr, wenn es solche
überhaupt je getragen
hatte. Rings um das Ge-
bäude her befand sich eine
Plattform, die an der
Vorderseite bis dicht an
die Eisenbahnschienen
reichte und den Perron

bildete, an beiden schmalen Seiten des Hauses sich erweiterte und hier
als freier Aufstapelungsplatz für Dutzende von Stacheldrahtbündeln,
Eggenzinken, Pflügen und Maschinenteilen diente, die sehnüchsig des
Abgeholtwerdens harrten. Haus und Plattform ruhten auf einge-
rammten Pfeilern. Der Schatten darunter war den ganzen Sommer
über der Lieblingsaufenthalt sämtlicher Schweine aus der Nachbar-
schaft, zum unendlichen Aerger des Stationsagenten, der das Vieh den
Tag über unzählige Male in den Wald hinaus jagte und sich zu dem
Zweck eine stets wohlgefüllte Holzkiste mit Wurfgeschossen bereit hielt.

Das einzige Neue und Moderne an dem ganzen Bahnhof war ein
über dem Fenster an der Seite angebrachtes schwarzes Schild, auf dem
in goldglänzenden Lettern der stolze Name Karthago erstrahlte und
hell in die Prairie hinausleuchtete.

Außer dem Bahnhofsgebäude waren von hier aus nur noch zwei
andere Gebäude in der Nähe zu sehen, ein Getreidespeicher von nur ge-
ringer Kapazität und ein elend-jämmerliches, über die Maßen schmutzi-
ges Bierlokal an einer nahen Straßenkreuzung. Weiter draußen auf

der Prairie erblickte man die zerstreut liegenden Farmgehöfte der Ansiedler.

Es mochte etwa 3 Uhr nachmittags sein. Die Sonne brannte meisterlich vom wolkenlosen Himmel herab auf Wald und Prairie; in ihrer Hitze zitterte die durch keinen Hauch bewegte Luft über dem Bahnsteig und den Schienen. Die der Bahn entlang üppig gediehenen Sumachsträucher färbten sich allmählich rot; denn der Augustmonat nahte sich seinem Ende. Der lange dürre Mann, der auf dieser jämmerlichen Station Telegraphist, Billetverkäufer, Stationsagent und wer weiß was sonst noch war, lag in seinem Armstuhl zusammengeknickt, die Füße auf dem Tisch, und schlief, von Hitze und Langeweile übermannt, während die telegraphischen Apparate vor ihm auf dem Tisch ihm das Schummerlied dazu ticten.

Auf der staubigen Landstraße, die vom Walde her nach der Station und von dort in die Prairie hinausführte, zottelte um diese Nachmittagsstunde, von zwei mageren Gäulen gezogen und von Staubwolken umhüllt, ein geschlossener Wagen heran, an dessen beiden Seiten die von darangespritztem und längst getrocknetem Straßenkot halbbedeckten Worte „Karthago Stage“ zu entziffern waren.

Mit lautem: „Whoa!“ brachte der Rosselenter seine Rosinanten an der hinteren Plattform des Stationsgebäudes zum Stehen. Sein „Whoa“ wäre durchaus nicht nötig gewesen, weder laut noch leise; denn die armen Tiere waren froh, daß sie stehen durften, hatten sich auch seit vielen Jahren so an das Anhalten auf eben derselben Stelle gewöhnt, daß es ihnen nie in den Pferdesinn gekommen wäre, auch nur noch einen Schritt weiter zu gehen; aber ein Stagekutscher ist eben einmal nur dann guter Laune, wenn er seine Tiere so laut und so roh als möglich anbrüllen kann. Zudem wußte dieser Rutscher aus Erfahrung, daß der Stationsagent ein für allemal um diese Zeit des Tages ein stundenlanges Mittagsschläfchen hielt, und hatte sich diese Methode angewöhnt, ihn zu wecken.

Wie immer, gelang ihm dies auch heute. Der Agent öffnete die Augen, gähnte mehrere Male erschrecklich in die heiße Luft hinaus und zog dann unter Stöhnen die langen, „eingeschlafenen“ Beine vom Tisch, die er mit Reiben und Daranklopfen zu neuer Tätigkeit zu erwecken suchte.

Dieser ganze Vorgang war auf der Station Karthago immer Mode gewesen, weder der Agent noch der Stagekutscher hatte es je an-

ders gekannt und erlebt. Ihre Vorgänger hatten es so gehalten und getrieben, so hielten und trieben sie es jetzt, so würde es — erwarteten sie — auch in grauer Zukunft gehalten und getrieben werden.

Die Ankunft der Stage war das Zeichen, daß der Eisenbahnzug von St. Louis nach San Francisco in etwa einer Viertelstunde in Karthago anlangen werde. Ob derselbe Passagiere für das Nest brachte oder nicht, war ganz einerlei, die Stage mußte am Bahnhof sein, und wenn sie weiter nichts tat, als den Agenten zu wecken.

Für einen Bewohner der Gegend hatte die Ankunft eines Passagierzuges einen scheinbar unwiderstehlichen Reiz. Dies war der versoffene Wirt aus der Bierspelunke. Wenn die Stage an seiner Tür vorüberstrafelte, dann griff er nach seiner Mütze, ließ alles liegen und stehen und humpelte schwerfällig hinüber auf den Bahnsteig und setzte sich dort auf einen Pflug oder was etwa sonst gerade vorhanden war, faltete die dicken Hände vor dem Leib und schaute mit seinen kleinen Zriesaugen die Bahnstrecke hinauf dem Zug entgegen.

Früher war es anders gewesen. Da waren er und der Agent gute Freunde gewesen. Da hatte der Agent lange nicht so viel geschlafen, sondern bei ihm, dem Wirt, gegessen und Karten gespielt und war ein guter „Koschtimer“ der Spelunke gewesen. Wenn damals ein Zug ankam, dann stolzierte der Wirt im Wartezimmer umher wie einer, der dahin gehörte, oder saß gar auf dem Tisch mit den telegraphischen Apparaten und ließ die kurzen Beine herabbaumeln. Da aber hielten vor etwa einem Jahr die Methodisten in der Nähe ein „Revival-Meeting“, und der lange Stationsagent, dem kein Mensch etwas derartiges zuge-
traut hatte, „kriegte Religion“ und zwar so heftig, daß er fortan nicht nur kein „Koschtimer“ des Wirts mehr sein wollte, sondern auch dem Schlaf anheim fiel, worüber der Wirt sich so erboste, daß er behauptete, für den langbeinigen Narren fürderhin absolut keinen „Use“ mehr haben zu können. Seitdem betrat er den Wartesaal nicht mehr, sondern saß, da er das Anschauen eines Zuges nicht lassen konnte, lieber draußen auf der Plattform in Hitze und Kälte. Er war dort eine so regelmäßige und gewohnte Erscheinung, daß er bei den Kondukteuren und Schaffnern der Bahn nur als „the purple landmark“ bekannt war — purple natürlich in Anspielung auf die Farbe seiner Nase.

Auch heute saß er wieder da, auf einer leeren Eiertiste, im glühenden Sonnenbrand und schaute seelenvergnügt dem Zuge entgegen. Er sollte nicht lange zu warten haben. Weit im Osten zeigte sich eine

dunkle Rauchwolke, aus der nach und nach die noch dunkleren Umrisse einer Lokomotive deutlich hervortraten. Größer und größer erschien im raschen Nahen das edle Dampfroß. Eine weiße Dampfssäule, die schnell über ihm erschien und in der Hitze fast ebenso schnell wieder verschwand, worauf nach einigen Sekunden ein leiser Pfiff erscholl, kündete an, daß der Zug halten werde.



„Auch heute saß er wieder da, auf einer leeren Eierkiste, im glühenden Sonnenbrand und schaute seelenvergnügt dem Zuge entgegen.“

Zischend und fauchend kam das Ungetüm vor dem Stationshaus zum Stillstand, um nach einer Minute wieder davonzurasen. Wie gewöhnlich war der magere Postfach aus dem Postwaggon auf den Bahnsteig herabgefliegen und vom Agenten pflichtschuldigst in Empfang genommen worden. Aber zum größten Erstaunen nicht nur des Wirts, sondern auch des Agenten wie auch des Stagekutschers war auch ein Koffer, und zwar ein guter, neuer, vom Zuge geworfen worden, und als man sich umsah, siehe, da war auch ein Passagier, der offenbar zu dem Koffer gehörte, abgestiegen. Und was für ein Passagier! Ein solcher war, seitdem vor einem halben Jahr der Präsident der Bahn mit

einigen anderen hohen Beamten auf einige Augenblicke im Bahnhofsgelände Karthagos sich zwecks Inspektion aufgehalten hatte, hier nie wieder gesehen worden. Groß war er und außerordentlich stattlich, breitschulterig und scheinbar riesenstark. Dabei war er tatsächlich schön, mit einem prächtigen Schnurrbart, und hatte zudem etwas an sich, so etwas — der Stationsagent, der doch bereits einmal in St. Louis gewesen war und also viel erlebt und gesehen hatte, wußte selbst nicht

den rechten Ausdruck dafür zu finden, vermaß sich jedoch, seinen „Gut fressen“ zu wollen, wenn der Mann nicht Gouverneur von Illinois oder Missouri, oder wenn nicht das, so doch ein College-Professor oder ein berühmter Faustkämpfer aus England oder etwas dergartig Nobles und Feines sei. Der Kosselenter stimmte dem bei, meinte jedoch, wenn der Mann nicht so jung wäre, so könne er auch ein General sein; denn etwas Generaliges habe er entschieden an sich, aber das hätten die professionellen Ballspieler auch, und daher glaube er, daß man es hier mit einem Ballspieler zu tun habe. Der alte Kaspar Holzapfel aber — so hieß der Bierwirt —, der zu der Besprechung des Fremden nicht hinzugezogen worden war, stand auf und stapfte heim, indem er murmelte: „Die Sorte kenn’ i scho’, der kimmt bei mir anne, der wird an Dorfscht haben; denn döś isch’ a Drummer.“

Der aber, dem alle diese interessanten Betrachtungen galten, hörte nichts davon. Er stand, nachdem er mit einem ganz unbeschreiblichen Blick das Bahnhofsgelände und seine Umgebung überflogen, mit der Reisetasche in der Hand dicht an den Schienen und schaute dem Zuge nach, der, kleiner und kleiner werdend, in die weite Prairie hinaus eilte und endlich verschwand.

Freundlicher Leser, hast du einst als junger Mensch Vater und Mutter, Vaterland und Freundschaft verlassen müssen, um dir in der Fremde deinen Lebensunterhalt zu suchen, und bist du dann mutterseelenallein hinausgezogen in die Welt mit den schönsten Bildern von deinem künftigen Wohnort und den glänzendsten Hoffnungen im Herzen; hast du, nachdem dich das Dampfroß oder das Schiff Hunderte, ja vielleicht Tausende von Meilen der Heimat entführt hatte, den Schaffner oder Mate den Namen deines Bestimmungsortes als „next station“ oder „next landing“ ausrufen hören; hast du dann, als du klopfenden Herzens den Zug oder das Boot verließest, ein — Karthago vorgefunden: dann, freundlicher Leser, wirst du verstehen, warum der junge Passagier, den wir eben aussteigen sahen, mit sehnsüchtigen Blicken dem Zuge nachschaute. Du wirst dich erinnern, daß sich dir beim Anblick deines künftigen Wohnorts das Herz zusammenkrampfte, daß dir’s plötzlich und zum erstenmal zum gräßlichen Bewußtsein kam, daß die Brücken hinter dir abgebrochen waren, daß an eine Umkehr ohne Spott und Schande nicht zu denken war, daß das einzige, das noch ein Stück Heimat war, dein Zug, dein Schiff, dort mit Dampfseile weiter rasste und du bleiben mußtdest hier in — in Karthago!

Die letzte Spur des Zuges, ein dunkles Rauchwölkchen auf dem Horizont, war verschwunden. Mit einer Handbewegung, als wolle er Träume, Phantasiegebilde und Erinnerungen, vielleicht auch Heimweh damit verschrecken, wandte sich der junge Reisende und unterwarf von neuem seine ganze Umgebung einer, diesmal genaueren Besichtigung. Das Resultat mußte wohl nicht besonders zufriedenstellend ausgefallen sein; denn der junge Mann brummte vor sich hin: „Karthago! Das da Karthago? Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam! Braver Cato, wie oft habe ich dir diesen Ausruf verübelt! Verzeih mir, ich tat's in krasser Unwissenheit; ich kannte die Verhältnisse nicht. Wahrscheinlich hattest du einen Ruf als Pastor nach Karthago angenommen, und wenn du mit deinem Koffer vom Zug abgeladen wurdest und fan-



„Er schaute dem Zuge nach, der, kleiner und kleiner werdend, in die weite Prairie hinaus eilte und endlich verschwand.“

dest dein Karthago, wie ich eben das meinige finde, so habe ich jetzt nichts mehr dagegen, wenn du deinem Zug nachheultest: „Nimm mich wieder auf, ceterum censeo, Carthaginem esse delendam!“ Die letzten Worte wurden halblaut gesprochen, als der Redner eben durch die Thür in den Wartesaal trat. Der Agent, welcher glaubte, er sei angerebet, sagte: „Französisch kann ich nicht, das versteht hierherum kein Mensch, wenn Sie aber damit sagen wollten, daß Sie nach Karthago 'nüber wollen, so ist jetzt noch Fahrgelegenheit, die Stage hält an der hinteren Plattform. 'S ist nix Feines, Gouverneur, aber Sie kommen mit heißen Knochen darin hin.“

„Was ist das?“ rief der Reisende, „bin ich denn nicht in Karthago?“

„Nein,“ antwortete der Agent, „dies hier ist bloß die Eisenbahnstation für Karthago; die Stadt selbst liegt eine Meile von hier am Fluß. Als die Eisenbahn gebaut wurde, sollte die Stadt —“

„Das können Sie mir ein anderes Mal erzählen. Jetzt möchte ich etwas anderes hören. Ich hatte für diesen Zug einen Farmer mit Fuhrwerk hierher bestellt, ist keiner hier gewesen?“

„Ja, es war einer da, der Dutch Pete von der Cherokee Creek, der saß stundenlang drüben beim Holzapfel und ist dann nach der Stadt 'munter gefahren. Wissen Sie, wenn der einige Glas Holzapfelsaft im Leibe hat, dann wartet er auf keinen Menschen. Nicht, daß er nicht will, aber er vergißt's.“

„So,“ erwiderte der andere, „das ist ja nett! Ist Hoffnung vorhanden, daß er wieder hierher zurückkehrt?“

„O bewahre, Gouverneur, der kommt nimmer. Wenn der brunten im Town jemand gefunden hat, der ihm zuhört, dann sitzt er fest.“

Der Stagekutscher steckte hier den Kopf durch die Thür und fragte, ob der General nach Karthago zu laufen gedente; die Stage fahre jetzt ab.

Rasch entschlossen, befahl der „General“ dem Kutscher, den Koffer aufzuladen, und bestieg selbst das staubbeladene Gefährt, das ihn nun erst recht eigentlich nach Karthago bringen sollte, und bald rollte er hinaus auf die Landstraße. Diese führte die ganze Strecke durch den Wald und war die denkbar schlechteste. Es war eine sogenannte „Cor-duroy Road“ (oder Knüppeldamm), wie man sie in früheren Jahren anlegte und stellenweise noch heute in Waldgegenden findet. Wer auf einer solchen nie gefahren ist, hat eine der süßesten Süßigkeiten des ir-

dischen Daseins nicht gekostet, nämlich das beseligende Wonnegefühl, das Leib und Seele, namentlich aber den Leib überschleicht, wenn die Fahrt überstanden ist und der Wagen fortan auf bloßer Erde weiter rollt.

Unser vermeintlicher General-Gouverneur saß in der Kutsche und hielt sich mit beiden Händen am Sitz fest, während er seine Füße gegen den gegenüberliegenden Sitz stemmte, um nicht, wie seine Reisetasche, von einer Ecke in die andere zu fliegen. Der Koffer, der zu seinem Heil auf dem Dache des Fuhrwerks mit Stricken festgebunden war, rumorte in seiner Gefangenschaft dort oben bei jedem Stoß so sehr umher und schlug mit solchem Gedonner auf das Dach, daß der einsame Passagier unter demselben wenig von der Außenwelt zu sehen bekam, da er seine Augen immer auf die Decke über sich richten mußte, weil er befürchtete, von seinem eigenen Besitztum totgeschlagen zu werden. Das Elend wäre noch auszuhalten gewesen, wenn der Kutscher seine Tiere hätte im Schritt gehen lassen, aber das Ungeheuer jagte dahin, so schnell seine mageren Gäule zu laufen imstande waren. Der Passagier bat um Gnade, fand aber keine. Der Kosselenker behauptete, er täte es selber „mit gleichen, den General so souffere zu sehen,“ aber er transportiere Onkel Sams Post und die müßte zu bestimmter Stunde in Karthago eintreffen. Dabei blieb es.

Etwa die halbe Strecke des Weges hielt es der junge Mann in seiner Folterkammer aus, dann aber rief er mit Donnerstimme dem Kutscher zu, seine Tiere anzuhalten, weil er bei lebendigem Leibe und mit allen fünf Sinnen in Karthago einzutreffen wünsche und daher aussteigen und den Rest des Weges zu Fuße zurücklegen wolle, ihm wäre es in seiner augenblicklichen Gemütsstimmung furchtbar einerlei, „ceterum censeo, Carthaginem esse delendam!“

Dem Kutscher war dies nicht gerade angenehm. Er war stolz auf seinen Passagier. Einen solchen hatte er all seine Lebtag nicht in die Stadt gebracht, einen Mann, dem man von weitem ansah, daß er 'was Nobles sei. Er hätte gern mit ihm geprunk't. Deshalb hielt er an und machte ihm treuherzig das Anerbieten, eins seiner Pferde vor der Kutsche zu besteigen und den Rest des Wegs zu reiten, wenn er das Fahren nicht ertragen könne.

Das hätte vielleicht bei manchem mißgestimmten Menschen dem Faß den Boden ausgeschlagen, bei unserm „General“ aber bewirkte es gerade das Gegenteil. Er brach in ein schallendes Gelächter aus, in

daß der Kutscher lustig mit einstimmt, und seine üble Laune war verschwunden. Lachend sah er die Stage weiter rappeln, fröhlich und guter Dinge wanderte er im Sonnenbrand dahinter her.

Die Kutsche langte glücklich in Karthago an, und ihr Treiber lud stolz den Koffer auf der Plattform vor der Postoffice ab, worauf er allen, die es hören wollten — und es waren ihrer viele — Wunderdinge erzählte von einem Passagier, den er gehabt habe, der aber so fein sei, daß er die Fahrt in der Stage nicht habe „schänden“ könne, sondern zu Fuß nachkommen wolle. Von Kopf zu Füßen sei er in „Store Clothes“ gekleidet, trüge auch ein „Biled Shirt“ und einen Stehtragen am Werttag. Er wisse nicht, wer es sei, auch nicht, was er sei; wenn er aber, der Stagetreiber, gefragt würde um seine persönliche Ansicht, so müsse er sagen, er glaube, der junge Mann sei der Präsident von Mexiko imkochtito; denn er habe zweimal mexikanisch gesprochen. Was Wunder, daß sich die ganze männliche Bevölkerung und auch der größte Teil der weiblichen auf den hölzernen Plattformen vor den ebenfalls hölzernen sechs oder sieben Geschäftshäusern Karthagos aufpflanzte und erwartungsvoll dem wundervollen Reisenden entgegen sah!

Dieser selbst hatte von all dem Aufsehen, das seine Erscheinung hervorrief, keine Ahnung. Hätte man in sein Herz sehen können, so hätte man nichts darin gefunden, das an einen General, Präsidenten oder Gouverneur erinnerte. Ein fröhliches Herz und ein waderes, tapferes Herz schlug unter den „Store Clothes“, das war nicht zu leugnen, ein Herz, dessen sich kein Kaiser zu schämen gehabt hätte, aber Ueberhebung, Größenwahn und Stolz fanden sich darin nicht, wohl aber Kleinmut und eine gewisse Zaghaftigkeit, wenn der Herzeigentümer an die Zukunft dachte, an die bisher noch in völliges Dunkel gehüllte Zukunft, in die ihn erst der Anblick des Bahnhofes und dann die Fahrt auf der Stage einen kurzen, flüchtigen Blick hatten tun lassen. Würde seine ganze Zukunft hier, wo er wohnen und leben sollte, sich à la Karthago gestalten? Der Anfang ließ sich nicht vielversprechend an, und schwerer und schwerer wollte ihm das Herz werden. Aber da bog die Straße plötzlich um eine Waldecke, und vor dem Wanderer öffnete sich ein Tal so lieblich und schön, wie er nie eins vorher gesehen zu haben glaubte. Fern im Süden zog sich eine bewaldete Hügelkette hin, die dort, wo sich der im Sonnenglanz glitzernde Fluß ihr näherte, plötzlich eine Wendung machte und eine andere Richtung einschlug. Auf dem westlichen Ufer setzte sich der Wald noch eine Strecke weit fort, bis

auch er ein Ende fand und die endlose Prairie begann. Vor den Füßen des Wanderers lag, von alten Cottonwood-Bäumen und Sykomoren vielfach beschattet, die „Stadt“ Karthago mit ihren fünfzig oder sechzig einfachen Wohnhäusern ausgebreitet, in deren Mitte ein zweistöckiges Gebäude, wahrscheinlich die unvermeidliche Stadthalle, durch seine Neuheit sich auszeichnete. Die Stadt war offenbar nicht mehr jung — d. h. nach amerikanischen Begriffen, war auch keineswegs schön, erfreute sich jedoch einer so allerliebsten Lage, daß der junge Wanderer droben an der Waldecke bei ihrem Anblick all seinen Miß- und Kleinmut vergaß, seine Reisetasche fester faßte und stramm den Abhang hinab und der Hauptstraße des Ortes zuschritt.

Die Menschenmenge in der Straße fiel ihm auf. Was mochte da vorgefallen sein? Jedermann schien ihm, dem Wanderer, entgegenzusehen. Man erwartete doch nicht etwa ihn? Es wußte ja außer dem verbummelten Farmer, der ihn abholen sollte, kein Mensch, daß er kommen wolle. Er kam näher und näher. Ganz gewiß, man erwartete ihn! Was sollte er tun? Wie sollte er sich verhalten? Mit diesen Leuten, das wußte er, werde er in Zukunft verkehren müssen, mit manchen von ihnen vielleicht sogar in ein naheß Verhältnis treten. Hier mußte er auftreten als der, der er war. Als er daher auf dem einzigen Trottoir, dessen sich die Straße rühmte, unter die Leute trat, küßte er freundlich und höflich seinen Hut, grüßte und fragte nach dem Postgebäude. Dort wollte er nähere Erkundigung nach „Wie und Wohin“ einziehen.

Man gab ihm grinsend Bescheid, und als er darauf weiter schritt, setzte sich die ganze Menschenmasse in Bewegung und steuerte ebenfalls der Postoffice zu, teils hinter ihm, teils neben ihm, teils im Galopp vor ihm. Dem jungen Menschen ward ganz schwül zu Mute. Was wollte man von ihm? Was hatte er getan, daß er so angestaunt wurde? Es hätte ihn nicht im mindesten überrascht, wenn ihn plötzlich ein Polizist ergriffen und vor den Richter geführt hätte.

Endlich sah er ein Schild vor einem der „Stores“, das mit großen Lettern der Welt kund tat, daß Onkel Sam hier seine Postsachen vertheile. Auf der Plattform vor dem Gebäude stand Mensch an Mensch; auf den dünnen Baumstämmen, die vor den „Stores“, auf Pfosten ruhend, sich geländerartig am Trottoir entlang zogen und für gewöhnlich zum „Pferdeanbinden“ dienten, saß Mensch an Mensch.

Unser Wanderer, der jetzt ziemlich gewiß wußte, daß man ihm

nicht zu Leibe wollte, begann die ganze Sache von ihrer lustigen Seite aufzufassen, obwohl er noch immer keine Ahnung davon hatte, was die Komödie bedeuten sollte. Mit lachendem Angesicht schaute er zu dem Schild empor und sagte laut: "Whoa, here we are at the grocery!"

Das war nun gerade keine besonders geistreiche Bemerkung, aber es war gerade die rechte Bemerkung. Es war, als ob der junge Mann mit diesen Worten den Bann, der auf allen gelegen hatte, gelöst habe. Durch die Bemerkung hatte er den Leuten gezeigt, daß er Amerikaner und einer ihresgleichen sei. Ein schallendes Gelächter brach los, in das der Reisende lustig einstimmte, und unter Zurufen: "You struck it, partner!" "You landed the persimmon, Major!" u. s. w., die aus der Menge erschollen, stieg er die zwei Stufen zur Plattform hinan, schritt durch die ihm willig Durchgang gewährenden Menschen und betrat die Postoffice, die, wie in allen kleinen Nestern, nichts anderes war als ein „General-Store“, ein Geschäftshaus, in dem alles zu haben war, was die Menschheit hier am Rande der Zivilisation zu ihres Leibes Nahrung und Notdurft gebrauchte. Die Menge drängte nach.

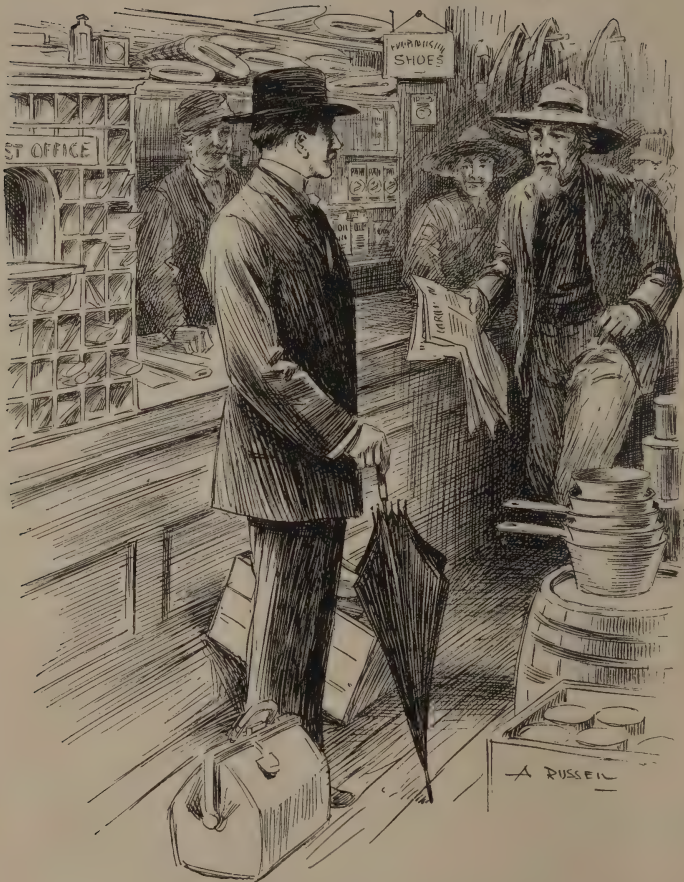
Der Eigentümer, der ebenfalls auf der Plattform gestanden und alles mit angehört und angesehen hatte, schlüpfte hinter seinen Ladentisch und fragte grinsend nach dem Begehr des Fremden.

„Ich hatte,“ begann dieser, „einen Farmer von der Indian Creek auf heute nachmittag an die Eisenbahnstation bestellt gehabt, der mich mit meinem Gepäck von dort abholen sollte —“

Weiter kam er nicht; denn, wie von einer Natter gestochen, sprang ein alter Mann, der auf einem lehnenlosen Drehstuhl vor dem Ladentisch gesessen und mit auf den Tisch gestützten Ellbogen die Zeitung studiert hatte, auf und rief: „Herr, du mein's Läh'n's, das is mich! Jörum, jörum, was soll doraus werden? Dor hab' ich ganz und gor auf vergessen! Wat ward Mutter seggen? Denn seid Ihr woll der nige Pastohr vons Seminor, den ich holen wollte?“

„Ja, der bin ich, Johannes Noostand ist mein Name.“

Die meisten der vielen Umstehenden mochten wohl deutsch gewesen sein oder doch deutsch genug verstanden haben, um den Sinn der Reden zu fassen. Es erhob sich auf einmal ein brausendes Gelächter im „Store“, das sich durch die Thür hinaus ins Freie fortsetzte. Der junge Mann, der sich aus dem ganzen Vorgang absolut keinen Vers machen konnte, wandte sich um und mochte dabei wohl ein etwas gekränktes



„Gerr, du mein's Läv'n's, das is mich!“

Geficht gemacht haben. Das Gelächter ließ nach, und einige der Leute verließen den Laden. Ein Mann aber, der wohl am lautesten gelacht hatte und das Lachen noch jetzt nicht ganz unterdrücken konnte, trat heran und sagte:

„Prietscher, ich wet, Ihr denkt, Ihr seid hier unter die verrucktesten Menschen komme, wo Ihr je g'feh'n habt; und selle Resepschen gleicht Ihr net. Aber denkt net zu hart von uns; die ganze Afffähr ischt a Mistek. Der laufige Stagetreiber hat wieder amal Flederläuf“

in seine Glockestuhl g'habt und hat verzählt, Ihr tütet der Präsident von Mexiko oder der Kaiser von Pennsylvanij oder was sunscht sei, und weil mer do hinne noch nie net so was Großes g'seh'n hatte, so sein mir alle ausgetörnt, Euch zu seh'n. Eure Aeppierens ischt au, bei tschingo! net schlecht. Als mer nau off amal g'hört habe, daß Ihr a Prietscher seid, da war der Change vom a Kaiser zum a deitsche Sky-Pilot doch zu groß, und mer han lache misse. Nau, Prietscher, denkt net zu harl von Karthago, mir sein O. K. un' ich wett Ihr seid's au. Shake!"

Damit hielt er dem Predigtamtskandidaten Roostand seine sonnenverbrannte Hand hin, die derselbe fröhlich ergriff und zur Freude aller Umstehenden herzlich schüttelte; und nun, nachdem ihm sein allzu sonderbarer Empfang in Karthago klar geworden war, lachte der junge Mann selber laut auf.

"Ihr Leute von Karthago," sagte er, „habt mir schier Angst eingejagt mit Eurem Empfang. Es war mir zu Mute, als müßte plötzlich der Sheriff mit einem Strick erscheinen und —"

"Speech!" schrie auf einmal einer, der in der Thür stand, und: "Speech! Speech! Speech!" sehte sich der Ruf fort von Mund zu Mund.

"Prietscher," sagte der vorige Redner, „wenn Ihr nau wollt Euch recht seze bei dene Leit haufe und a gute Impreschen mache, wo Euch hier in dem Land da grausam händh komme kann, na tut ihne die Freud mache und gebt ihne a gleine Speech. I gleich's selbscht grausam. Aber englisch muß's sei. Ihr kennt doch au' englisch schwäze?"

„Das wohl, aber was soll ich denn sagen? Ich habe noch nie eine Rede ans Volk gehalten! Auch kenne ich ja keine Seele.“

„Des ischt all right, Prietscher, sagt nur das, was Ihr ebe habt sage wolle, von der Angst, wo Ihr g'habt habt und dem Strick — vergeßt den Strick net, das pliest die Leit' mehr als einiges.“

"Speech!" rief es draußen lauter als vorher.

„Gut," sagte der Kandidat, „ich tu's, wer weiß, wozu es gut sein mag.“ Damit trat er hinaus auf die Plattform vor dem Laden.

"Speech! Speech!" schrie die Menge.

Roostand nahm seinen Hut ab, wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn, reichte einem jungen Farmer, der darob bis hinter die Ohren rot wurde, den Hut und erhob die Hand.

"Silence in the Court House!" brüllte einer draußen auf der Straße, und es wurde still. Der Redner begann:

„Meine werten Damen und Herren, Freunde, Bekannte und Anverwandte! (Applaus, Stimmen aus der Menge: „That’s good, Cap! Keep it up!“) Soeben habe ich im Store gehört, was die Ursache dieser großen Versammlung der besten Bürger dieser herrlich aufblühenden Stadt des großen Westens (Applaus) gewesen ist. Man sagt mir, Sie hätten, durch einen Irrtum des Stagefutschers dazu veranlaßt, sich hier versammelt, um etwas Großes, etwas Hochangesehenes zu sehen und gleichsam würdig zu empfangen. (Ruf: „That’s what’s the matter!“) Nun tut es mir unendlich leid, Sie enttäuschen zu müssen. Groß bin ich wohl, wie Sie sehen (Ruf: „Bet your boots!“), aber etwas Großes nicht, General Grant ist etwas Großes, Francis P. Blair ist etwas Großes und P. T. Barnum ist in seiner Art auch etwas Großes, aber ich bin weder Grant noch Blair und der große Showman bin ich auch nicht. (Ruf: „Ward woll so fin; de Elefanten heft nich metbrocht!“) Ne, de heww ik nich metbrocht, wil ik keene harr. (Ruf: „Hei, Deuter, dat’s en Plattbütschen! Hurra!“)

“Speech!”

“Silence in the Court House!”

“Shut yer gap, dutchy!”

“Speech! Go on wid yer speech, Captain!”

„Sie, meine Herren und Damen, fühlen sich also enttäuscht, und zwar schmerzlich enttäuscht. Ich meinerseits fühle mich ebenfalls enttäuscht, aber nicht schmerzlich, sondern sehr angenehm enttäuscht. Als ich nämlich vorhin die Tore Ihrer schönen Stadt erreicht hatte und die Volksmenge erblickte, die da vor mir die Straße durchwogte, meinte ich zuerst, es fände eine Wahl statt oder es sei vielleicht eine Show im Ort. Als aber die Leute anfangen mir nachzulaufen und mich anzuschauen, als sie der Postoffice zurannten, nachdem sie erfahren hatten, daß diese mein Ziel sei, da erst kam mir der Gedanke, daß dieser Auflauf mir selbst gelten könne, und ich bekam eine heillose Angst. (Applaus der Männer. Ausrufe der Damen: „Oh, the poor fellow!“) Ich hatte doch ein ziemlich gutes Gewissen. Ich wußte mit Bestimmtheit, daß ich nie ein Pferd gestohlen hatte und daß ich auch nie Eisenbahnräuber gewesen war. (Ruf: „You don’t look like one!“) „Such sport ain’t healthy in these here parts!“) Daß glaube ich, gedente auch meine robuste Gesundheit nicht durch Ergreifung eines derartigen Berufs aufs Spiel zu setzen. Doch weiter! Je näher ich der Postoffice kam, desto größer wuchs die Volksmenge an, desto mehr sah man mich an. Meine

Sorge wuchs mit der Menge. Ich will's ehrlich bekennen: es hätte mich nicht überrascht, wenn ich plötzlich ein halbes Duzend Stricke in Ihren Händen gesehen und den Ruf vernommen hätte: „Hängt ihn auf, den Kerl!“ (Ungeheurer Applaus — entzücktes Zuhlen. Rufe der Männer: „You're a good one, Squire!“ Rufe der Damen: „The poor, handsome boy!“)

Meine werten Damen und Herren, nie ist wohl ein einsamer Fremdling mit größerem Herzklopfen in eine fremde Stadt eingezogen als ich soeben in die Ihre. Sorge, Angst, Herzklopfen und Zagen vor fünfzehn Minuten, und jetzt? Wenn ich jetzt in die ehrlichen, männlichen Gesichter der Herren vor mir und in die hübschen, freundlichen Züge der Damen hier blicke (Applaus), dann kann ich nicht begreifen, wie dieselben mich in Angst und Sorge versetzen konnten. Ich sehe in denselben nichts als Wohlwollen (Applaus). Ich hoffe, dieselben noch sehr oft zu sehen; denn ich gedenke mich hier niederzulassen, einer der Ihrigen zu werden. Ich will, wenn es Gottes Wille ist, mit Ihrem guten Karthago und Ihnen aufwachsen, mit Ihnen alt werden und mit Ihnen dereinst auch sterben. Bis dahin aber hoffe ich mit Ihnen allen in Frieden und bestem Einvernehmen zu leben, und wenn ich wieder nach Karthago komme, was wohl häufig genug vorkommen wird, da ich an der Cherokee Creek wohnen werde, so sehe in mir nicht wieder den General oder den Barnum, sondern den geringen Pastor John Roostand von der Cherokee Creek, der nächsten Sonntag in sein Amt eingeführt werden wird, wozu er ganz Karthago einladen möchte, wenn er die Verhältnisse draußen im Land kannte. (Rufe: „Die Verhältnisse sein nix, Parson; do sein gar keine Verhältnisse!“ — „Say, preacher, you're all right, and I'll be out there, and bring the old woman!“ — „I kumm a!“) Jetzt aber muß ich mich von Ihnen verabschieden; denn ich habe noch einen guten Weg vor mir, und mein Fuhrmann wird heimfahren wollen. Leben Sie alle wohl und empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für den grandiosen Empfang, wenn er auch eigentlich nicht mir, sondern dem Präsidenten von Mexiko gegolten hat!“

Der Redner machte seine Verbeugung nach den Regeln der Kunst, die Versammlung stimmte ein Hurragebrüll an und zerstreute sich. Dann trat der Kandidat, dem der junge Farmer den Hut mit neuem grinsenden Erröten übergeben hatte, in den Laden zurück, wo der alte plattdeutsche Farmer, der es übernommen hatte, den „nigen Pastor“

vom Bahnhof abzuholen, noch immer mit schuldbeladenem Gewissen stand und mit ziemlich gläsernen Augen den jungen Mann anstarrte.

„Also, Sie sind der Mann, der mich abholen wollte?“ redete ihn der Kandidat an.

„Jau, jau, yes, id bün das; Schäper heiß ich, Dutch Pete sagen sie zu mich.“

„Gut, sind Sie fertig zum Abfahren? Es wird wohl Zeit sein, wenn wir vor Dunkelwerden an die Cherokee Creek kommen wollen; nicht wahr?“

„Jau, Zeit is's, yes, o jau!“

„Na, dann lustig voran; sind Sie hier fertig?“

„Jau — ne, eigen'lich — ich woll' mal fragen, ob Ihr woll' ersten tät't en Glas Bier —“

„Nein, ich tät gar nicht. Den Grund dafür will ich Ihnen unterwegs nennen. Ich bitte Sie, lassen Sie das Bier sein, wo es ist, und uns lassen Sie fahren.“

„Na, denn so, wenn Ihr nich wollen, aber id dacht' —“

„Bitte, denken Sie jetzt nicht mehr, sondern handeln Sie. Soll ich Ihnen anspannen helfen?“

„O, jörum, ne, wat däh Mutter seggen! Jau, Herr Pastor, die Norline, was meine Frau is, die sagt ümmer —“

„Sagen Sie mir das ein anderes Mal. Kommen Sie, ich helfe anspannen. Wo haben Sie Ihre Pferde?“

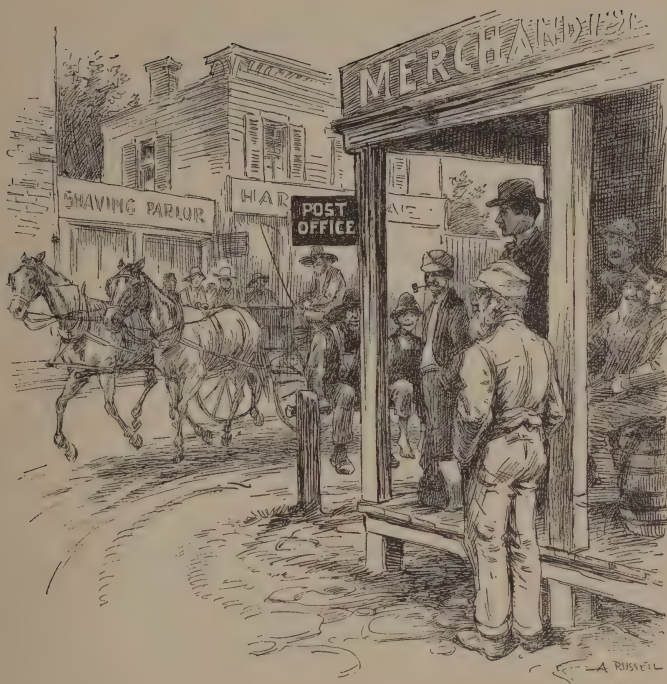
„Die sünd all angespannt, sie steh'n bei Olenbachs sein Sattler-schapp, und ich hol' ihr gleich, aber ich dacht' zu 'ner glücklichen Bekanntschaft und liebliche Freundschaft, en Glas —“

„Wenn wir heim kommen, lieber Herr Schäper, dann trinken wir bei Ihrer Mutter ein oder zwei Glas Brunnenwasser auf gute Freundschaft, und Sie sollen sehen, da hält sie besser und länger, als wenn wir sie beim Bier schlössen. Was meinen Sie?“

„Mag woll, mag woll. Na, denn so!“ Mit einem tiefen Seufzer der Enttäuschung humpelte der alte Mann nach Olenbachs Sattlerwerkstätte und kam nach Verlauf einer guten Viertelstunde wirklich mit seinem Gefährt — einem alten Buckboard — angefahren.

In der Zwischenzeit hatte der Postmeister es für seine Pflicht gehalten, dem angehenden Pastor über den Charakter Schäpers einige Aufklärung zu geben.

„Der alte Mann,“ sagte er, „ist nicht so übel. Er meint es herz-



„Er kam wirklich mit seinem Gefährt — einem alten Buckboard — angefahren.“

lich gut, ist ein guter Ehemann und Vater, auch fleißig und sparsam, aber wenn er in die Stadt kommt und gar wenn er in der Holzapfelspelunte bei dem Bahnhof einkehrt, dann guckt er zu tief ins Glas und nachher kriegt er's Schwagen und vergißt darüber alles, manchmal selbst seine ‚Korline‘, vor der er doch einen wahren Heidenrespekt hat. Wenn Sie es als sein Pastor sollten fertig bringen, ihm das gelegentliche Saufen abzugewöhnen, so würden Sie an ihm ein Gemeindeglied haben, das mit Ihnen durch dick und dünn ginge, und seine Familie wäre Ihnen sehr dankbar.“

„Das kann kein Pastor auf der Welt, wenn der liebe Gott nicht hilft,“ entgegnete Roostand.

„Das mag richtig sein, aber den Versuch ist der alte Farmer wert.“

„Der soll auch gemacht werden, darauf können Sie sich verlassen.“

Roostand 5

Schäper band seine Pferde — übrigens auffallend schöne Tiere — an und lud mit des Kandidaten Hilfe den schweren Koffer, der einen Teil der Bibliothek des künftigen Pfarrherrn enthielt, auf das Dashboard. Das ging von seiten des alten Farmers nicht ohne Stöhnen ab.

„Du meinst Lähens“, rief er, „Herr Pastor, was haben Ihr denn dor in? Backsteine?“

„Nein, Herr Schäper, Weisheit, nur Weisheit.“

„Hä, hä, ick dacht', die hätten Ihr in Koppe!“

„Nur zum Teil, war zu viel, ging nicht alle hinein, da mußte ich sie teilweise in den Koffer packen.“

„Jau, o jau, yes, nu versteh' ick. Herr Pastor, den Koffer müssen wir aber anbinden, sonst verlieren wir auf die Road ganz gewiß die meiste von die Weisheit. Z'ann, heft D' nich' en Strick?“

Der Postmeister brachte einen, und der Koffer ward festgebunden, natürlich von Roostand selber; denn Schäper konnte keinen Knoten schürzen, er sah immer zwei Stricke. Endlich war alles in Ordnung gebracht, der Farmer hatte mit des jungen Mannes Hilfe das Gefährt erklettert, dieser hatte die Pferde losgebunden, sich neben Schäper auf den Sitz geschwungen, und die Fahrt in die „Gemeinde“ begann.

An der nächsten Straßenecke standen einige Männer. Einer derselben rief dem jungen Mann auf dem Wagen zu:

“Say, parson, you have a case on your hands there.”

Der alte Schäper verstand sehr wohl, was gemeint war. Mit einem Ruck hielt er die Pferde an.

„Bill Vanders, lat Di seggen, de Räf' is all reit!“ rief er hinüber, „un' weest woll wat? — Du büst ok en Räf'. Ist herwo di leste Weeken käfiger seihn, as ick je mal wesen bün, un' —“

„Lieber Herr Schäper, schämen Sie sich doch, hier auf der Straße solch einen Radau anzufangen!“ raunte ihm der junge Pastor zu, „bitte, fahren Sie weiter — tun Sie mir den Gefallen!“

„Jau, yes, denn man zu! Giddäp, Nell!“

Draußen an der Stadtgrenze stand ein einsames Wirtshaus, dessen Schild auf der der Stadt zugekehrten Seite die betrubten Worte: „Last Chance“ trug, auf der andern aber, den vom Lande Hereinkommenden die verlockenden Worte: „First Chance“ entgegenhielt.

Des alten Schäpers Pferde lentten, als sie dort anlangten, ganz von selbst vom Wege ab und strebten dem Wirtshause zu. Sie kannten es nicht anders. Der junge Predigtamtskandidat aber ergriff ohne

weiteres einen der Zügel und lenkte die Tiere wieder auf die Straße zurück. Mit einem Seufzer ließ es der Eigentümer des Wagens geschehen, konnte es aber nicht übers Herz bringen, nicht doch ein paar sehnüchtige Blicke nach der „letzten Gelegenheit“ hinüber zu werfen.

Das Städtchen lag hinter ihnen. Die Landstraße, eine sogenannte „Mud-Road“, näherte sich dem Flusse und führte an diesem entlang. Auf dem jenseitigen Ufer erhoben sich höher und höher die bewaldeten Hügel — ein wundervoller Anblick. Zur Rechten der Straße, durch Riegelfenzen eingezäunt, lagen die zum größten Teil bereits abgeernteten Farmen der Ansiedler. Die Vermlichkeit der Gebäulichkeiten auf denselben, unter denen das gute, primitive Blockhaus noch eine Hauptrolle spielte, ließ schließen, daß die Ansiedlung noch neueren Datums war. Prachtvolle, alte Schattenbäume standen allerorten an den Riegelfenzen entlang, selbst auch noch auf der Straße. Wundervoll kontrastierte mit dem schönen Grün ihres Laubes das herrliche Rot der zahllosen Sumachsträucher am Wege. Die Straße war, obwohl sehr staubig, gut, wie es solche Straßen im Herbst zu sein pflegen, und Schäpers Pferde trabten lustig dahin. Die Sonne neigte sich bereits ihrem Niedergange zu. Auf den Spitzen der Fenzriegel sang die Feldlerche mit der Amsel und dem Spottvogel um die Wette. Das Ganze bot ein Bild des Friedens, so schön, so anmutig, daß der junge Kandidat wiederholt versicherte, etwas Schöneres habe er nie gesehen, was dem alten Mann neben ihm jedesmal ein stolzes Grinsen und ein wohlgefälliges Grunzen entlockte.

„Jau, schön is das hier,“ sagte er, „aber ich gleich's doch noch ville besser dor draußen bei mich auf die Prairie.“

„So, Sie wohnen auf der Prairie? Liegt das Gemeindecigentum auch auf der Prairie?“

„Jau, un' auch ne! Es liegt jau woll so swüschen inne, so'ne halbe Meil' von'n Fluß. Aus Eure Fenster auf die rechte Seite können Ihr die Berge un' dat Holt seh'n un' aus die annere linksch die Prairie, o yes!“

„Sagen Sie einmal, Herr Schäper, gehören Sie mit zu der Gemeinde? Ich habe dies, da Sie mich abholten, einfach so angenommen.“

„Ja? Jau, o jau, yes! Wo soll der olle Schäper nich' zu die Gemeinde belangen? Ein'n von die ersten bün ich. Giddäp, Neff! Yes, Herr Pastohr, das kann ich Euch sagen: so lang as de olle Schäper lebt, starot dat Luthertum noch nich' ut!“

„Das ist schön von Ihnen, Schäpersvater, aber was das rechte, echte, wirkliche Luthertum ist, das sieht nicht beim Holzapfel hinter dem Biertisch, dessen Pferde drehen auch nicht von selbst von der Straße ab, weder bei der „First Chance“ noch bei der „Last Chance“, noch auch bei allen dazwischen liegenden Gelegenheiten. Das rechte Luthertum weicht solchen Plätzen aus und macht mit dem Besuch derselben seinem Namen keine Schande. Glauben Sie das nicht auch?“

Der alte Mann kratzte sich verlegen hinter dem Ohr und schaute den jungen Mann von der Seite an.

„Jau,“ entgegnete er, „wird woll — yes — yes — soll woll so sein. Dor hab' id noch niemals nich' so über nachgedacht. Das, was dor immer von mich bei'n Holzapfel oder bei die annern Kerls infehrt, is auch nich' das Luthertum. Ich kann das nich' so sagen, wie id woll sollte un' wie so'n Pasto'r es kann, aber mich is's immer so, as wenn dor swei Schäpers wären, alle beide in den e i n e n Schäper. Der ein' von die is der, wo das Luthertum hat; der annere hat den Deuwel. Wenn id zu Hause bin bei Mutter oder auf'n Land, oder wenn id von heim wegfahren tu', denn is der mit's Luthertum haben, un' all is gut, un' mit den is die Korline, was meine Frau is, zufrieden. Wenn id aber's nach die Stadt 'reinkomme un' sehe denn die Wirtshäuser un' hör' das Klinken von die Gläser un' riech' den Geruch von's Bier, denn is das bei mir wie mit'n Brunnen mit swei Ummern: der Schäper mit's Luthertum geht unner un' der mit'n Deuwel krauft herauf nach haben, un' denn is's aus.“

„Das ist der alte Adam, lieber Herr Schäper, der —“

„Nee, glauben Ihr man das nich', Herr Pasto'r, das is nich' der olle Adam. Der is, seit ihm vor swei Jahren der Schimmel das Anie sweigeschlagen hat, nie nich' mehr in der Stadt gewesen; seine Frau fährt nu immer for ihm. Kofferie, das is nich' der alte Adam, das is der olle Schäper süßst, d e r Schäper mit'n Deuwel.“

„Sie verstehen mich nicht, Schäpersvater,“ sagte der Kandidat, „unter dem alten Adam verstehen wir —“

„Woll, woll! Ich versteh' Euch ganz gut; Ihr tut den alten Peter Adam meinen, wo an die Section-Road wohnt. Das's wahr, der war früher flimm mit's Trinken, bis ihm der Schimmel getroffen hat. Nu is's aber alle.“

Roostand begriff, daß bei dem Alten heute nichts auszurichten sei. Er sagte daher bloß:

„Dem hat der liebe Gott also auf diese Weise das Saufen abgewöhnt, bitten Sie Gott, daß er bei Ihnen nicht ein ähnliches Mittel zur Anwendung bringt.“

Schäper erwiderte nichts, sagte überhaupt lange gar nichts mehr. Der junge Mann ebenfalls nicht. Ihm schlich wieder die Bangigkeit, die Zaghaftigkeit ins Herz, die ihn beim ersten Anblick seiner neuen Heimatsgegend ergriffen hatte. Hier war eine ihm anvertraute Seele, ein Mensch, der sich selbst eins der ersten, sollte wohl heißen hervorragendsten Gemeindeglieder nannte, ein Gelegenheitsfäuser. Wie moch-



„Ihr tut den alten Peter Adam meinen, wo an der Section-Road wohnt.“

ten da erst die letzten sein, auf die dieser Mann herabsehen zu dürfen glaubte!

Wie sich vor Ankunft eines Blizzard auf den Prairien ein feiner, weißer Nebel zeigt, der, anfangs kaum bemerkbar, still und leise in den Bodensenkungen heranschleicht, langsam die Salbeibüschelein einhüllt, allmählich die Bodenerhebungen überzieht, dichter und dichter wird, bis endlich die kurz vorher sonnenbeschienene Prairie ein flutendes, schneller und schneller wallendes und sich rascher und rascher vorwärts bewegendes Nebelmeer ist, so stieg in dem angehenden Pastor hier auf der Fahrt leise die Erkenntnis der Größe seiner übernommenen Pflichten auf. Die Seelsorge! Die Sorge für die Seelen anderer Menschen, Seelen, für die er dereinst Rechenschaft werde ablegen müssen! Was verstand er von Seelsorge? O ja, er hatte lange, ausführliche Vorlesungen darüber angehört; es war ihm auch alles, was er darüber gehört, recht plausibel und selbstverständlich erschienen. Jetzt wollte ihn dünken, als habe er das alles umsonst gehört; er kam sich vor wie einer, der lange Abhandlungen über die Schwimmkunst gelesen, nie aber in ein tieferes Wasser gekommen ist, als es seine Badewanne aufwies, und der nun plötzlich gezwungen ist, die aus Büchern erworbene Kunst praktisch zu verwerten.

Hier neben ihm auf dem Wagensitz saß sein erster „Fall“. Von allen möglichen „Fällen“ hatte er auf dem Seminar gehört, aber von einem solchen nicht. Der alte Mann kannte offenbar und erkannte sein Laster und hielt sich dabei für ein besonders gutes Gemeindeglied, für besser als andere. „Wo sollte de olle Schäper nich' zu die Gemeinde belangen?“ Wie war einem solchen Menschen beizukommen? Und aus Schäpers Andeutungen ließ sich schließen, daß es in der Gemeinde noch ganz andere „Fälle“ geben müsse. Warum mußte auch gerade er, den der liebe Gott von Natur mit einem so sonnigen Gemüt ausgestattet hatte, an einen Posten kommen, wo ihn gleich beim ersten Eintreffen eine finstere Wolke von Sorgen umsing! Hätte er doch seine Wirksamkeit in einer alten, erkenntnisreichen Gemeinde beginnen dürfen anstatt hier an der Grenze der Zivilisation unter Halbheiden, die den alten Adam für einen Farmer an der Section-Road hielten! Wäre doch der Eisenbahnzug, der ihn brachte, mit ihm weitergerast an Carthago vorbei, weit, weit weg bis an das Ende der Erde! Oder — was das beste wäre — gäbe es doch noch ein Umkehren, ein Entfliehen vor den grauenhaften Pflichten, die auf sich zu nehmen er so unfähig, so untauglich

sich fühlte! Ach, von all diesem war das eine nicht geschehen, das andere durfte nicht geschehen.

Ein Seufzer entrang sich seiner Brust, und während des alten Farmers Pferde ihn rasch seinen Pflichten entgegenführten, stieg leise ein inbrünstiges Gebet aus seinem ängstlichen Herzen hinauf gegen den abendlichen Himmel um Hilfe, Mut und Beistand zu dem, der einst einem andern jungen, ängstlichen Propheten tröstlich zugerufen hat: „So begürte nun deine Lenden, und mache dich auf; und predige ihnen alles, was ich dich heisse. Fürchte dich nicht vor ihnen, als sollt ich dich abschrecken.“

Die Sonne war im Prairiozean untergegangen, aber noch glühte der westliche Himmel in feurigem Rot. Der alte Schäper, der lange wortlos dageessen, erhob die Hand und deutete mit dem Peitschenstiel die Landstraße hinaus, wo in der Ferne ein paar Fenster im Golde des Abendscheins hell aus dunklem Buschwerk hervorleuchteten. — „Sehen Ihr dort die Fenster blinken, Herr Pastohr?“ sagte er. „Das is Guer Haus. Gleich können Ihr auch die Kirch' seh'n — sühste woll?“

Ueber den Wipfeln von Bäumen ragte ein weiß angestrichenes und mit grünen Läden versehenes Türmchen empor, von der Kirche selbst wie vom Pfarrhause war sonst fast nichts zu sehen.

„Hören Sie,“ wandte sich Roostand an seinen Fuhrmann, „wo werde ich denn diese Nacht bleiben? Im Pfarrhause doch wohl kaum.“

„Glauben Ihr man das nich', Herr Pastohr,“ entgegnete Schäper, „der olle Schäper hat Euch nich' umsonst abgeholt. Ihr bleiben bei mich und die Korline, was meine Frau is. Platz is dor genug un' zu essen auch un' Betten — du meine Güte! Giddäp, Nell! Ein Pastohr un' nich' bei'n olle Schäper bleiben! Der Pastohr, wo hier die Gemeinde gestartet hat, bleibt ümmer bei mich un' die Korline. Wir drehen hier gleich rechsch ab un' denn haben wir noch 'ne Meil'. Giddäp, Nell!“

Nell sowohl als ihr Kompagnon, der Jim, griff hier, wo es dem Stall zuing, gewaltig aus, und noch ehe die Dunkelheit völlig herein gebrochen war, rollte das Fuhrwerk auf einer Privatstraße durch Schäpers Farm und auf den Hof. Der junge Roostand hatte sein Leben lang genug Farmen gesehen, um beurteilen zu können, was eine gute Farm und was eine schlechte, auch sehr wohl, ob eine Farm gut oder schlecht verwaltet sei. Aus dem Zustand einer Farm kann man meistens auf den Charakter des Eigentümers oder auf den seiner Frau

schließen. Beim ersten Anblick der Schäperschen Farm erkannte der junge Mann, daß er es hier mit einer Farm ersten Ranges (nach dortigen Begriffen) zu tun habe, und zwei Dinge wurden ihm sofort klar: erstens, daß „der Schäper mit's Luthertum“ in der That, wie der Postmeister behauptet hatte, kein übler Mann sei, und zweitens, daß die „Korline“ eine Frau sein müsse, wie sie ein solcher Mann wie Schäper gebrauche. Alles war auf der Farm in Ordnung. An den Riegelfenstern fehlte kein Riegel, und die Fensteden waren sauber ausgemäht. Das Vieh auf der Weide befand sich in bestem Zustand. Die Felder waren sauber abgeerntet und teilweise wieder sorgfältig gepflügt. Auf dem Hofe aber waltete eine geradezu mustergültige Ordnung und Sauberkeit, und Noostand fing an zu begreifen, warum der Pastor, der die Gemeinde an der Cherokee Creek gegründet hatte, immer bei Schäpers logierte, wenn er dort gepredigt hatte.

Als das Fuhrwerk auf den Hof fuhr, erschien auf der Veranda des geräumigen, weiß angestrichenen Framehauses eine behäbige, bereits ergraute Frau und stieg die wenigen Stufen herab dem Fuhrwerk entgegen.

„Das dor is die Korline, was meine Frau is. Herr Pastohr,“ flüsterte der alte Mann dem jungen zu, „es wär' mich lieb, wenn Ihr von's Vergessen un' von'n Holzapfel nix sagen tätet.“

Der Wagen hielt. Der Kandidat sprang behend herab und reichte der Frau die Hand. Er hatte sich unterwegs im stillen von ihr ein Bild entworfen, und das war, wenn wir ehrlich sein wollen, gerade nicht allzu lieblich ausgefallen. Es erinnerte gar sehr an die streitbare Xanthippe, wie immer die ausgesehen haben mag. Wie aber erstaunte Noostand, als ihm eine dicke, ziemlich große Frau ihre fleischige Hand in die seine legte, ihm mit außerordentlich mütterlich-freundlichem Lächeln in die Augen blickte und sagte: „Gott segne Ihren Eingang und Ausgang, Herr Pastohr, er sege Sie zum Segen für viele hier. Seien Sie herzlich willkommen.“

Das klang so herzlich, so mütterlich, daß der junge Mann plötzlich ihre Hand mit seinen beiden fest umschloß und rief: „Mutter, wie danke ich Ihnen für dies Wort! Das ist Balsam auf mein ängstliches Herz. Denn ich bin mit ziemlich schwerem Herzen hier eingezogen, das will ich Ihnen bekennen, aber Ihre goldenen Worte, Mutter, heben mich auf und stärken mich. Haben Sie tausend Dank dafür!“

Mit innigem Wohlgefallen betrachtete die Frau den schönen jun-

gen Mann und wischte sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen. „Kommen Sie nun herein,“ sagte sie, „Sie sind gewiß schrecklich müde und hungrig; es ist allens für Ihnen bereit. Nein, lassen Sie man den Peter die Pferde allein ausspannen; das tut ihn gut. Ich seh’ woll, wie’s bei ihn ausfällt. Es war mich gar nich’ recht, daß er



„Der Kandidat sprang behend herab und reichte der Frau die Hand.“

Ihnen abholen ging, aber die annern Farmers sünd alle bei's Dröschent un' mein Alter tut dor nich' mehr mit. Das is, warum er heute fahren mußte. Was haben Sie woll gedacht, Herr Pastohr? Ich tu mir fur'bor schämen, aber — — das is me i n e Last, die m i c h der liebe Gott aufgelegt hat — annere haben annere."

Wieder wischte sie mit dem Schürzenzipfel über die Augen und schritt dem jungen Mann voran ins Haus, wo sie ihm sein Zimmer anwies und sich darauf anschickte, das Abendessen aufzutragen.

Beim Schein einer guten Lampe betrachtete Roostand sein Quartier. Wieder staunte er: Hier war alles gut — nicht nur gut, alles deutete auf Wohlstand. Den Fußboden bedeckte ein guter Teppich, kein selbstgewebter, sondern ein wollener. Die Möbel waren schwer und massiv. Neben einigen eingerahmten Konfirmationscheinen schmückten einige ganz gute Bilder die Wände; die Wände aber selbst waren — wer hätte hier etwas derartiges gesucht! — tapeziert.

Als Roostand sich gewaschen hatte und eben sein Haar kämmte, fiel sein Blick auf eine Photographie, die in einem kleinen Goldrahmen an der Wand hing. Sie stellte ein Mädchen von etwa zwölf Jahren dar, ein allerliebstes Kindergeßicht, umrahmt von blonden Locken.

Längere Zeit blieb er davor stehen und betrachtete es. Als er dann seine Toilette beendet hatte, begab er sich wieder hinaus auf die Veranda, um nach seinem Koffer zu sehen, der sich noch auf dem Wagen befand, und dieser stand ohne Pferde vor der Veranda. Roostand machte sich im Dunkeln daran, den Strick, der den Koffer hielt, zu lösen. Da kam die Hausmutter dazu und sagte:

„Lassen Sie das man ruhig bleiben, Herr Pastohr, unsere Söhne müssen alle Augenblicke heim kommen, und die bringen alles in Or'nung, dor können Sie sich auf verlassen. Das Essent is fertig, ich will mein'n Mann mal eben rufen. Der is längst fertig mit die Pferde, aber er traut sich nich' ans Licht, er schämt sich. — Peter! — Peter!" rief sie in die Dunkelheit hinaus; und aus der Dunkelheit schallte die Antwort:

„Jau — jau, yes, Korline, id will mal eben bloß —"

„Ne, Peter, lat man, kumm Du man rin, dat Eten steiht all up'n Disch." Dann gegen Roostand gewendet, fuhr sie leise fort: „Er is'n guten Mann, Herr Pastohr, wenn er man das Saufent lassen könnte. Früher, wo wir noch in Illinois wohnten, hat er gor nich' getrunken, aber — — Vielleicht haben Sie in Ihr Zimmer das Bild von ein kleines Mädchen an der Wand gesehen? Ja? Das war unsere einzige

Tochter, Herr Pastorh. — O, Herr Pastorh, wie hat der Peter an das Kind gehangen! 'S war auch ein gutes un' ein schönes Kind, un' ich glaub', wir haben's woll zu lieb gehabt — der Peter woll am meisten. Wir hätten sollen in Illinois bleiben, aber der Peter meinte, das Land wär' hier billiger un' dor könnte er für unsere drei Jungens alle 'ne Farm kaufen. Die Lena — das war unsere Tochter — wollte nich' gern hierher, aber mein Mann hatte sich das so in'n Kopp gesetzt, un' wir zogen hier 'raus. Land haben wir hier plenty gekriegt, das's wohr, aber Kirche und Schule nich', und das war die Lena nich' recht, sie hat oft darüber geweint."

Die arme Frau wandte sich ab und wischte sich die Tränen aus den Augen. Dann fuhr sie fort:

"Lang hat's die Lena hier nich' gemacht. Schon den ersten Winter hat ihr der liebe Gott heimgeholt. Da hat der Peter das Land gekauft, wo jezt unsere Kirche steht, un' hat ein'n Kirchhof angelegt, un' unsere Lena is die erste, die dort schläft. Seit die Zeit is der Peter nich' mehr der alte. Er hat sich ümmer angeklagt, daß er hier 'raus gezogen is un' daß er sein Kind um die Schule un' Gottes Wort gebracht hat. Da fingt er das Trintent an, anfangs ganz arg, jezt tut er's daheim gor nich' mehr, aber wenn er in die Stadt kommt — Peter, so kumm doch, dat Eten wart kalt!"

"Jau, o jau, id wollt' man bloß noch —"

"Ne, Peter, dat's all recht, nu' kumm man her!"

Da kam Peter Schäper aus der Dunkelheit und setzte sich mit den anderen zu Tische. Er wollte das Tischgebet sprechen, doch seine Frau sah ihn an und sagte: "Du warst in die Stadt, Peter."

"Jau, yes, das's wohr," entgegnete der Alte, "na, denn beten Ihr, Herr Pastorh."

Und Noostand betete.

Wir lassen den jungen Mann nun essen und stören ihn nicht dabei; denn er ist sehr hungrig. Wir lassen ihn gegen Ende der Mahlzeit etliche Male sanft einnicken und verübeln es ihm nicht; denn er ist ohne Schlaf Tag und Nacht gereift. Wir lassen ihn bald nach dem Abendessen sich zur Ruhe begeben unter den herzlichsten Segenswünschen seiner mütterlichen Wirtin, und wundern uns nicht, daß er von dem Heimkommen der beiden noch lebigen Söhne Schäpers nichts hört. Wir lassen ihn schlafen — zum erstenmal schlafen innerhalb seiner ersten Gemeinde im wilden Westen.



Die Einführung des Kandidaten.

Ein frischer Sommer- oder Herbstmorgen ist überall etwas gar Schönes, mag man ihn in der Stadt oder auf dem Lande, im Urwalde, am Meeresstrand, im Gebirge oder sonst irgendwo erleben; aber am allerschönsten ist er wohl draußen auf den weiten Prairien des fernen Westens. Und je einsamer, je unbewohnter die Prairie, desto herrlicher der Morgen. Wenn irgendwo, so gilt dort das Wort des Psalmisten: „Die Sonne gehet heraus, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und freuet sich wie ein Held zu laufen den Weg.“

Das Aufsteigen des gewaltigen, durch den Dunstkreis, der die Ebene einhüllt, doppelt groß erscheinenden Sonnenballs über den schnurgeraden Horizont im Osten ist geradezu unbeschreiblich; ebenso wunderbar, ebenso unbeschreiblich das sichtbare — anscheinend sichtbare, klickschnelle Weiterschließen der Lichtstrahlen über den flachen Wüstenboden. Ein Meer von Licht wälzt sich gleichsam von Osten heran, ungehindert, ungehemmt. Kein Baum, kein Strauch, kein Hügel und keine menschliche Wohnung stellt sich den Wogen in den Weg, den die Sonne zu laufen sich freut wie ein Held.

Und das alles geht rasch und schnell vor sich, so schnell, daß die zahllosen großen Eulen, die mit lautlosem Flügelschlag in der bis dahin auf der Ebene lagernden Finsternis dem Mäuse- oder Prairiehundfang obgelegen hatten, noch im Fluge vom grellen Tageslicht überrascht werden, ehe sie ihre Erdlöcher erreicht haben.

Ein solcher Herbstmorgen war es, der über der Schäperschen Prairiefarm an der Cherokee Creek heraufstieg. Wohl war die Gegend nicht unbewohnt; denn außer den Schäpers hatten sich schon mehrere andere Familien, deutsche wie englische, auf der Ebene angesiedelt. Auch gab es hier keinen schnurgeraden Horizont — nach Westen, Norden und Süden allerdings, aber nicht im Osten; dort erhoben sich in

einer Entfernung von etwa anderthalb Meilen bewaldete Hügel jenseits des Flusses. Trotzdem lag die Farm weit genug und auch einsam genug draußen auf der Prairie, um ihren Bewohnern den Zauber eines Prairiemorgens ziemlich voll und ganz zu gewähren.

Auf der großen Veranda des Farmhauses, an einen der Pfosten gelehnt, stand ein hochgewachsener, junger Mann und sah mit leuchtenden Augen hinaus auf die Ebene. Er hatte seit geraumer Zeit dort gestanden, hatte beobachtet, wie sich fern über den Hügeln der Himmel rötete, hatte gesehen, wie einzelne Wolken, die sich schon im Bereich des kommenden Lichtes befanden, feuriger und feuriger erglühten, bis sie strahlten wie flüssiges Gold. Weiter und weiter hatte sich der Lichtkreis am Himmel ausgebreitet, bis auch das letzte der tausend Wölkchen, die über der unabsehbaren Ebene schwebten und langsam von Westen nach Osten zogen, seinen Teil des Frühlichts empfangen hatte. Dann war sie selbst emporgestiegen, die Königin des Tages, groß und golden in all ihrer Pracht, und dann waren ihre Strahlen auch erdenwärts gefallen und hatten die in ihrem Dunsthauch schlummernde, blumenübersäte Prairie geweckt.

Stumm hatte der junge Mann dem ganzen Vorgang zugeschaut; kein Wort war über seine Lippen gekommen, aber sein Herz hatte überlaut gejubelt — etwas derartiges hatte er in den vierundzwanzig Jahren seines Lebens noch nie gesehen! Schöneres konnte es nicht geben! O, wenn er doch wie eine Vرخe sich aufschwingen könnte im Glanz der jungen Sonne, höher und höher, um hoch in Wolkennähe dem Schöpfer all der Herrlichkeit sein Danklied zu bringen! O, wenn er, dem Adler gleich, in ungeheuren Kreisen dahinschweben könnte durch die ringsum ausgebreitete, eben erwachte, grandiose Unendlichkeit!

Hätte er das gestern abend gewußt! Hätte er geahnt, daß es hier so schön sein könne, er wäre gestern abend nicht so schweren Herzens hier eingezogen. Das hatte wohl der alte Farmer, der ihn von Karthago herausfuhr, gemeint, als er unterwegs behauptete, draußen auf der Prairie sei es, seiner Ansicht nach, schöner als in der Hügellandschaft in der Nähe Karthagos. Ja, der alte Farmer! Der Gedanke an ihn riß den jungen Mann jäh aus seinen Schwärmereien und versetzte ihn plötzlich in die Wirklichkeit. Ob der Mann noch schlief? Wahrscheinlich; denn er war gestern angetrunken gewesen. Angetrunken — und dabei ein gutes Gemeindeglied, eine Säule der Gemeinde, die geistlich zu bedienen der junge Mann nach dem Westen gekommen war.

Unwillkürlich wandte sich der Jüngling und begann auf der Veranda auf und ab zu gehen. Wollte sich wieder die Zaghastigkeit in sein Herz stehlen? Das durfte nicht sein! Hatte ihm nicht gerade eben der liebe Gott in ganz überwältigender Weise gezeigt, daß er mit all seiner Herrlichkeit, Allmacht und Güte hier walte und herrsche? Wie durfte da ein Mensch so sorgen und verzagt sein, bloß weil ein bedauernswerter Mitmensch ein Gelegenheitsräuber war und ihm möglicherweise viel Not und Kummer machen dürfte. Mit der ihm eigenen Handbewegung, mit der er unliebsame Gedanken verjagen zu wollen schien, nahm der junge Mann seinen Beobachtungsposten am Pfosten der Veranda wieder ein. Er hatte ihn kaum erreicht, als sich die Haustür hinter ihm öffnete und seine Wirtin, Frau Schäper, auf die Veranda heraustrat. Mit einem Antlitz, auf dem sich der ganze herrliche Herbstmorgen widerzuspiegeln schien, reichte sie dem jungen Menschen die Hand und sagte mit ihrer wohlwollend klingenden Stimme:

„Grüß Ihnen Gott am ersten Morgen in der neuen Heimat, Herr Pastor! Ich habe gar nicht gewußt, daß Sie schon auf waren, bis ich Ihnen eben auf die Porch gehen hörte. Wie haben Sie denn in der Fremde geschlafen?“

„Famos, ganz famos, Schäpersmutter,“ entgegnete der Angeredete, „wie sollte auch ein gesunder, junger Mensch, der an tausend Meilen ohne Unterbrechung gereist war, in einem vortrefflichen Bett anders schlafen? Ich habe so gut und so fleißig geschlafen, daß ich bereits um vier Uhr damit fertig war und mir dann den herrlichen Sonnenaufgang anschauen konnte. Etwas so Schönes, Schäpersmutter, habe ich noch nie gesehen. Ich bin zwar nie ein besonderer Freund vom Frühaufstehen gewesen, hier aber werde ich es werden, wenn die Morgen hier immer so schön sind.“

Die dicke Frau lachte: „Das wird sich wohl geben, Herr Pastor, das wird sich geben. Die Morgens sind hier wunnerschön auf die Prairie, das 's woht, aber man gewöhnt sich dor man zu flink an. Un' denn sind sie auch lang' nicht alle so. Wenn dor 's Winters bei Nacht ein Blizzard rankommt un' um das Haus heult un' durch alle Ritzen rinpfeift, daß ein'n im Bett grugt — wenn denn der Morgen kömmt un' 's Vieh im Stall brüllt un' man soll un' muß heraus aus die Federn, denn ist das mit die Freudigkeit nicht weit her, un' mit die Schönheit ist es auch man schwach bestellt. Aber ich will Sie nicht Ihre

Freude verderben un' Ihnen bange machen. Ich wollte bloß sagen, daß sich das mit das Frühaufstehen wohl geben wird — besonders" — mit einem schelmischen Seitenblick auf den jungen Mann — „bei die Studierten. Aber nun kommen Sie zum Frühstück, es ist all' lange fertig.“

Der angehende Pastor folgte ihr in das Eßzimmer und blieb dort wartend stehen, während Frau Schäper sich in die Küche begab, um die dampfende Kaffeekanne zu holen.

Als sie damit hereintrat, fragte sie: „Wollen Sie sich nicht setzen?“

„Ich warte auf Ihren Mann und Ihre Söhne,“ antwortete der Kandidat.

„O, du liebe Zeit!“ rief da die Frau, „da dürfen Sie lange warten. Wir haben längst Frühstück gegessen. Unsere Söhne, Bill und Franz, sind vor Tau un' Tag wieder fortgeritten zu's Dröschent, und mein Peter selbst ist auch schon vor Sonnenaufgang fort mit Sense und Sichel. Bitte, nehmen Sie man Platz, Herr Pastör — ich habe Ihren Namen nicht behalten.“

„Roostand, Johannes Roostand, heiße ich, Schäpersmutter,“ erwiderte der junge Mann, indem er am Tische Platz nahm, und nachdem er leise sein Tischgebet gesprochen hatte, setzte er hinzu: „Der Name sollte für Sie, eine Plattdeutsche, nicht schwer zu behalten sein.“

Die liebenswürdige Matrone hatte sich ihrem Gast gegenüber an den Tisch gesetzt, um ihm aufwarten zu können, und betrachtete mit unverhohlenem Wohlgefallen das männlich-schöne Gesicht des jungen Mannes. Nach Frauenmanier unterließ sie es auch nicht, ihn gehörig auszufragen, und hatte, als endlich Roostand, gesättigt, sich zurücklehnte, eine recht artige Quantität Roostandkunde inne, die Eltern, Zahl der Geschwister, Herkunft, Alter, Onkel und Tanten, selbst Stine, die tapfere Magd in Roostands Vaterhause, in sich schloß. Roostand hatte nichts, dessen er sich hätte schämen müssen, fühlte auch wohl, daß weit mehr aufrichtige Teilnahme als bloße Neugierde die Ursache dieses Examens sei, und hatte freimütig erzählt. Und das Resultat mußte recht gut ausgefallen sein; denn die gute Frau faltete ihre Hände vor sich auf dem Tisch und seufzte: „O, Herr Pastör, das ist ja alles so schön und lieblich wie in'n Geschichtenbuch. Ihre Eltern sind wirklich zu beneiden. Ach, wie gern hätte ich den lieben Gott auch ein'n von meine Jungs gegeben, aber sie hatten gor kein Lusten zu das Vernent. Jetzt meint wohl der Bill, was unser jüngster ist, er möchte wohl, daß er studiert hätte, aber nu' ist das zu spät.“

Dem jungen Pastor hatte schon lange eine Frage auf der Seele gelegen, doch mochte er die brave Frau nicht unterbrechen. Jetzt aber, als sie anfang das Geschirr auf dem Tische zusammenzustellen, kam er damit heraus.

„Mutter,“ begann er, „das Pastorsein ist gut und schön, aber wenn der junge Pastor in die Welt hinausgeht und hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen kann, so ist er in etwas fataler Lage. Hier vor Ihnen sitzt ein solcher. Ich habe, wie mir Herr Schäper gestern abend sagte, wohl ein Haus, das mir die Gemeinde stellt, aber sonst auf der Welt nichts als meinen Koffer und eine Kiste Bücher, die in diesen Tagen wohl eintreffen wird. Hausgerät habe ich keins, kann mir auch vorderhand keins anschaffen; denn das bißchen Geld, das mir mein Vater mitgeben konnte — —“



„Sie bleiben selbstverständlich bei uns.“

„Das ist genug!“ rief Frau Schäper, „ich weiß wohl, wo Sie hin wollen. Sie wollen wissen, wo Sie bleiben sollen, bis Sie sich 'nen eignen Hausstand gründen können; nicht wahr? Ja? Das hab' ich mich wohl gedacht. Wir haben all längst dordon gesprochen, der Peter und ich. Sie bleiben selbstverständlich bei uns. Sie haben all ein poarmal Mutter zu mich gesagt, lassen Sie mir Ihre Mutter sein; sorgen will ich gern für Ihnen und Ihnen liebhaben wie'n Sohn auch, wenn's Ihnen man gut genug ist bei uns. Das Zimmer, wo Sie in geschlafen haben, können Sie behalten, bis“ — sie wischte sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen — „bis Sie selber ausziehen wollen.“

Koostand war aufgestanden. Jetzt reichte er seiner freundlichen Wirtin die Hand.

„Das soll ein Wort sein. Sie sind mein gutes Mutterchen und ich Ihr großer, unerfahrener Sohn. Mit tausend Dank nehme ich Ihr freundliches Anerbieten an und wohne bei Ihnen, bis ich selbst ein Heim habe.“

Daß letzteres noch vor Ablauf eines Jahres geschehen sollte, konnte er noch nicht wissen, aber — — doch wir wollen nicht vorgreifen.

Nachdem er seinen Koffer ausgepackt und sein Zimmer zu einer Studierstube umgewandelt hatte, wobei Frau Schäper wiederholt die Hände über den Kopf zusammengeschlagen hatte über die vielen Bücher, setzte sich der junge Mann nieder, um einen ausführlichen Bericht oder deren mehrere über seine Reise, Ankunft und Aufnahme in der Fremde an seine Lieben in der fernen Heimat zu schreiben.

* * *

Unter den Obstbäumen auf dem Pfarrhof an der Cherokee Creek standen zwei alte Männer auf ihre Sensen gelehnt und wischten sich mit ihren großen roten Taschentüchern den Schweiß von den alten Gesichtern und den kahlen Köpfen. Sie hatten seit Sonnenaufgang das hohe Gras und das noch höhere Unkraut um die Kirche her abgemäht, und weil sie doch einmal dabei waren und ihre Sache gut machen wollten, hatten sie auch das Unkraut im Obstgarten in Angriff genommen. Das war für ein paar so alte Leute keine leichte Arbeit mehr, und so hatten sie sich zu kurzer Rast in den Schatten eines dicken Apfelbaumes gestellt.

„Ist's des net sunderbar, Schäper,“ begann der eine von ihnen, „wie schnell uff der Welt alles verfallt? Wie lang ist's denn her,

daß D' des Plätz'l do gekauft hascht? Kaum zeh' Johr, was? Und diß gud's Häuf'l an — s' ischt hin fascht."

"Jau, das sag' man," entgegnete der Angeredete, "es fñht dor flimm mit aus. Es is allens kaput. Das Dach is man flecht, un' von die Fensterseiben is nich' ville mehr vorhanden. So kann dor kein Mensch in wohnen, am wenigsten so'n Pastohr wie unser is. Un' denn fuch mal grad die Fenz um den ganzen Platz, die haben den Smitt seine Rñhe ganz sweigerissen. Sñh dor kömmt das Lumpenzeug all wedder an! Raus mit euch, hungriges Radervieh, un' sagt euern lieben Herrn Smitt, mit das billige Viehfutter auf'n Gemeindecigentum wör dat nu vörbi!" Damit jagte der alte Mann, so schnell er mit seinen steifen Gliedern vermochte, hinter den fremden Rñhen her, die mit hoch erhobenen Schwänzen eiligst die Flucht ergriffen.

"Ich sag Dich was, Rösch," sagte Schäper, als er zurückkehrte, "mit den Smitt kriegt die Gemeinde Trubel; das is'n Antichrist un' ein falschen Prophet, dat glöw Du man. Aber nu müssen wir ersten die Fenz ein hüschen fixen, sonst haben wir das Radervieh gleich wieder hier, un' ich kann nich' ümmer achter an gallepieren, ich hab' nich' mehr die Puste davor."

Sie machten sich daran, die allerdings jämmerlich mitgenommene Riegelfenz wieder aufzubauen, wobei es sich herausstellte, daß stellenweise die meisten der Riegel ganz abhanden gekommen waren. Darob geriet der alte Schäper in grimmigen Zorn.

"Sñhste, Rösch, dor is't wedder! So is das ümmer! Jetzt meinst Du, die Fenz wär' verfault. Das meinst Du woll, aber Pannfoten! Ich wetts Dich meine Kell gegen Dein oll gries Kamel tohus, daß ich die Riegel ohne Mühe finden kann, wenn ich ihr such. Dor is's mit, wie mit die Äpfel und Birn, wo hier all die Johr gewachsen sünd — dor woren ümmer plenty; denn ich hab' die Bäume ümmer in guten Stand gehalten — hör zu, Rösch, wenn ein dor in jeden Apfel hätt' können so'n hüschen Laxiermittel in tun, denn wör in den Smitt sein Haus alle Johr um die Herbstzeit eine große allgemeine Rolik gewesen; dat glöw Du man. Dat is aber nu aus un' vörbi. Unser nige Pastohr wird ihn woll die Mahlzeit segnen."

"Was hascht denn Du uff den Schmitt, daß D' so wegen seiner in d' Rage g'rätscht?" fragte Rösch.

"Ich muß mir über Dir wunnern, Rösch," erwiderte der andere; "Du warst doch auch in alle Versammlungen, wo wir wegen den nigen



„Ich muß mir über Dir wundern, Kösch,“ erwiderte der andere.

Pastor gehabt haben. Hasten doch nicht gehört, wie der Smitt immer das große Wort geführt hat? Er war für ein'n eignen Pastor, mit die geistliche Bedienung von anderswoher wör dat nix, un' denn täte er for ein'n hochgebild'ten Pastor, for ein'n vorschrittlichen Pastor, for ein'n eleganten Pastor stimmen, der auch die Gemeinde vor die Welt prädestinieren könnte, oder so was. Jörum, jörum, hat er's Maul immer vollgenommen! Das hasten allens mit angehört, Kösch.

Un' was denn? Als wir endlich so weit waren, un' allens war klar un' abgemacht, un' es nu an das Unnerschreiben von den Pastohrlohnung, denn kuckt der Antichrist ümmer zum Fenster raus, wohl sechs, acht mal, un' als das Poppier ümmer nöger un' nöger an ihn ran-kömmt, dort mit eins springt der Kerl auf, kuckt schnell noch mal aus das Fenster un' sagt: „Geww it't nich dacht? De Swin sünd in min Korn!“ un' denn mit Hast aus die Kirche raus. Ich pack ihm noch: „Was schreibst Du unner, Smitt?“ aber er: „de Swin, de Swin!“ un' raus. Well, denk ich, Du Racker, ich krieg Dir doch, un' fahr ein poor Tage später zu ihn hin un' fang an: „Smitt,“ sag ich „die Schweine haben Dir am Sonntag an eine edle, chrisfliche Flicht verhindert, indem daß sie in den großen Augenblick in Dein Korn brechen taten, als Du eben tüchtig Pastohrlohn unnerschreiben wolltest, aber das Poppier is geduldig: kömmt Du nich' zu es, so kömmt es zu Dich. Hier is es, un' 'ne Bleifeder hab ich auch mitgebracht.“ Was meinstu woll, Rösch, was hat er unnergeschrieben? Zehn Taler? Fünf Taler? Yes, jau! Pannkoken! Nir, gor nir hat er unnergeschrieben. Fromm gefalbert hat er. Leider taten ihn die Umstände nich' erlauben, sich mit barem Geld an das herrliche Werk zu befassen, aber er würde den geistlichen Vater sonstn düchtig unner die Arme griepen un' täte denselben billig, sehr billig bei sich wohnen lassen, bis er süßlost ein'n Hausstand haben täte; denn er täte darauf spekulieren, daß der geistliche Vater bei ihn, als den nächsten Nachbor, wohnen täte.“ Süß, Rösch, dor haste den Brei!“

„Was hascht denna Du nacha mit ihm g'macht?“ fragte der alte Rösch.

Schäper biß einen gewaltigen Fegen von seinem Rautabatsstuchen ab, spuckte einige Male ins Unkraut und erwiderte feierlich:

„Mit höfliche Leute rede ich ümmer höflich. Smitt war höflich, das's woahr, deshalb war ich's auch. „Smitt,“ sagte ich, „den Dreck un' die lieben Wanzen gebt Ihr denn den geistlichen Vater zu; nich' woahr? Denn dor damit könnt Ihr ihn am reichlichsten unner die Arme griepen, indem daß Ihr von diese edlen Besiztümer am meisten in Vorrat haben tut. Der geistliche Vater wird Dich was pfeifen, zu Dich in Dein'n Meßstoll zu muhsen, das kann ich Dich mit diese Bleifeder schriftlich geben. Ich geh nu, aber fertig sünd wir noch nich miteinander, wir zwei.“ Mit das bün ich denn abgefahren. Er hat mich noch was nachgekröhlt, was sicher auch keine Gratlatzschon war, aber

ich hab's nich' mehr vernommen. Sieh, Rösch, dor haste Dein'n Anti-christ. Aber was machen wir mit die Fenz hier?"

Die beiden Alten wanderten die ganze Fenz entlang, nahmen hie und da einen Riegel ab, wo er entbehrt werden konnte, und hoben ab und zu einen vom Boden auf und schleppten herbei, was sie sonst noch an längeren Holzstücken fanden. Unterdessen mußte die von Schäper erzählte Schmitt-Episode den alten Rösch sehr beschäftigt haben; denn als sie dabei waren, aus dem herbeigeschafften Material eine notdürftige Fenz aufzubauen, warf er plötzlich einen der Riegel heftig zu Boden und rief:

„Des sag' i Dir, Schäper, wann d'r Schmitt su a Mensch ischt, su a drecketer, nacha schmeiß'n mer'n raus aus der G'ma (Gemeinde), na sein mer fertig mit'm, dem Kerl!“

„Zieh' Deine Zügel straff, Rösch, zieh' ihr straff, Du fährst was zu schnell!“ entgegnete Schäper auffallend würdevoll. „Mit das Raus-smeißen is das so'n Ding. — So, jetzt legen wir noch die poor Riegel auf und denn muß's das für heute tun; eine nige Fenz muß dor doch hin; un' denn meihen wir noch die poor Strämel langs.“

Schweigend mähten die Greise hintereinander her, bis sie kurz vor Mittag den ganzen Pfarrhof von Gras und Unkraut gesäubert hatten. Da lehnte Schäper seine Sense an die Wand des Pfarrhauses, setzte sich auf den Rand der Veranda, wischte sich den Schweiß vom Gesicht und sagte:

„So, Rösch, nu seh' Dir bei mich, ich will Dir mal was fragen.“

Rösch setzte sich zu ihm und stopfte sich seine Pfeife.

„Sag' mal, Rösch,“ hub Schäper an, „was is der olle Adam?“

„Su a Frag!“ grunzte Rösch, „des waßt ja selbscht. Was soll'r denn sei? A Farmer ischt'r, wia Du und i; drauß ischt er Schlosser g'wese.“

„Jau, o yes, dor haste recht. Du meinst den ollen Peter Adam an die Section-Road — den Joe sein'n Batter — jau, der is Farmer. Aber haste auch all mal von ein'n a n n e r n ollen Adam was gehört? Von ein'n legen, wo nir taugt?“

„I kenn' kan andern, aber wann D' von ei'm red'st, der nir taugt, nacha wird des wohl der Peter sei; der hat sei Lebtag nir taugt, g'suffe hat 'r wia a Loch und tät's noch alleweil, wenn —“

„Ne, Rösch, Du bellst an den unrechten Baum 'nauf. Wennste plattdeutsch versteh'n tätst, denn könnte ich Dich die Sache klar machen,

aber so muß ich — — hör tau, ich erzähl' Dich was. Du weißt, ich hab' gestern den nigen Pastohr geholt, un' dor bün ich all morgens los, indem daß ich nich' wissen tat, wenn der Zug ankam. Ich gung denn bein Holzapfel sein'n Saloon rein, weil ich vernahm, daß der Zug ersten später s' nahmdags kömmt. Rösch, Du kennst meine Schwäche, wenn die Gläser klinken, un' der entsamte Holzapfel kennt ihr noch besser. So gegen Nahmdag fahr ich nach die Stadt 'rein —"

„Und vergißt uff den Pfarrer, Du Reip?“

„Sweig, Rösch, sweig wie der Mond, wennste was davon weißt; ich schäme mich, solang ich leb'. Well, ich hab' ja den Pastohr denn doch gekriegt — Rösch, ich sag' Dich: ein Mann, daß's ein Staat is, groß und stark, ich glaub, er kann unsern Will smeissen. Der wird den entsamten Smitt belehren, dor paß Du Achtung —"

„Du wolltest mir vom alten Adam erzählen, Schäper.“

„Yes, jau, das's wohr! Hör denn tau. Anfangs, as wir so heim fahren, war ich ganz der olle Schäper, der reiche Schäper, den das von Rechts wegen zukam, daß er den Pastohr holen tut, aber wie länger, daß ich mit den Mann zusammen war, un' wie mehr, daß er mit mich red'te, un' besonner's wie mehr, daß er mir mit seine wunnerschöne Augen durch un' durch suchte, desto kleiner un' powerer würd ich. Der süht, glaub ich, allens. Er sah, daß ich zu viel hatte, un' fing von's Trinken an. Nich' mit Schelten un' Wettern, no, so ganz sachte, wie'ne Mutter zu ihr krankes Kind red't. Un' wie ich ihr dann sagte, daß mir ümmer der Deuwel reiten tut, sobald ich Bier riech', wo ich doch heim gor nich' an denke, da hat der Pastohr gesagt, das wär der olle Adam, wo dor in mich nach haben krauft, wenn ich längst meinte, ich hätte ihm unnergekriegt.

„Nu hab ich auch gleich an den Peter gedacht un' fing von ihm an, aber dor hat der Pastohr nix mehr gesagt, un' es kam mich vor, as wenn er vor mir ein Ekel oder Grugel gekriegt hätte. Verstehste, Rösch, gesagt hat er nix dorvon, aber es war mich doch so. Das mit den ollen Adam is mir ümmer duller un' duller in Kopp rumgegangen, un' ich hab' ümmer schlechter darüber gefühlt. Ich hab' denn letzte Nacht, wo ich gor nich' einslafen konnte, die Korline, was meine Frau is, gefragt, was der Pastohr woll könnte meinen, un' die wußte Bescheid. Sie sagt, ein richtigen Mensch, wo Adam heißt, wär das nich', sondern die Lust un' Begierde für das Böse, die jeder Mensch hat un' die ümmer wieder haben kommt, wenn man ihr auch noch so oft unnerdukt un'

dormit seit't; mein oller Adam wär das Saufent. Sie weiß das noch allens aus ihr Schuller un' hat noch ein ganzen Strämel von hergesagt, was ich aber nicht verstund. So viel hab' ich aber vernommen, daß ich nich' viel Recht hab', den Smitt aus die Gemeinde rauszumeißen, wo ich süßst so'n ollen Ekel in'n Leibe habe. Mir hat der olle Adam heute schon viel getrubelt. Wer weiß, ob ich nich' noch ehnder als der Smitt werd rausgesmiffen. Dor soll mir Gott vor bewohren. Ich will noch heute abend mit den Pastohr süßst sprechen. Nu aber fahr ich Dir heim; komm, Rösch."

* * *

Frau Schäper war an der Cherokee Creek mit Ausnahme einer anderen, aber viel jüngeren Person die einzige Frau, die in früheren Jahren, ehe sie auf die westliche Prairie hinauszogen, einer Gemeinde gliedlich angehört hatte. Sie hatte in der alten Heimat in Illinois sogar zweimal einer Pastoreneinführung beigewohnt und erinnerte sich der einzelnen Umstände und Vorkommnisse dabei recht wohl. Bei der einen Einführung waren zwei, bei der andern sogar drei Pastoren amtlich tätig gewesen. Die Kirchen waren mit grünen Guirlanden und Blumen geschmückt gewesen, und in beiden Kirchen war die Orgel gespielt worden, in beiden hatte ein Chor gesungen — über alle menschlichen Begriffe schön. Frau Schäper glaubte, die Engel im Himmel singen zu hören. Sie erinnerte sich noch des Anfangs eines der herrlichen Lieder: „Das ist ein köstliches Dingdang.“ Sie konnte sich allerdings nicht denken, was ein „Dingdang“ sei, hat's auch später nie ausgefunden — aber das schadete nicht — schön, herrlich war's doch gewesen. Und so rührend! Sie erinnerte sich, wie sie Tränen, die ihr immer und immer wieder in die Augen traten, mit dem Taschentuch hatte abtrocknen müssen — ganz heimlich hinter dem großen, schwarzen Gesangbuch, bis sie zu ihrer Genugtuung sah, daß andere Frauen dies ohne Scheu öffentlich taten, da hatte sie es auch öffentlich getan. O, wie war das feierlich gewesen! Und so rührend! Sie hatte das nie vergessen können.

Als nun die Gemeinde an der Cherokee Creek ins Leben gerufen wurde, was nicht zum geringsten Teil ihr und ihres Peters Verdienst war — der Peter hatte sofort das Stück Land, welches er zum Begräbnisplatz seines einzigen Töchterchens erworben hatte, samt dem darauf befindlichen Wohnhaus und sonstigen Gebäulichkeiten der neuen Gemeinde geschenkt — als nun, wie gesagt, die Gemeinde vor

einigen Jahren gegründet wurde, da freute sich Frau Schäper schon auf die Zeit, da man dort einmal einen eigenen Pastor werde einführen können. Damit hatte es aber gute Weile. Die Verhandlungen über so manche Dinge, die in Ordnung gebracht werden mußten und über die man lange — o, so lange! — und so sorgfältig — o, so sorgfältig! — beraten mußte, worunter auch der Bau eines Kirchleins, hatten sich jahrelang hingezogen; jetzt aber war alles nach Wunsch, ja, nach Ansicht Frau Schäpers, über Bitten und Verstehen gelungen. Jetzt hatten sie endlich einen eigenen Pastor; und was für einen! „So'n feinen, glatten*, wackern Jung'!“ Die brave Frau mußte bei dem bloßen Gedanken an ihn vor lauter Freude ihren Schürzenzipfel wieder in Anwendung bringen.

Das sollte am Sonntag eine Einführung werden! Leider besaß die Gemeinde keine Orgel. Es wäre bisher auch ganz nutzlos gewesen, eine solche anzuschaffen, da auf viele, viele Meilen kein Mensch aufzutreiben gewesen wäre, der sie hätte spielen können. Schießgewehre, Revolver, Peitschen, Pflüge — ja, mit solchen Dingen wußte man umzugehen, aber mit Orgeln — hoho!

Und Chorgesang? Großer König! Der arme Pastor Hager, der die Gemeinde bisher als Predigtplatz bedient hatte, war jedesmal vor Anstrengung blau im Gesicht geworden, wenn er versuchte, die Gemeinde bei und in der rechten Melodie zu erhalten; denn der alte Vorsteher Hackmeyer, den die Indianer vor vielen Jahren bei Gelegenheit eines Ueberfalles skalpiert hatten, der aber doch mit dem Leben davon gekommen war, hatte jetzt wohl kein Haar mehr, aber um so mehr Gesangslust und dazu leider auch die üble Gewohnheit, von einer Melodie in eine andere zu geraten, wie eine Lokomotive auf ein Nebengeleise. Und da er eine fürchterliche Stimme besaß, die ihm die Indianer damals nicht mit ausgerissen hatten, so gelang es ihm jedesmal, drei Viertel der Gemeindeglieder mit sich in die unrechte Melodie hineinzu reißen, bis er dahinterkam, daß er für sein neues Geleise nicht genug oder auch zu viel Verszeilen im Gesangbuch hatte, worauf er aufsprang und laut in die Versammlung hineinschrie: „Hold on, Lue, dat's nich richtig! Pastohr, fangen Sei mal wedder an!“

Ja, ja, das war gewiß, selbst mit dem Gemeindegesang stand es ganz miserabel. Wie viel weniger konnte Frau Schäper an Chorge-

* Plattdeutsch für: schön.

sang denken! Schön wäre es freilich gewesen, aber es ging einfach nicht. Sonst aber sollte ihr junger Pastor eine schöne Einführung haben, dafür wollte sie selber sorgen; der „glatte Jung“ sollte mit ihr zufrieden sein.

Als daher am Freitag (am Tage, nachdem die beiden alten Herren den Pfarrhof gesäubert hatten) der Kandidat Noostand mit dem alten Schäper nach Karthago gefahren war, um seine Büchertiste vom Bahnhof zu holen und nebenbei seine vielen Briefe, die er am Tage vorher geschrieben hatte, abzugeben, spannte Frau Schäper den Fuchs, der ihr besonderes Pferd war, vor das alte Buchboard und fuhr von Farm zu Farm und forderte die Frauen auf, am Nachmittag zur Kirche zu kommen, wo beraten werden sollte, was hinsichtlich der Schmückung der Kirche sowie in Bezug auf eine schöne Feier geschehen könnte.

Es war dies das erste Mal, daß die Farmerfrauen in jener Gegend zu etwas derartigem aufgefordert wurden, und die Begeisterung war im Nu wach, besonders als Frau Schäper erzählte, welch ein lieber, braver, „wunner schöner“ junger Mann der neue Pastor sei, und namentlich, was für „wunnerbore Dogen“ er habe. Es war nicht eine unter den gebetenen Frauen, die nicht mit Enthusiasmus ihr Kommen und ihre Mitwirkung zugesagt hätte.

„Un’ wenn Du vielleicht ein bunten Band oder so wat hast, denn kannste dat woll of mitbringen, nich woht?“ hatte Schäper’s Mutter jedesmal beim Abfahren gefragt und überall bejahende Antwort erhalten.

Mittag war kaum vorüber, als die erste Frau hoch zu Roß ankam, unter dem linken Arm ein mit Papier umwickeltes Bündel. Sie war kaum angelangt, als auf einem Buchboard zwei andere, Mutter und Tochter, ankamen, und noch vor ein Uhr waren nicht nur alle von Frau Schäper gebetenen Frauen, sondern wohl noch ebenso viele andere versammelt, und die meisten hatten dazu noch ihre erwachsenen Töchter mitgebracht — man konnte nämlich nicht wissen. Man wußte ja überhaupt noch nichts. Mädchen können beim Kirchenschmücken viel behender Leitern ersteigen als alte Frauen, das weiß jedermann.

Der ganze Pfarrhof stand voll Wagen und Pferde.

Frau Schäper eröffnete die Versammlung und wurde von Frau Klausen sofort zur Vorsitzerin vorgeschlagen, und der Vorschlag ging durch, obwohl Frau Bornholt und Frau Welke, Frau Wolter und Frau Nasmeyer im stillen überzeugt waren, daß sie selber sich dazu

viel besser geeignet hätten. Frau Schmitt, die als „die nögeſte Nachbarin“ ſelbſtverſtändlich auch gegenwärtig war, konnte es nicht unterlaſſen, der Frau Näsmeyer mit einem gelinden Stoß in die Rippen zuzuflüſtern: „Sühſte, ümmer de Rieten! Dor licket ſei all achter an!“ Weil ſie aber bloß die Frau Schmitt war, bekam ſie gar keine Antwort.

So gut ſie es vermochte, legte Frau Schäper nun die ganze Sache, derentwegen ſie zuſammengekommen waren, vor und bat, man möge ſich darüber ausſprechen.



So gut ſie es vermochte, legte nun Frau Schäper die ganze Sache vor.

Wie faſt immer nach einer ſolchen Aufforderung, war da weder Stimme noch Antwort, obſchon Frau Schäper einigen ihr beſonders befreundeten Damen aufmunternd zunichte. Endlich rief Frau Welke: „Fang Du ſülwen an, Schäperſte, Du bißt dor all bekannt mit un’ haſt den Paſtohr in Huſe un’ weeßt dor mehr von aß wi alltohope!“

„Gut denn,“ ſagte Frau Schäper, „aber ich muß woll hochdeutsch ſprechen, weil dor welche mang uns ſünd, wo nich’ platt-

deutsch verſtehen. Alſo mit die Einföhrungſ ſülwoſt haben wir Frauens nix weiter zu tun; das tut allens Paſtor Hager, außer vielleicht mit’s Singent. Bei uns in Illinois haben ſie bei die Einföhrungſ ümmer ſo schön geſungen, haben ein Chor gehabt. Den haben wir hier nich’, aber vielleicht kann ein’ von die Frauens ein schönes Lied mit’n poor Verſe allein ſingen; das tun ſie in annere Kirchen auch männigmal. Is dor woll eine von Euch, die das tun könnte?“

Die Frage verursachte theils große Konsternation, theils ein halblautes Gekicher. Die meisten der guten Frauen wurden bei dem bloßen Gedanken an einen Solovortrag feuerrot. Singen war offenbar an der Chorothe Greet eine sehr vernachlässigte Kunst. Endlich meinte Frau Pabberg, sie höre öfters Hoffmanns Liede singen, die könne ein Lied „mit ein richtigen Swung in“, wie man es gerade für einen solchen Festtag bedürfe, es wäre wohl ein englisches Lied und sie habe noch nie ein Wort davon verstanden, aber die Musik sei kräftig.

Die Liede war gegenwärtig, hatte aber, da sie eben ihre intime Freundin Lisbeth Regel mit dem neuen Pastor neckte, nichts von der Rede der Frau Pabberg gehört. Als sie nun gefragt wurde, ob sie es wagen wolle, ein Solo zu singen, fiel sie vor Schrecken fast von der Bank und erklärte, hoch erröthend, sie könne nur ein einziges Lied und das passe wohl kaum für die Gelegenheit. Genötigt, zu sagen, was das für ein Lied sei, bekannte sie, es singe an: „Way down upon the Swanee ribber.“

Man kam überein, daß dies Lied allerdings wohl kaum passend sei; was man brauche, sei ein geistliches Lied, wenn möglich eins, das recht zu Herzen ginge, wie lang oder kurz, darauf käme weniger an.

„Wenn das is, wenn's zu Herzen gehen soll, dann is die Brunske die rechte, die kann ein'n geistlichen!“ rief eine in der ersten Reihe sitzende dicke Matrone, „un' to Harten geiht' mi ümmer dull.“

Jetzt wurde die Versammlung schon lebendiger; die erste Scheu war gewichen.

„Jau, jau, Brunske, dat schöne Lied van dat Graw!“ riefen mehrere Stimmen. Man nötigte, man drängte, man lobte und schmeichelte, bis sich Frau Brunske dazu herbeiließ, mit zitternder und etwas sehr bleicher Stimme zu singen:

„Wenn ich sterbeee
Im Hospitoleee,
Dann begraben sie mir hübs und fein,
Und ich bekommeee
Von meinem Gelbeee
Einen schönen Leichenstein.“

Die Mädchen in den hinteren Bänken waren nicht mehr sichtbar; sie hatten sich hinter den Lehnen der vorderen Bänke tief hinab gebeugt und krümmten und schüttelten sich vor Lachen und bissen auf ihre Taschentücher, um nicht laut herauszulachen.

Ganz anders ging's auf den vorderen Bänken zu, wo die Mütter saßen. Hier hatte das Lied einen tiefen Eindruck gemacht. Hier kamen die Taschentücher auch zur Anwendung, aber nur, um Rührungstränen zu trocknen. Das Lied paßte! Das ging zu Herzen! Du meine Güte, die alte Frau Bartmann schluchzte noch zwei Minuten lang, nachdem der letzte zitternde Ton in der Turmluke verhallt war.

Frau Schäper war in Not. Was sollte sie tun? Das Lied war ja gar nicht geistlich und auch sonst ganz und gar nicht passend, ja, wenn man es recht bedachte, war es geradezu scheußlich — aber den übrigen Frauen paßte es vortrefflich. Wie konnte sie den Vortrag dieses Liedes verhindern? Verhindert mußte er werden. Man konnte sich ja nie wieder vor dem Pastor sehen lassen nach einer solchen Einführung. Doch Frau Schäper war klug und fand einen Ausweg. Sie zog auch ihr Taschentuch, wischte sich damit über die Augen und sagte mit bewegter Stimme:

„Jau, das is ein Lied, wo gewaltig zu Herzen gehen tut, das's wahr. Mir hat's auch recht angegriffen — aber — aber, ich fürchte, es paßt auch nich'. Süß', dor is der neue Pasto'r, ein schönen, feinen, starken, lebensfröhlichen Mann, der sich freuen tut, daß er nach all den vielen, langen Studierent nū endlich mal kann eingeführt werden. Er denkt auch — un' das mit Recht, daß w i r uns freuen sollen, un' denn singen wir ihn was vor von's Hospital un' von ein Leichenstein. Geht das woll'?“

Ja, das ginge, meinte die dicke Matrone von vorhin, es ginge gut, man brauche nicht so genau zuzuhören; doch alle anderen Frauen stimmten mit Nein, und die Sache war abgetan.

Mit dem Singen war es also nichts. Man beschloß nun, einfach bei dem zu bleiben, was Frauen bei solchen Festlichkeiten von Natur zukäme: man wolle sofort an die Schmückung der Kirche gehen und dann morgen, am Samstag, tüchtig putzen und baden, um am Tage der Einführung eine Menge Gäste beherbergen zu können; denn Gäste würden kommen.

Und so geschah's. Die Versammlung stob auseinander, um Fichtenzweige, Laubwerk u. s. w. herbeizuschaffen, und dabei zeigte es sich, wie weise man gehandelt hatte, die Töchter mitzubringen; denn diese verrichteten bei weitem, und zwar mit lobenswerthem Eifer, die meisten sowie die schwierigsten Arbeiten. Einige von ihnen bestiegen ein paar der bereitstehenden Fuhrwerke und jagten die Landstraße in verschiede=

nen Richtungen hinaus und brachten die herrlichsten farbenstrahlenden Büschel Sumachzweige herbei. Die alten und schwerfälligen Frauen flochten Guirlanden und Kränze und verwandten dabei viel bunte Bänder zu Schleifen. Bei dieser Beschäftigung zog Frau Wolter aus einem der vielen Bündel ein ehemals bliggelb gewesenes, breites Seidenband hervor, das offenbar von einem abgetragenen Mädchenhut stammte und nicht nur sehr schmutzig war, sondern auch einige wohl- gelungene, mächtige schwarze Tintenflecke aufwies. Dasselbe Frau Schäper hinreichend, sagte sie spottend:

„Das soll wohl ein Smuck for'n Pastorh sein! Was machen wir mit dem? Brauchen können wir das doch nich'!“

„Nehmen wir's nich', denn is die Frau, wo's gebracht hat, be- leidigt,“ entgegnete Frau Schäper, „also wollen wir's man nehmen, aber wir tun's wohin, wo ihm niemand süht; leg's man vorersten mal wohin.“

Das Völkchen arbeitete wie die Bienen, und als es Abend werden wollte, da bot das Innere des Kirchleins einen allerliebsten Anblick dar. Zwar mochte stellenweise, namentlich um den Altar her, des Guten zu viel geschehen sein, was die Zahl der angebrachten Kränze betraf, aber die Harmonie hinsichtlich der Farbenzusammenstellung war übertra- schend gelungen, wozu nicht wenig die beige gesteuerten seidenen Bänder beitrugen.

Bänder! Wo war das bliggelbe, tintenbefleckte Hutband geblie- ben? Frau Schäper wurde es ganz heiß bei dem Gedanken. Vielleicht wußte Frau Wolter darum. Diese saß bereits auf ihrem Wagen, um nach Hause zu fahren, wie die meisten der Frauen bereits getan, als Frau Schäper fast atemlos bei ihr anlangte und hastig fragte:

„Wolterste, was hast Du mit das schubiackige, gele Band gemacht?“

„Wäs man ruhig, Schäperste, un' reg' Dir nich' auf, die Wol- terste weiß ümmer, wo sie so was läßt. Sie hat ihm verschwinden lassen an'n Flag, wo keine menschliche Seele ihm süht. Dor wäs man ganz ruhig über. Un' denn Abjüs ok!“

Damit fuhr sie von dannen, und Frau Schäper begab sich zurück zur Kirche, unterzog noch einmal den ganzen Schmuck einer kritischen Besichtigung, schloß darauf die Kirche ab und fuhr — schweren Her- zens nach Hause.

* * *

Schweren Herzens! Wie konnte Frau Schäper an einem Tage

wie dem heutigen, da sie für ihren lieben, jungen Pastor und ihm zu Ehren arbeiten und sich abmühen durfte, da sie vor lauter Freude, ihm seinen Ehrentag verherrlichen zu können, fast aus dem Lachen nicht herausgekommen war — wie konnte sie da schweren Herzens heimkehren?

Hast du vergessen, freundlicher Leser, daß der Peter, ihr Peter, heute mit dem Kandidaten Noostrand in die Stadt gefahren war? Und hast du vergessen, was das für den Peter bedeutete? O, Frau Schäper war wohl den Tag über fröhlich gewesen, niemand hatte sie heute anders gesehen, trotzdem war ihr bei all der Aufregung oft — o, wie oft! — der Gedanke an ihren Mann gekommen. Sie hatte ihn im Geist aus dem Wirtshaus taumeln sehen. Sie kannte ihren Peter gut. Was half es, daß der junge Pastor bei ihm war! Wie hatte sie selbst, wenn sie mit ihm in die Stadt fuhr, auf ihn acht gegeben, ihn immer wieder gebeten, doch stets bei ihr zu bleiben und das Wirtshaus zu meiden! Was hatte es geholfen? Wenn ihn der Saufteufel ergriff, dann war kein Halten mehr. Losgerissen hatte er sich aus ihren Händen und war wie ein Rasender ins Sauflokal gerannt, aus dem er oft erst wieder heraustrat, wenn ihn seine Gefellen in hilflosem Zustand heraustrugen und hinten in sein Wagenbett warfen, worauf sie, sein armes Weib, mit ihm auf die Prairie hinausfuhr. Fuhr ihn vielleicht heute der Pastor in solchem Zustand heim? Wohl hatte Schäper, wie er selber zugab, einen großen Respekt vor dem jungen Mann, fast eine Scheu, trotz seiner Zuneigung zu ihm, aber nach ihrer Erfahrung war die Saufwut stärker als alle Zuneigung und aller Respekt. Und Schäper war schlau, er würde es verstehen, dem Pastor trotz dessen Wachsamkeit zu entweichen und seinem Laster zu frönen.

War es unter solchen Umständen nicht verzeihlich, daß Frau Schäper mit Sorgen und Bangen dem Abend entgegenschah, daß sie schweren Herzens ihrem sonst so schönen Heim zufuhr? Sie war eine liebe, aufrichtige Christin und wußte sehr wohl, wo sie Hilfe in ihrer Not zu suchen habe. Wie oft hatte sie heute zu Gott gefleht für ihren Mann! Aber das hatte sie in den letzten zehn Jahren schon tausendmal getan, es war immer beim alten geblieben. Es schien, als solle sie ihren Kummer tragen bis ans Ende. Längst schon hatte sie angefangen, nur noch um ein seliges Ende für ihren Peter zu bitten, heute aber war sie seit langer Zeit zum erstenmal zum alten, früheren Gebet zurückgekehrt und hatte den lieben Gott angerufen, den Peter noch in ge-

funden Tagen wieder auf den rechten Weg zurückzubringen. Wie sie dazu gekommen war, wußte sie wohl selbst kaum, mutmaßen aber läßt es sich wohl. Sie ahnte, daß sie in ihrem neuen Pastor, den sie als einen aufrichtig frommen Menschen kennen gelernt zu haben glaubte, einen Kampfgenossen gefunden habe, einen Fürbitter, dessen Gebet für sie und ihren Mann viel vermöge, weil es ernstlich sein würde.

Als sie den Privatweg von der Landstraße zu ihrer Wohnung hinauffuhr, glaubte sie den Wagen, mit dem ihr Mann heute in der Stadt gewesen war, ausgedehnt auf dem Hofe stehen zu sehen. Ihr Herz klopfte fast hörbar bei dem Anblick. Ihr Peter war daheim! Wie mochte es um ihn stehen?

Näher kommend, gewahrte sie zwei männliche Gestalten auf der Veranda eifrig miteinander plaudern, und sie erkannte trotz der Tränen, die ihren Blick verschleierten, den Peter und den jungen Pastor.

„Gott sei Dank!“ dachte sie, „er ist wenigstens nicht hilflos!“

Der leichte Wagen rollte in dem tiefen Staube der Straße so leise heran, daß die im eifrigen Gespräch begriffenen Männer seiner nicht eher gewahr wurden, als bis er auf den eigentlichen Hof lenkte. Da aber sprang der alte Schäper vom Stuhle auf, humpelte die Stufen der Veranda hinab, so schnell er konnte, und rief mit übergelächlichem Gesicht: „Korline, wir haben ihn unner! Wir haben ihm endlich mal unner! Korline, so glücklich bin ich noch nie nich' gewesen! Er ist unner, der Deuwelskerl!“

„Gott sei uns gnädig! Peter, Peter, wat heßt Du? Wat führst Du?“ rief Frau Schäper, die nicht anders glaubte, als daß ihr Mann den Verstand verloren habe. So eilig sie konnte, stieg sie vom Wagen und ergriff Schäpers Arm. „Segg, Peter; wat heuwt Zi ünner?“

„Den ollen Adam, Korline! Kannste denn nich' sehn? Nüchtern, Korline, nüchtern tohus van de Stadt! Freu Di met mi, Korline!“

Mit dem Schrei einer erlösten Seele schlang das Weib die Arme um den Hals ihres greisen Mannes und schluchzte laut, während dem alten Mann selbst Tränen der Freude über die runzeligen Backen liefen. Dann riß Frau Schäper sich los und stürmte ins Haus und in ihr Kämmerlein, wo sie sich vor ihrem Bette auf die Kniee niederwarf und heiße Dankgebete für diesen ersten Sieg nach langem Kampfe zu Gott emporsandte.

Der junge Pastor war zu dem alten Mann hinabgestiegen, der noch



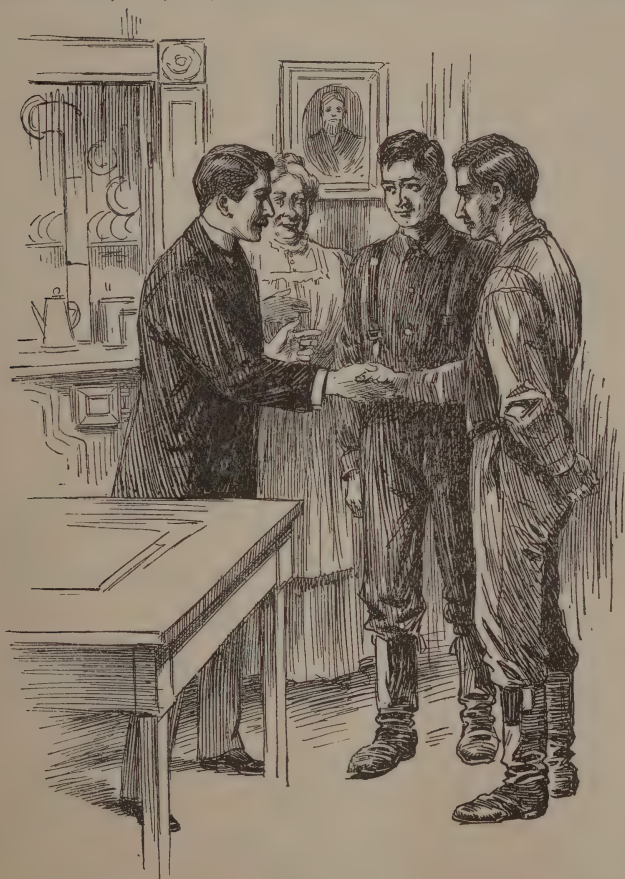
„Korline, wir haben ihm unner!“

auf derselben Stelle stand, von welcher aus er wortlos seinem Weibe nachgeschaut hatte, legte ihm seine Hand freundlich auf den Arm und sagte: „Ganz abgesehen von allem andern, Herr Schäper, ist die Freude dieses so viele Jahre hindurch gequälten Frauenherzens, wie wir sie soeben beobachtet haben, nicht wert, ein fluchwürdiges Laster aufzugeben?“

Schäper wischte sich mit der oberen Handfläche die Tränen aus den Augen.

„Sie haben eben gesehen,“ fuhr Roostand fort, „wie sich ein armer sündiger Mensch freuen kann über ein einmaliges Nüchternheimkommen eines andern armen Menschen; wie viel größer wird da erst die Freude im Himmel sein über einen Sünder, der wahre Buße tut!“

Der alte Mann ergriff seine Hand und bat, ihm im Kampfe mit seinem Laster, das ihm noch nie so scheußlich erschienen sei, wie eben in diesen letzten Tagen, zu helfen und noch oft mit ihm zu beten, wie er es heute auf dem Wege zur Stadt getan habe; er sei sicher, er werde dann überwinden. Der Kandidat versprach ihm dies mit Freuden, versäumte aber auch nicht, ihn zu dem zu weisen, der allein, ganz allein



“Shake, boys!”

einen Sündentnecht zu einem freien, seligen Kind Gottes umwandeln kann.

Das war ein seliger Abend im Schäperschen Hause. Eine Fröhlichkeit herrschte darin wie nie zuvor. Frau Schäper verrichtete ihre Arbeiten wie in Träumen und kam öfters heraus zu den Männern, als müsse sie sich überzeugen, daß ihre Freude auf Wirklichkeit beruhe. Als ihre Söhne später heimkehrten, nahm sie dieselben auf die Seite und verkündete ihnen die schier unerhörte Begebenheit, worauf sie sie dem Kandidaten vorstellte; denn sie hatten einander noch nicht getroffen, wiewohl sie bereits zwei Nächte unter demselben Dache geschlafen hatten.

Nur wer es erfahren hat, weiß, wie schwer es hält, junge Farmer-söhne des Westens mit einem ebenfalls jungen Pastor bekannt zu machen. Sie lassen sich nur mit Widerstreben dazu herbei. Da heißt es auch für den Pastor, den rechten Ton anzuschlagen; denn er kann es manchmal beim ersten Zusammentreffen für immer verderben. Dies geschieht namentlich dann, wenn der Pastor den Pastor, den Ueberlegenen, den Gebildeten nach außen kehrt. Roostand, Ja! Roostand war nicht umsonst Pastorensohn gewesen. Er kannte und wußte dies alles. Als daher die beiden jungen Schäper, ein Paar gewaltiger Söhne der Prairie, vor ihn hintraten, stand er auf und sagte: "Shake, boys! Freut mich, Euch kennen zu lernen! Ein Paar solcher Riesen kennen zu lernen, ist allein die Reise nach Karthago wert. Setzt Euch zu uns, boys, und erzählt 'mal von Eurem heutigen Dreschen."

Die beiden großen Kerle grinsten verlegen und wußten nicht, was sie sofort erwidern sollten, aber daß Roostand Gnade gefunden hatte vor ihren Augen, war offenbar. Sie holten sich Stühle herbei, und bald war die Unterhaltung im Gang, bald deutsch, bald englisch wie es kam, und es war spät, als die Gesellschaft aufbrach und sich schlafen legte.

* * *

Früh am Samstagmorgen war der neue Pastor mit seinem Wirt per Budboard und Fuchs zur Kirche gefahren, um sowohl diese als auch seine eigene künftige Wohnung in Augenschein zu nehmen. Er war, wie immer, vortrefflich aufgelegt und fand alles schön und gut. Der Kirchenschmuck rührte ihn ordentlich, da er etwas derartiges durchaus nicht erwartet hatte. Es tat ihm wohl, zu sehen, daß er gern und mit Freuden aufgenommen wurde. Selbst seine zukünftige Wohnung, die, wie wir bereits wissen, im gegenwärtigen Zustand gar nicht be-

wohnbar war, fand er in jugendlichem Enthusiasmus „ganz nett“, obwohl der alte Schäper behauptete, „kein Uhl“ könne darin haufen.

Das ganze Haus enthielt nur drei Zimmer und den Dachraum. Ein Keller war unter dem Hause nicht vorhanden, dafür war jedoch einer im Hofe, ein aus gebrochenen Kalksteinen erbauter und mit Erde bedeckter Keller, der über die Hälfte in der Erde steckte und mit Gras ganz überwachsen war. Rings umher standen prächtige Obstbäume.

Schäper entschuldigte den üblen Zustand des Hauses, so gut er konnte, aber Noostand hörte es kaum. Er stand mit gefalteten Armen und träumte. Er sah im Geiste hier, vom Lichte der Prairiesonne bestrahlt, die schlanke Gestalt einer schönen, blonden jungen Frau dahinschreiten, sah sie hüpfen und springen vor jugendlichem Uebermut und strotzender Gesundheit, hörte sie lachen und singen in ihrem jungen Glück. Er sah sie, die herrlichen Äpfel, die dort allenthalben unter den Bäumen lagen, in ihre Schürze sammeln. Die Veranda lag nicht voll von Blättern und Staub, die Fenster waren blank und hell. Der Kellereingang hing nicht voller Spinnweben, und kein Gras überwucherte die Kieswege; er meinte sogar —

„Es ist gut, daß Ihr dorbei lachen können, Herr Pastorh“, unterbrach ihn Schäper, „manch ein tät bei so'n Anblick, wie das Haus, grinen.“

„Habe ich gelacht?“ fragte der junge Mann. „Mag sein, Schäpersvater, aber nicht über den Zustand des Hauses. Es ist mir eben etwas durch die Seele gegangen — Zukunftsbilder. Schäpersvater, schöne Zukunftsbilder! Nun aber lassen Sie uns gehen, ich muß nach Karthago und Herrn Pastor Hager holen.“

„Yes, jau, denn man zu!“

Auf die Farm zurückgekehrt, spannten sie den Fuchs aus und Schäpers zwei prächtige Pferde Nell und Bill ein, und Noostand, der sehr wohl mit Pferden umzugehen wußte und nun auch den Weg zur Stadt kannte, fuhr die staubige Landstraße hinaus gen Karthago.

In der Stadt schien ihn Kind und Regel zu kennen. Gestern schon, als er mit Schäper dort war, hatten ihm manche Leute freundlich zugenickt, heute mußte er gar oft sein Gefährt anhalten und gar manche ihm lachend dargebotene Hand schütteln, sogar manches Glas Schnaps oder Bier dankend ablehnen, das man ihm in aller Gutmütigkeit aufdrängen wollte. Eine ganze Anzahl versprach, morgen zu seiner Einführung kommen zu wollen, wenn Fahrgelegenheit zu bekommen sei.

Wie ganz anders als zu Anfang einem doch die Dinge in der Welt vorkommen, wenn man sich an sie gewöhnt hat! Vor einigen Tagen, als er hier ankam, glaubte Noosband, Karthago, das ihm scheußlich vorkam, den Untergang wünschen zu müssen, heute gefiel es ihm schon ganz gut. Er war eben eine glückliche, fröhliche Natur, die sich leicht in irgend welche Lagen schickte. Als Pastor Hager mit ihm später durch die Stadt fuhr und ihn fragte, wie ihm seine neue Heimat gefiele, konnte er ganz der Wahrheit gemäß antworten: „Sehr gut; ich werde mich hier glücklich fühlen!“

Der Sonntagmorgen brach wieder herrlich an. Diese Jahreszeit bringt auf der Prairie viele schöne Tage. Der Anfang des Gottesdienstes war auf zehn Uhr angesetzt worden, aber schon um neun Uhr zogen auf den beiden Landstraßen, die sich unweit der Kirche kreuzten, Wagen heran, vollgepackt mit einer erwartungsvollen Menschheit. Heute blieb niemand daheim, der nicht absolut mußte. Farmerwagen, über deren hohes Bett einfach ein paar breite Bretter (mit dem obligatorischen Schaffell darauf) zum Sitzen gelegt waren, Springwagen, alte und neue, Buckboards, selbst ein paar Buggies, Wagen mit Pferden, mit Eseln, selbst eine Anzahl mit Ochsen bespannt, kamen heran, hinten in den Wagenbetten selbstverständlich ein Halbdutzend Buben und Mädchen, jene in „Kentucky Jeans“, diese in „Home-spun“ gekleidet. Zwischen durch Männlein und Weiblein hoch zu Ross. Die Staubwolken auf den Straßen bekamen gar nicht Zeit, sich zu legen. Längst vor Beginn des Gottesdienstes stand und saß das Volk um die Kirche her im Schatten, die Männer besonders, die Frauen besonders, Jünglinge und Jungfrauen auch besonders, alles wieder in besonderen Gruppen, wie sie einander eben näher bekannt waren. Die Buben entdeckten die besten Äpfel auf dem Pfarrhof, fraßen wie Wölfe und besubelten sich die heute früh wirklich einmal sauber gewesenen Gesichter, bewarfen einander mit Kletten, die nachher nicht aus den langen Haaren — Haarschneiden besorgten dort die Mütter über einen Topf — herauszubringen waren, und steckten sich gegenseitig faule Äpfel in die Taschen.

Die Mädchen waren, wie überall in der Welt, besser und frömmere, sie standen bescheiden umher und beobachteten bloß, was eine jede „anhatte“, damit sie's wußten; und das ist ja kein Unrecht.

Die Unterhaltung in jeder Gruppe war lebhaft, und der Gegenstand der Unterhaltung war natürlich der neue Pastor und was mit

demselben zusammenhing. Mit vielem bedächtigen Kopfschütteln betrachteten und besprachen die Männer das baufällige Pfarrhaus und die alte Kiegelfenz, und manch einer überschlug im stillen die Kosten der Reparaturen und hegte im noch stilleren den Wunsch, es wäre noch ein paar Jahre beim alten geblieben — es wäre noch gegangen.

Den guten Frauen war Pfarrhaus und Fenz höchst gleichgiltig; von viel größerem Interesse, von weitaus höherer Wichtigkeit war ihnen des neuen Pastors persönliches Wohlergehen, und da das Wohlergehen eines Mannes hauptsächlich davon abhängt, daß er brav verheiratet ist, so gipfelte natürlich das Interesse in der großen Frage, ob wohl der Pastor schon „versprochen“ sei, und jede Mutter unter ihnen, die über ein heiratsfähiges Töchterchen verfügte, warf von Zeit zu Zeit musternde Blicke hinüber zu den Jungfrauen, ob die Lizzie oder Mina oder Marie, oder wie sie sonst hieß, auch noch so hübsch war, wie heute früh, als sie von Hause wegfuhren. Frau Wolter, die gestern expreß zu dem Zweck bei Frau Schäper vorgefahren war, um in Bezug auf die brennende Frage Gewißheit zu erlangen, hatte nichts erfahren, als daß Pastor Roostand keinen Ring am Finger trüge. Das war aber doch schon etwas, und als diese Neuigkeit jezt im Kreise der Mütter kund wurde, wirkte sie recht ermutigend und beruhigend. Die Spannung aber, den jungen Mann von Angesicht zu sehen, stieg.

Plötzlich rief jemand: „Dor kümmt Schäpers Team!“ Wie die Köpfe herumflogen! Wie sämtliche Gesichter sich der Straße zukehrten! Wie still es wurde! Es rührte sich niemand von der Stelle. Das ärgerte Frau Wolter, und sie rief:

„Geiht denn nich’ wen van Zug Mannskirks hen an de Gate? Wat staht Ji Börstehers dor? Hen doch an de Gate! So schickt sich dat — to, Krischan Regel!“

Da stapften die vier Vorsteher, durch solche feurige Rede angespornt, den Pfad hinab zum Pfortchen; was sie dort sollten, war ihnen zwar noch nicht klar, aber die „Wolterske“ hatte gesagt, es schickte sich so, und die mußte es wissen.

Frau Schäper hatte ihren Mann schon daheim instruiert, wie die Sache zu arrangieren sei, und so formierte Schäper gleich beim Absteigen vom Wagen einen kleinen Zug. Die vier Vorsteher bildeten den Vortrab, ihnen folgten als Hauptpersonen der Kandidat Roostand und Pastor Hager, und den Schluß machte Schäper mit seiner glückstrahlenden Geliebten.

Ueber letzteres mußte sich Frau Schmitt ärgern. Mit einem Puff in die Rippen fragte sie Frau Wolter:

„De Schäperste ward woll ok inföhrt von Dage?“ Weil es aber bloß die Frau Schmitt war, bekam sie gar keine Antwort.

Die guten Vorsteher, die jetzt begriffen, wozu sie an das Pförtchen gejagt worden waren, erkannten nun aber auch ganz und voll die Wichtigkeit ihrer Mission und krochen dahin wie die Schnecken, so daß der alte Schäper ihnen von hinten her zurief:

„Krischan Regel, dies is kein Leichenzug nich’!“

Da ging’s besser.

Als der Zug durch die den Pfad entlang stehenden Reihen der Leute ging, entstand ein wohlgefälliges Murmeln, und mancher sorgenden Mutterbrust entstieg ein geheimer Seufzer. Frau Schäper aber nickte den Frauen zu, als wollte sie sagen: „Wat segget Ji Fruens nu? Gewo id to veel seggt?“

Der Kandidat bot aber auch in der That eine prächtige Erscheinung. Seine lieben Eltern hatten ihm als letzten Beitrag zu seiner Erhaltung einen guten schwarzen Anzug machen lassen, den Rock mit einem Kragen à la Pastor. Der saß auf der großen, wohlgebauten Gestalt des jungen Reden wie angegossen. Aus seinem männlich schönen Antlitz, das vor Aufregung leicht geröthet war, strahlte das Erbstück der Mutter: ein prachtvolles Augenpaar, freundlich rechts und links Grüße winkend.

Bis vor den Altar wurde der Kandidat geführt. Dort ging der Zug, dem sich die ganze Gemeinde angeschlossen hatte, auseinander. Die vier Vorsteher trugen auf Pastor Hagers Bitte fünf Stühle aus der Sakristei herbei und stellten sie vor dem Altar auf, natürlich so, daß ihre Rückseiten der Gemeinde zugekehrt waren. Auf dem mittelften ließ sich der Kandidat nieder, rechts und links je zwei der Vorsteher.

In dem Gedränge hatte Frau Schäper Mühe gehabt, einen Sitz zu erobern, es war ihr aber doch endlich gelungen, und nun suchten ihre Augen ihren „Pastor“. Richtig, da saß er schon und — doch was war das? Sie meinte, sie müsse umsinken: dort, dort an der Lehne des Stuhls, auf dem ihr „Pastor“ saß, vor den Augen der ganzen Gemeinde flatterte stolz im Luftzug das blickgelbe, schmutzige, tintenbefleckte Huthand, das Frau Wolter so klug an einer Stelle angebracht hatte, wo es „niemand sah“.

Frau Schäpers erster Impuls war, hinzueilen und den Schandfleck der schön geplanten Einführung abzureißen und zu vernichten, aber

in demselben Augenblick stimmte Pastor Hager das Lied an: „Bis hier hat mich Gott gebracht,“ und Frau Schäper sank entkräftet und in Tränen auf ihren Sitz zurück. Ihre Andacht war momentan dahin. Immer, so oft sie aufsaß, starrte ihr das blickgelbe Band entgegen und flatterte wie zum Hohn.

Schon beim ersten Vers des Liedes kam Vorsteher Hackmeyer vom Geleise und geriet in die Melodie: „Liebster Jesu, wir sind hier,“ aber heute fand er seinen Meister. Möchte er auch eine gewaltige Stimme haben, der Kandidat hatte eine noch viel gewaltigere und brachte ihn schnell wieder aufs rechte Geleise, wofür ihm Hackmeyer dankbar zunickte und laut sagte: „Dat's recht, Herr Pastohr, so mol't sin!“

Herr Pastor Hager, der ein recht fähiger Mann war, hielt eine sehr schöne Predigt über den Text: „Ich aber sprach: Ach, Herr, Herr, ich taue nicht zu predigen; denn ich bin zu jung,“ u. s. w. (Jer. 1, 6—8), in der er auf die vielen hangen Sorgen hinwies, die das Herz eines jungen unerfahrenen Predigers oftmals quälen, und auf die Anfechtungen, die ihm nicht nur das Amt, sondern auch sein Leben selbst verbittern und erschweren, bis er schließlich auf den Gedanken kommt, er taue nicht zu predigen; denn er sei zu jung oder auch zu unbegabt. Er ermunterte den Kandidaten, in solchen Anfechtungen, die ihm hier an einer neuen Gemeinde in nur halbzivilisiertem Lande sicher auch kommen würden, Trost und Beistand bei dem zu suchen, der da einst zu Jeremias sagte: „Sage nicht: Ich bin zu jung,“ und: „Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich bin bei dir und will dich erretten.“ Die Gemeinde aber ermahnte er, nun auch ihrerseits nie zu glauben oder zu sagen, ihr neuer Seelsorger sei zu jung, wenn er als Christi Stellvertreter ihre Sünden und Laster strafe; denn das müsse er tun, ob er jung oder alt sei; dazu sei er berufen. Pastor Hager unterließ es auch nicht, die Leute zu ermahnen, ihren Pastor in Liebe aufzunehmen und ihm, der Eltern, Freundschaft, Vaterland und alles verlassen habe und mütterseelenallein 1,000 Meilen weit in die Wildnis heraus zu ihnen gekommen sei, um sie Christo zuzuführen, allezeit freundlich zu begegnen und ihm sein schweres Amt zu erleichtern, so viel in ihrer Macht stünde. —

Wohl noch nie hatten die Leute so andächtig zugehört wie heute. Eine tiefe Stille herrschte in dem Kirchlein, die selbst dann nicht viel unterbrochen wurde, als zwei oder drei Wagenladungen deutscher und englischer, weiblicher und männlicher Karthagener — etwas zu spät —

anlangten und die Kirche betraten. Frau Schäper hatte längst das „Blitzgelbe“ vergessen. Tränen liefen ihr über die Wangen, und sie benutzte kein großes, schwarzes Gesangbuch, um das Abwischen derselben zu verbergen. Und wie es ihr erging, so erging es den meisten Zuhörern, selbst mehrere Männer wischten sich wiederholt mit dem Rücken ihrer schwieligen Hand über die Augen.

Dies wiederholte sich in erhöhtem Maße, als nach der Predigt der Einführungsakt folgte, wobei der Kandidat vor dem Altar stand und mit seiner wohlklingenden Stimme laut und fröhlich sein Gelübde tat und darauf niederkniete, um eingesegnet zu werden. Da blieben wenig Augen trocken; denn etwas so Feierliches hatten die braven Cherokee-Creeker noch nie erlebt.

Als der schöne Gottesdienst vorüber war und man sich erhob, trat Frau Schäper aus ihrer Bank, ging zu dem neuen Pastor, reichte ihm die Hand und wünschte ihm Gottes Segen in seinem Amt. Als ob dies ein Zeichen für die übrigen gewesen sei, so drängte sich jetzt alles heran, ein gleiches zu tun. Selbst die Karthagener machten mit. Unter ihnen drängte sich ein junger Hüne herzu, ergriff Roostands Hand, brückte sie, daß der Pastor die Zähne vor Schmerz zusammenbiß, und sagte: „Parson, you're white! I didn't savvy a solitary word of all this here chin music 'cause it were too rich for my blood, but that's allright, parson, you're white! I knows it. I listened to your speech the other day in town. Now I want to tell ye — you're man enough to take care of yourself, but if ever ye get in a tight place, jess call on Buck Wilson, an' he'll stand by ye an' see ye through.“

Roostand lachte, bedankte sich freundlich und sagte, er hoffe nicht, daß er je seiner Hilfe bedürfe, wollte sich aber sein Anerbieten merken. Dann lud er die Karthagener herzlich ein, sich regelmäßig an den Gottesdiensten zu beteiligen, was sie alle versprachen und zum Teil später auch hielten.

Draußen vor der Kirche war es jetzt sehr lebendig. Man konnte sich nicht so schnell trennen; das Erlebte mußte erst noch besprochen werden, man hatte eben etwas derartiges noch nie mitgemacht. Mutter Ranken mußte immer noch weinen, sie konnte nicht anders. Frau Schäper tröstete sie nach besten Kräften und ermunterte sie zur Freude darüber, daß „de leitwe, glatte Jung“ nun bei ihnen bleibe, daß sie ihn jetzt immer bei sich behalten und ihn lieb haben dürften. Ja, das wäre

alles recht, meinte Mutter Ranken, und darüber freue sie sich auch „bannig“, aber es wäre in dem Gottesdienst alles so „rührsam“ gewesen. Da hätte der junge Mann so allein unter lauter Fremden gegessen. Das allein hätte sie schon gerührt, aber als der Herr Pastor Hager davon geredet habe, daß ihr junger Pastor Eltern und Geschwister und alles andere verlassen habe und die tausend Meilen nach Westen gekommen sei, da habe sie „immer an sin leiwie Mutting denken mößt“, die so ihr Kind von sich habe ziehen sehen müssen, um es vielleicht im Leben nie wieder zu sehen. Und wie er dann so ganz allein vor dem Altar gekniet habe, da wäre ihr gewesen, als müsse sie zu ihm gehen und ihm sagen, daß sie hier in der Fremde seine Mutter sein wolle. „Dat was doch tau wunnerschön, Schäpersmutter, dor lat ein das Grinen!“

Da griff Frau Schäper selber auch noch einmal zum Taschentuch, und beide Frauen hätten beinahe vergessen, daß sie daheim tüchtige Vorbereitungen getroffen hatten, Gäste mitzunehmen. Glücklicherweise fiel es ihnen aber noch ein, und sie kehrten um und luden ein, was nicht bereits Einladungen hatte. So kam es, daß auch die Karthagener samt und sonders an diesem Tage ein famoscs „Country Dinner“ zu Ehren des „Präsidenten von Mexiko“ zu genießen bekamen.

Arm in Arm kamen die beiden Pastoren aus der Kirche und fuhren zurück zur Schäperschen Farm hinaus auf die Prairie, woselbst sich Herr Pastor Hager noch einige Tage aufhielt, um seinem jungen Amtsbruder mit Rat und Tat über die ersten Tage seiner Amtswirksamkeit hinwegzuhelfen.



Wie Pastor Roostand an der Cherokee Creek eine Gemeindeschule anfängt.



D

ie Einführung war vorüber, und Jack Roostand, den nun außer seinen intimen Freunden in der Ferne niemand mehr Jack nannte, war wohlbestallter Pastor der Gemeinde an der Cherokee Creek. Daß er sich freute, nach neunjährigem Studium nun endlich das angestrebte Ziel erreicht zu haben, wird jedermann begreiflich finden; weniger erklärlich aber dürfte es erscheinen, daß ihm bei dem Gedanken, nun wirklich Pastor zu sein, trotzdem nicht recht wohl werden wollte. Dem war aber doch so. Es erging ihm da etwa so wie einem jungen Steuer-

mann, der bereits zwei Jahre neben seinem Lehrmeister, dem Piloten, „den Mississippi gelernt“ hat, der längst die gefährlichen Stellen im Strom kennt und weiß, wie ihnen aus dem Wege zu gehen ist, der wohl versteht, einen Dampfer zu steuern, ja, es in Gegenwart seines Vorgesetzten oft stundenlang eigenhändig getan hat — und dem eines Tages der Lehrmeister sagt: „Charlie, nimm Du das Rad jezt; es ist nur noch eine Stunde bis zur Ablösung. Ich will mich niederlegen, mir ist nicht wohl.“ Da sind plötzlich auf dem Dampfer zwei, denen nicht wohl ist, und es käme auf eine Probe an, zu entscheiden, wem am unwohlsten ist: dem Lehrmeister oder dem Charlie.

Jack stand am Steuerrad, aber ihm war nicht recht wohl dabei. Darum war es ihm ein Trost und eine Freude, Herrn Pastor Hager, der ihn eingeführt hatte, noch ein paar Tage bei sich zu haben. Dieser kannte die Cherokee-Creeker. Er hatte sie vor Jahren, als ihrer noch wenig waren, in der Wildnis aufgesucht, sie gesammelt und ihnen gepredigt, bis das Häuflein Leute so weit herangewachsen war, daß sie eine Gemeinde bilden konnten. Unter seiner Leitung war das Kirchlein gebaut worden, ja, er hatte sogar den Plan dazu entworfen. Er war bereits eine Reihe von Jahren im Pfarramt gewesen, und da seine

erste Gemeinde eine ganz ähnliche gewesen war wie diejenige Noostands, so war er ganz die geeignete Person, unserm Jact die allerbesten Rathschläge für die Zukunft zu erteilen. Als dieser daher an ihn die Frage stellte: „Welches sind wohl die dringendsten Bedürfnisse meiner Gemeinde?“ konnte er, ohne sich lange zu besinnen, antworten:

„Es gibt da manches, das nicht nur wünschenswert, sondern notwendig wäre, wie in allen neuen Gemeinden, aber das Nothwendigste ist wohl die Einrichtung einer Gemeindeschule. Das junge Volk wächst auf wie die Zulusaffern. Von den schon erwachsenen jungen Leuten kann kaum ein halbes Duzend nothdürftig lesen und schreiben; denn bis hier heraus ist sogar die Staatschule noch nicht gedrungen, wenn auch in Rarthago selbst bereits seit einigen Jahren eine Schule existiert. Die Kinder sind wie die Wilden. Reiten und schießen können sie wie Comboh, denen sie diese Künste tatsächlich abgeschaut haben, aber am Abc sind sie so unschuldig wie am Einmaleins. Läßt sich unsereins einmal auf der Farm blicken, so huschen sie davon wie Cohotes und tauchen nicht eher wieder auf, als bis die Luft wieder rein ist. Es ist ein Jammer!“

Noch viele andere Gegenstände wurden von den beiden Pastoren besprochen, ehe der ältere wieder in seine ferne Heimat reiste, doch wie sehr sich Jact für alles interessierte, machte doch nichts einen so tiefen Eindruck auf ihn wie die Schilderung der geistigen Vernachlässigung der Kinder in seiner Gemeinde. Sie ließ ihm keine Ruhe. Zwar war er, wie die meisten Pastoren, kein Enthusiast in Bezug auf das Schullehnen des Pastors selbst — daselbe ist ja auch eine große Bürde neben seiner sonstigen Amtstätigkeit —, doch dachte er darüber, wie ebenfalls wieder die meisten Pastoren: Ehe ich die Jugend verkümmern und verkommen lasse, greife ich selbst zu und halte Schule, und wenn es bis an mein Lebensende dauern sollte.

Raum war daher Pastor Hager wieder heim gereist, als Pastor Noostand schon die ersten Schritte tat, eine Schule ins Leben zu rufen. Er begann damit, daß er die zur Gemeinde gehörigen Familien aufsuchte, um festzustellen, wie viele schulpflichtige Kinder etwa in der Gemeinde vorhanden seien, und nebenbei seine Gemeindeglieder kennen zu lernen. Sein Hausherr, der alte Schäper, hatte ihm dazu bereitwilligst sein Buckboard und ein hübsches Pferd zur Verfügung gestellt. So ausgerüstet fuhr der junge Mann von Farm zu Farm. Er hatte gemeint, in etwa drei Tagen damit fertig werden zu können, aber er fand bereits am ersten Tage, daß dies platterdings unmöglich war.

Als er auf der Landstraße sich der ersten Farm näherte, sah er auf dem Hofe eine ganze Anzahl kleiner Flachsköpfe mit einem Hunde spielen, als er aber auf den Hof hereinkam, war zwar noch der Hund vorhanden, der mit rasendem Gebell das fremde Gefährt begrüßte, die Kinder aber waren verschwunden. Pastor Hagers Beschreibung stimmte.

Kroostand stieg ab und band trotz energischen Protests von seiten des Hofhundes sein Pferd an die Fenz und schritt auf das Haus zu. Dabei beobachtete er zwei verschiedene Dinge. Das eine war das Auftauchen von Flachsköpfen, das andere das Verschwinden zweier brauner Frauenröcke.

Das Auftauchen der Flachsköpfe fand an verschiedenen Stellen statt, einer erhob sich hinter einem Brombeerstrauch beim Gartenzaun, zwei lugten ab und zu um die Ecken des sogenannten „Schmuckhauses“, zwei weitere, darunter ein schon ziemlich dicker, von dem ein Paar dicker Köpfe baumelte, erschienen und verschwanden im Türloch des Schuppen, in dem die als Feuerungsmaterial dienenden Kornkolben aufgespeichert wurden.

Das Verschwinden der Frauenröcke aber fand auf der schattigen Veranda oder eigentlich in zwei verschiedenen Türen statt, die von der Veranda aus in die Zimmer des Blockhauses führten, und geschah so schnell, daß Pastor Kroostand nicht ganz sicher war, ob es wirklich Frauenröcke gewesen seien. Er nahm dies jedoch an, da auf der Veranda zwei Schaukelstühle standen, die noch gar gewaltig schaukelten. Auch lag ein großer Strickstrumpf halbwegs zwischen den Schaukelstühlen und einer der Türen, der sozusagen alle „Fünfe“ von sich streckte und recht „eben verlassen“ aus sah.

Der Pastor lachte, die ganze Geschichte war zu drollig. Er betrat die Veranda, wohl wissend, daß ihn wenigstens fünf Paar Augen mit gazellenartiger Neugier beobachteten, daß fünf Flachsköpfe irgendwo hinter ihm mit langgestreckten Hälsen sichtbar sein mußten. Wie, wenn er sich plötzlich umkehrte? Er war noch zu sehr der junge Jack, um sich dieses Vergnügen zu versagen. Blichschnell drehte er sich um, und richtig, fünf Köpfe tauchten ebenso schnell unter.

Der junge Mann wußte nicht, sollte er über dies einfältige Schilbkrötenspielen lachen oder sich ärgern, doch überwog das Komische an der Situation das Tragische so sehr, daß er gute Miene zum bösen Spiel machte. Lachend rief er den Kindern zu:

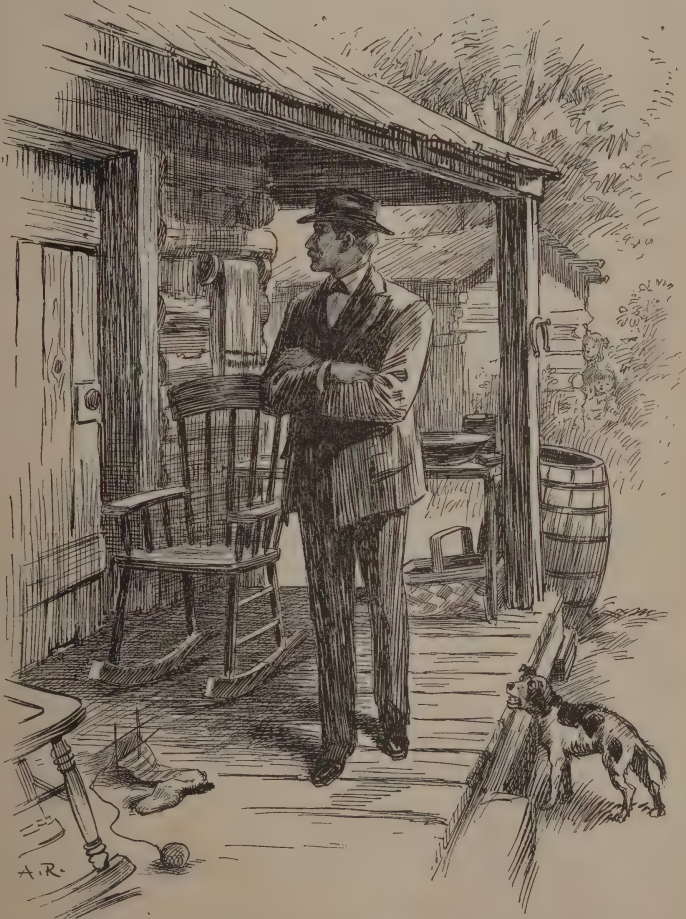
„Ich habe Euch gesehen! Kommt nur her, ich tu' Euch nichts!“

Es erfolgte keine Antwort, wohl aber vernahm er ein albernes
Richern. Noch einmal machte er den Versuch und rief:

„Sind Eure Eltern nicht zu Hause?“

Wieder keine Antwort.

Unterdessen raste und tobte der Rötter an den Stufen der Veranda
und schien ein heißes Verlangen nach des Pastors Waden zu tragen.



„Unterdessen raste und tobte der Rötter an den Stufen der
Veranda.“

Von den verschwundenen Frauenröden ließ sich keine Spur sehen, doch meinte der Pastor, im Innern des Hauses ein leise geführtes Zwiegespräch zu vernehmen. Aber warum kam man nicht zum Vorschein? Warum ließ man ihn hier stehen? Er hätte gern dem Hund, der bei jeder Bewegung des ihm fremden Mannes neue Wutausbrüche bekam, mit einem mächtigen Fußtritt Manieren beigebracht, unterließ es aber, um sich nicht von vornherein das ganze Spiel zu verderben.

Ob die Kinder seine Frage vielleicht gar nicht verstanden hatten? Möglicherweise verstanden sie nur Plattdeutsch. Er versuchte sein Glück noch einmal:

„Rinner,“ rief er den Versteckten zu, „sünd Vatter un’ Mutter nich’ to Hus?“

Eine Antwort erhielt er wieder nicht, doch rief eine Stimme: „Feido, kumm hier!“ und der Hund trippelte hinter das „Schmott-haus“.

Aber nun hatte des Pastors Warten ein Ende. Die Frau des Hauses erschien, und mit ihr zugleich erschien die erwachsene Tochter des Hauses. Und wie erschienen sie!

Dem jungen Pastor ward auf einen Blick klar, warum er so lange hatte warten müssen. Beide Frauenzimmer hatten sich in ihren besten Sonntagsstaat geworfen, die zweihundertpfündige Mutter in ein grünes, die nicht viel minder gewichtige Tochter in ein knallrotes Wollkleid. Beide erstrahlten im Glanze einer ganzen Masse von billigen Juwelen. Beide hatten sie ihr strohblondes Haar auf irgend eine wunderbare Weise in ebenso wunderbare Locken gezwungen.

Der Pastor mußte sich sehr zusammennehmen, daß er nicht laut auflachte. Der Kontrast zwischen diesen beiden aufgedonnerten Damen und den kleinen Halbwilden dort hinter dem Kornkolben-Schuppen war doch gar zu groß — und sie gehörten doch sicherlich zusammen. Es wäre bei dem Pastor, der, wie wir von früher wissen, viel Sinn für Humor hatte, vielleicht trotz alles Verbeißens doch zum Lachen gekommen, wenn er nicht die Beobachtung gemacht hätte, daß hinter und unter all den Juwelen und Locken ein paar ganz gutmütig-einfältige Gesichter verborgen waren, aus denen ihm ein freundlicher Willkomm entgegenleuchtete. Er fühlte, daß man die großen Anstrengungen gemacht hatte, um beim neuen Pastor einen guten Eindruck zu erwecken. Daß sie beinahe das Gegenteil zuwege gebracht hätten, kam den Damen scheinbar gar nicht in den Sinn.

Mit freundlichem: „Gut Dag, Herr Pastor!“ reichte ihm die Mutter die fleischige Rechte. Er brauchte sich also nicht erst vorzustellen. Fast die ganze Familie war am Sonntag bei seiner Einführung in der Kirche gewesen, und groß und klein hatte ihn bei seiner Ankunft auf dem Farmhof sofort erkannt. Daher auch die allgemeine Flucht. Vor dem Maschinenagenten oder dem Hausierer wären sie nicht entflohen.

Kroostand war wohl Pastorensohn und hatte in seines Vaters Gemeinde vieles gelernt und seinem Vater vieles abgesehen, aber alles wußte er doch nicht. So wußte er z. B. nicht, daß viele Leute — o, so viele! — glauben, ein Pastor oder Lehrer müsse sie sofort wiedererkennen, wenn sie ihn ein einziges Mal begrüßt haben, mag dies auch in einer großen Versammlung geschehen sein. Sie kennen ihn ja doch.

Ein zweites, das er nicht wußte oder doch nicht bedachte, war dieses, daß man auf dem Lande bei manchen Leuten sich der gewohnten feineren Umgangsformen nicht bedienen darf, wenn man verstanden sein will.

Als er der Frau die Hand reichte, fragte er, wen er zu begrüßen die Ehre habe, und erhielt prompt als Antwort die weniger höfliche Gegenfrage:

„He?“

Da hatte der junge Mann schon eine Lektion bekommen. Er hatte aber alle seine Lebtag leicht begriffen und lernte auch hier rasch.

„Ich habe Sie nach Ihrem Namen gefragt,“ erwiderte er.

„O so!“ sagte die Frau etwas verschnupft, „ich dachte, wir hätten einander schon kennen, ich habe Sie ja schon am Sonntag die Hand gegeben, und die Lisbeth hier auch.“

Da hatte der Pastor die zweite Lektion; doch auch diese warf ihn keineswegs aus dem Sattel.

„So?“ rief er, scheinbar freudig überrascht, „eine so stattliche, große Tochter haben Sie schon? Ei, ei! Und wie ist Ihr Name, Fräulein?“

„Ich heiß’ Lisbeth Nasmeyer,“ kispelte, über und über erröthend, die in ihren Proportionen kolossale Jungfrau und spielte in Verlegenheit mit der langen Kette, die sich von ihrem sonnenverbrannten Halseschwang.

„Es freut mich, Sie beide kennen zu lernen,“ sagte Kroostand, nachdem er sich auf einen ihm angewiesenen Stuhl niedergelassen hatte, „ich

hatte gehofft, auch Herrn Näsmeher heute kennen zu lernen, der ist wohl nicht zu Hause?"

Nein, er war nicht daheim, er half einem der Nachbarn beim Dreschen. Da seine Anwesenheit auch zur Erreichung seines Zwecks nicht notwendig war, so legte der Pastor der Mutter seinen Plan in Bezug auf die Gründung einer Gemeindeschule vor und fragte sie, wie viele schulpflichtige Kinder sie habe.

Was er damit meinte, fragte Frau Näsmeher.

"Nun ja," erwiderte Noostand; "Kinder, die die Schule besuchen sollten."

Er hatte gemeint, er würde mit seiner Schule einem längst empfundenen Bedürfnis abhelfen und deshalb nicht nur ein Entgegenkommen, sondern sogar ein Entgegenwärtigen bei den Leuten finden, es schien aber nichts derartiges sich ereignen zu wollen. Frau Näsmeher sagte, sie habe im ganzen sieben Kinder, die samt und sonders noch nie in einer Schule gewesen seien — sagte dies aber in einem solchen Ton, daß der Pastor sofort merkte, daß es ihr höchst einerlei sei, ob dieselben überhaupt je in eine Schule kämen oder nicht. Dem Pastor schien dies ganz undenkbar. Wie wäre so etwas nur möglich!

"Da muß es doch Ihr sehnlichster Wunsch sein, Ihren Kindern eine ordentliche Schule zu geben, damit sie etwas Nützliches lernen," sagte er.

"O, ich weiß nich', Herr Pastorhr," antwortete die Frau; "ich hab' dor nich viel mit in Sinn."

In Pastor Noostand regte sich der alte "Nack", das junge Blut, aber er schluckte seinen Merger hinab. Er ward sich immer mehr bewußt, daß die Lektionen, die er zu lernen habe, heute förmlich auf ihn einstürmten, und er lernte sie mit allem Fleiß. Er fragte weiter, wo denn das Fräulein Lisbeth das Lesen gelernt habe.

"O, die kann auch nich' lesen!" gab Frau Näsmeher zur Antwort.

Noostand tat es leid, daß er die Frage gestellt hatte. Er vermutete, das Mädchen müsse in grenzenlose Verlegenheit geraten sein. In seinen schönen Augen lag es wie eine stumme Abbitte, als er sie zu Lisbeth erhob, doch siehe da, die Besorgnis war weggeworfen; denn das große Mädchen empfand seinen Mangel so wenig, daß es nicht nur gar nicht errötete, sondern ihn grinsend und höchst vergnügt ansah, ja — wenn er sich nicht sehr irrte — sogar versuchte, ihm unter ihren Locken hervor die schönsten Liebesblicke zuzuworfen. Den jungen Mann über-

lief fast eine Gänsehaut. Das fehlte gerade noch! War er dazu hergekommen? Er wandte sich wieder an die Mutter:

„Haben Sie nicht selber versucht, Ihren Kindern Lesen und Schreiben beizubringen?“

„No — ne —“ gab diese zur Antwort, „well, wissen Sie, Herr Pastor, ich hab' das allens selber nich' gelernt; ich bin auch nie nich' in die Schul' gegangen.“

Da fiel es unserm Pastor wie Schuppen von den Augen. Ja, nun war's klar. Daher diese schier unsaßbare Gleichgiltigkeit gegen die Schule. Wie froh war er, nicht heftig geworden zu sein! Hier war nur mit aller Güte und Langmut etwas zu erreichen. Er nahm einen neuen Anlauf:

„In der Schule werden die Kleinen auch biblische Geschichten und Katechismus lernen, werden ihren Heiland und den Weg zum Himmel finden, und das muß doch Ihr höchster Wunsch als Mutter sein; nicht wahr?“

„Ja — o, ja — das wohl, aber das allens lernen sie auch in der Kirche. Desderwegen brauchen sie doch nich' alle Tage nach die Schul'.“

Mit solchen klugen Leuten ist schlecht zu argumentieren. Gott bewahre Pastoren und Lehrer vor den „Klugen“! Am liebsten wäre Pastor Roostand auf und davon gegangen, aber ihm taten die flachköpfigen Raffen leid, die noch immer wie Prairiewölfe hinter Sträuchern und Schuppen umherstrichen. Sie waren ihm anempfohlen, und er wollte an ihnen tun, was er für recht hielt. Er hielt der Frau Gottes Befehl: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ vor und erklärte ihr denselben. Es schien vergebliche Mühe zu sein, die Näsmehern blieb, wie man zu sagen pflegt, auf ihren neun Augen stehen.

Ein Pastor darf auch manchmal Diplomat sein, und wenn er seine Kenntnisse in der Psychologie mitspielen läßt, so ist das nicht nur kein Unrecht, sondern oftmals geradezu geboten. Pastor Roostand sah, daß er wieder andere Saiten aufziehen müsse, und er tat's. Er schlug den Ton an, der ihm jetzt der einzige zu sein schien, der seinen Zweck erreichen dürfte gegenüber solcher Unwissenheit.

„Frau Näsmeher,“ begann er, „Sie sind, auch wenn Sie in keine Schule gekommen sind, eine ganz vernünftige Frau (er mußte hier allerdings an die Loden und die Juwelen denken), mit der sich reden läßt. Wie Sie wissen, sind hier an der Creek alle Kinder gleich unwissend. Wenn wir nun eine Schule anfangen — und angefangen

wird sie! — und alle anderen Frauen aus der Gemeinde nehmen die Gelegenheit wahr, ihre Kinder etwas Nüchternes lernen zu lassen, dann werden Sie Ihre Kleinen doch sicher nicht hintenan stehen lassen; denn Ihre Kinder sind doch wohl ebenso gut und gescheit wie die der anderen Frauen; nicht wahr?"

„Das wollt' ich meinen! und auch wohl noch'n ganz Teil besser als manche!“ beeilte sich die dicke Matrone zu rufen.

„Na, also!“ fuhr lächelnd der Pastor fort, „dann kann ich mich wohl darauf verlassen, daß Sie Ihre Kinder schiden?“

„Well, was haben denn die anderen Frauen gesagt?“

„Noch gar nichts. Sie sind die allererste, die ich besucht und darum angesprochen habe.“

Ein Freudenschein geschmeichelten Stolzes ging über das dicke Gesicht, das eine Zeitlang etwas umwölkt gewesen war.

„Well denn, Herr Pastohr, dann sagen Sie nur zu die anderen Frauen, daß die Nämeherske die erste war, wo ihre Kinder versprochen hat. Sie sollen sie alle haben, auch die Lisbeth, aber die soll wohl für ein Schulmädchen zu groß sein. Für was anderes tät sie Ihnen wohl besser passen — hä — hä — hä!“

Wie der junge Mann über diesen Witz hinweggekommen ist, hat er hernachmals nie recht anzugeben gewußt. Er erinnerte sich bloß, daß er auf irgend eine ziemlich passable Weise aus der Sache herausgetroffen war, ohne den beiden Goldgelockten vor den Kopf zu rennen.

Er hatte vorgehabt, sich die wilden Flachsköpfe zitieren zu lassen, um sich die Dinger in der Nähe zu betrachten und vielleicht mit ihnen eine Art Waffenstillstand zu schließen, aber vor Schrecken über die mütterliche Freundlichkeitsaufwallung hatte er alles das vergessen und war so bald als möglich weiter gefahren. Er atmete erst frei auf, als er, von einer Staubwolke umhüllt, die Landstraße hinaus zur nächsten Farm dahinsauftete.

Die brave Nämehern aber ranzte ihr gewaltiges Töchterlein, das mit gefalteten Händen in großer Andacht ausgerufen hatte: „O Mutter, wat'n glatten Kirl is hei!“ in nicht allzu zarter Weise an:

„Yes, dat is hei, un Du büst en grot Kalf, willst dat woll weeten? Hest dor seten as en Uhl un' nix seggt. Harrst Du nich' ok mal wat seggen kunnt? Up d e Ort kriegst Du em nich, dat lat Di seggen. Dor mott ein en beten brieft sin. Ja heww mi argert. Nu treck Di man wedder ut, to!“



„Für was anderes tät sie Ihnen wohl besser passen.“

Den Pastor ergriff ein Unbehagen, fast ein Grauen, als er auf den nächsten Farmhof fuhr. Seine Erlebnisse auf der Rasmeherschen Farm hatten ihm fast die ganze Freude an seinem schönen Vorhaben verdorben. Möglicherweise konnte ihm hier etwas Ähnliches, vielleicht noch etwas Unangenehmeres passieren. Herr Pastor Hager hatte ihm gesagt, daß die Unwissenheit in der Gegend allgemein sei, daher war es sehr wahrscheinlich, daß er so ziemlich auf allen Farmen dieselbe Gleichgiltigkeit gegen seine Reform finden werde, und er machte sich darauf gefaßt.

„Ja, du hast A gesagt, nun mußt du auch B sagen. Es ist bei den Leuten nicht Bosheit, sondern reine, unterfälschte Unwissenheit —“ so predigte er sich selbst auf seinem Buchboard — „mit der Zeit werden

sie schon zur rechten Einsicht kommen. Und wenn sie dir lieber ihre großen Töchter schenken wollen als die kleinen — aufbinden werden sie sie dir doch wohl nicht ohne deinen Willen. Also nur weiter!"

Die Sache verlief weit besser, als er erwartet hatte. Daß seinem Vornehmen im ganzen ein besonderer Enthusiasmus entgegengebracht worden wäre, ließ sich nicht konstatieren; man nahm ihn persönlich mit größerer Herzlichkeit auf als seine Schulsache; es fehlte eben an richtigem Verständnis; doch fand Roostand auch einzelne Familien, die die Schule mit heller Freude begrüßten, was ihn dann wiederum alle erfahrene Unbill vergessen ließ. Es ist doch ein schönes Ding um ein sonniges Gemüt.

Die drei Tage, an denen unser Pastor seine Rundreise per Buckboard fertig zu bringen gehofft hatte, waren um. Der Samstag mit seinem Predigtmemorieren kam, und noch hatte er erst elf Familien besuchen können, teils deshalb, weil die Gemeindeglieder oft sehr weit im Lande zerstreut wohnten, teils weil er meistens auf den einzelnen Farmen recht lange aufgehalten wurde. Aus seinem Plan, die Schulangelegenheit schon am Sonntag der Gemeinde zur Beratung vorzulegen, wurde daher noch nichts, doch redeten ihn nach dem Gottesdienst so viele Leute daraufhin an, daß er höchst vergnügt und mit neuem Mut am Montagmorgen abermals sein Buckboard bestieg, um weiter zu missionieren.

So kam der nächste Sonntag. Die Rundfahrt war beendet. Der Pastor hatte alle seine Gemeindeglieder aufgesucht. Leider hatte er auf den allerwenigsten Farmen den Hausherrn selbst angetroffen, da die Männer vielfach gerade damit beschäftigt waren, ihr soeben ausgedroschenes Getreide auf den Markt zu fahren.

Als der Gottesdienst beendet war, bat Pastor Roostand die stimmberechtigten Gemeindeglieder, zu einer Versammlung am Nachmittag in der Kirche zusammen zu kommen. Sie erschienen auch fast vollzählig. In einer wohlbedachten Rede legte ihnen der Pastor die Schulangelegenheit vor und forderte die Gemeinde auf, sich nun darüber auszusprechen.

Wie gewöhnlich folgte dieser Aufforderung eine schier mit Händen greifbare Stille. Wie die weisen Häupter arbeiteten! Wie tief sie dachten! Nach und nach neigten sich einige dieser gedankenschweren Häupter einander zu, und ein Geflüster entstand, das von Sekunde zu Sekunde an Umfang und Allgemeinheit zunahm, bis es im Raume

furrte und summtte wie in einem Hummelnest, aber kein Mensch sagte ein lautes Wort. Der Pastor, der wohl wußte, daß gut Ding Weile haben will, wartete in aller Geduld und beobachtete dabei durchs Fenster einen Mehrgervogel, der draußen auf der Kiegelfenz Käfer fing und sie an einem Dornbusch aufspießte. Er glaubte, daß sich schon jemand zum Wort melden werde, wenn der erste Schrecken überwunden sein würde. Letzteres dauerte aber recht lange. Endlich ward es dem Pastor doch zu lang, und er bat eindringlich, man möge doch seine Ansicht über den Plan und die Möglichkeit seiner Ausführung aussprechen. Da hörte das Flüstern und Summen zwar auf, aber zum Wort meldete sich noch niemand.

Der Pastor hatte sich, als er vor Beginn der Versammlung diejenigen Leute, die er bisher noch nicht persönlich kennen gelernt hatte, vorstellen ließ, einige der Namen gemerkt und wandte sich nun direkt an einen jener neuen Bekannten:

„Herr Mast, wollen Sie uns nicht sagen, was Sie von der Einrichtung einer Schule halten?“

Der Mann zuckte zusammen und wurde feuerrot. Der arme Kerl hatte in seinem Leben noch kein Wort in einer Versammlung geredet, es lag ihm auch auf der Welt nichts ferner, als dies jetzt zu tun. Er fuhr sich in Verlegenheit ein paarmal über seine Glaxe, grinste verzweifelt und schwieg. Aus Angst, noch einmal angerebet zu werden, wagte er es von da an gar nicht mehr, den Pastor anzusehen.

„Nun dann, Herr Padberg, wie stehen Sie zu der Angelegenheit? Was sagen Sie dazu?“ wandte sich Pastor Noostand an einen andern Mann.

„Jau, Herr Pastohr — well, was soll ein' dazu sag'n?“

„Nun, Ihre Ansicht darüber, ob überhaupt der vorgelegte Plan Ihre Billigung findet und wie seine Ausführung erzielt werden kann, u. s. w.“

„Billig? Das kömmt nich' so billig, wie Sie woll glauben.“

„Das meine ich nicht. Ich fragte Sie, ob Sie die Sache gutheißen.“

„O! — na — well, gut mag das ja woll allens fein — aber —“

„Was aber?“

„O, nix.“

Der junge Pastor biß sich auf die Lippen, doch gab er noch längst nicht auf. Er wußte, er hatte den lieben Gott auf seiner Seite und

mußte schließlich doch gewinnen; deshalb nahm er einen neuen Anlauf: „Herr Wolter, wollen Sie sich nicht aussprechen,“ rief er einem dicken Farmer zu, der in behäbiger Ruhe seinen Tabak kaute und dabei mit außerordentlicher Treffsicherheit immer nach einem Astloch im Fußboden spuckte.

Wolter zielte erst noch einmal, traf wie gewöhnlich, räusperte sich und sagte:

„Ich wollte 'mal erst hören, was Kriskan Regel sagt.“

„Nun also, Herr Regel!“ wandte sich der Pastor an einen kleinen untersehten Mann mit einem grauen Ziegenbart. Das Männlein hatte von Anfang an dageessen, die Lippen zusammengekniffen, und hatte den runden Kopf mit den kleinen, grauen Augen bald auf die linke, bald auf die rechte Seite gelegt und die kurzen, dicken Daumen umeinander gewirbelt. Er machte den Eindruck, als wenn er sein Urtheil über des Pastors Plan längst gebildet und bloß darauf gewartet habe, aufgefordert zu werden, seinen Standpunkt klar zu machen. Als nun diese Aufforderung erfolgt war, sprang er auf die kurzen Beine und rief:

„Herr Pastor, mit die Schul' is das so'n Ding. Das geht nich'. Was soll dor aus werden? Ne, sag' ich, das geht nich'. Meine Frau is dor auch ganz gegen — — —“

„Ich bitte Sie, Herr Regel,“ unterbrach ihn der Pastor, „Ihre liebe Frau war, als ich mit ihr darüber sprach, sehr für die Schule eingenommen.“

„War sie auch, ja, freilich, aber jetzt is sie nich' mehr; un' welche von die annern Frauens auch nich' mehr, un' das kommt — — —“

„Deiß schloag oaner do' lang hin!“ fuhr der alte Rösch auf, „dös lieggt m'r a, zu vernehme, wos dös Wabervolk si z'sammedratscht! Dös fehlt a no'! Gukgugguk no amol, hascht net selbscht Berschtehst mi in der Mansard, Regel, daß D' muscht nofrag'n bei dene Waberleut?“

„Wat will de Kirl?“ schrie Regel kirschröt im Gesicht, „wat will hei? Dütt is 'ne dütsche Gemeene; wenn de Kirl englisch köhren will, denn mag hei dat buten dohn! Herr Pastor, ich frage Ihnen, sünd wir deutfsch oder englisch?“

„Deutsch, deutsch, lieber Herr Regel, deutsch an Leib und Seele. Herr Rösch hat übrigens auch deutsch gesprochen.“

„Well, wenn das Deutsch war, denn bün ich woll samaritisch.“

„Lassen Sie das jetzt ruhen, Herr Regel,“ bat der Pastor, „und

fahren Sie fort in dem, was Sie vorhin begonnen hatten. Sie sagten zu meiner Verwunderung, daß einige Frauen der Gemeinde, die anfangs für die Schule eingenommen waren, jetzt anderer Ansicht geworden seien. Wie kam denn das?

„Jau, das is so'n Ding. Eine Schul' is doch for Kinder, aber jetzt haben's meine beiden Mädels, die Vizzie un' die Emma alle beide, im Kopp gekriegt, sie wollen auch in die Schul', un' die ein' is all 21 un' die annere 19 Jahr' alt. Un' was den Ranten seine Ratie is, die will dor auch hin un' Nasmehers Lisbeth auch un' noch mehr, un' alle find sie so gegen 18 bis über 20 Jahr' alt — —“

„Jau, das's wahr,“ rief eine Stimme von hinten her, „meine Mina will auch un' Osterholtens Marie auch.“

„Yes, un' meine Sophie hat auch all darvon gesagt,“ ließ sich ein anderer hören. Das darauf folgende Richern war sehr deutlich.

„Liebe Brüder,“ nahm der Pastor errötend das Wort, „lassen Sie uns die Sache in aller Ruhe besehen. Daß sie eine solche Wendung nehmen würde, habe ich nicht geahnt. Von einer Schule, die von erwachsenen Personen besucht werden soll, ist nicht die Rede.“ Und nun erklärte er die Angelegenheit noch einmal, erwähnte auch, daß er später vielleicht eine Abendschule für Erwachsene einrichten werde, wenn er die Zeit dafür gekommen zu sein glaube; und als er nun das große Hindernis aus dem Wege geräumt zu haben meinte, fragte er noch einmal, was man jetzt von dem Plan halte.

Da erhob sich Herr Schmitt feierlich, strich ein paarmal mit der Hand durch den vernachlässigten roten Bart, blickte einige Male hinauf zur Decke und sagte, er habe immer den imperfekten Mangel an arrivierter Wissenschaft in dieser Gegend tief in seiner Gesinnung empfunden, weshalb er auch, seit er sich hier vor einigen Jahren niedergelassen, des sozialistischen Umgangs mit einer Nachbarschaft von so inoffensivem Bildungsgrad in gleichsam aristokratischer Weise sich enthalten und — man könne sich so ausdrücken — sehr unisono gelebt habe. Um so mehr müsse es seine klassisch enthusiastisierte Seele mit Wonne erfüllen, zu sehen, daß es jetzt endlich in dieser Finsternis hell werden solle. Was er zu diesem facta beitragen könne, solle prompt geschehen. Er habe sich die Sache reiflich überlegt. Ohne Lehrer könne keine Schule bestehen, darum habe er sich entschlossen, seine schönen Erkenntnisse in der Wissenschaft, denen er in den leztbergangenen Tagen nachgespürt und die er dank früherem Eifer in wunderbar konservativem Zustand noch

vorgefunden habe, der lieben Gemeinde zu Diensten zu stellen für eine Vergütung von \$500 per anno nebst freier Behausung. Er tue dies um so lieber, als er nun dahinter käme, daß er bisher seinen Beruf verfehlt habe.

Schon als der Mann sich erhob, entstand in der Versammlung eine Unruhe, die sich bei jedem Satz steigerte. Die braven Farmer machten Gesichter, als ob ihnen Ameisen am Genick heraufströchen. Eine besonders ausgesprochene, fast grauenhafte Wirkung brachte Schmitts Rede auf dem Gesicht des alten Schäper hervor. Die grauen, sonst gutmütig dreinblickenden Augen quollen fast aus ihren Höhlen, sein weißer Bart wie die wenigen Reste seines Haupthaars schienen sich zu sträuben, sein



Gesicht wurde bald krebsrot, bald aschfahl. Krampfhaft umspannten seine schwieligen Hände die Lehne der Bank vor ihm, während seine Augen jedes Wort Schmitts aufsaugten.

Raum hatte dieser seine schöne Rede geschlossen, als Schäper aufstand. Der Grimm schnürte ihm fast die Kehle zu, sein Unterkiefer bebte, daß der Bart auf- und abflog, dennoch beherrschte er sich so meisterhaft, daß er in Ruhe hervorbrachte:

„Da erhob sich Herr Schmitt feierlich.“

„Geh heim, Smitt, geh heim, de Swin sünd in Din Korn. Paß man auf, daß sie Dich nich' auch in Deine konservative Wissenschaft kommen. Korn haste keins, wie immer, kannst daher auch keins verkaufen. Wennste aber, wie Du sagst, noch so'n düchtigen Vorrat von Wissenschaft an Hand hast, denn süß', daß Du den loschlägst, un' denn komm un' bring die fünfundzwanzig Cent als Pastohrlohn.“

Ein nur wenig unterdrücktes Gelächter lief durch die Versammlung, und mehrere Stimmen riefen: „Dat's recht! Dat segg id' ok!“

Dem jungen Pastor tat dieser Auftritt in der Seele weh, er versuchte, sich Gehör zu verschaffen, doch Herr Schäper, der mit seltener Klugheit wahrnahm, daß gerade jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, da des Pastors Plan durchbringen könne, behauptete, er habe noch das Wort, und wandte sich an die Gemeinde.

„Wenn wir noch nich' gewußt hätten, wie dumm daß wir sünd, denn hätten wir's nu durch den Smitt ausgefunden, aber wir haben's gewußt. Wir Alten haben Lesen un' Schreiben gelernt un' auch woll was mehr, aber bei unsere Kinner is's wirklichen dunkel. Sie wissen nix und lernen auch nix. Daß das dor damit aber anners wird, daß dor Licht 'nein kömmt, dor brauchen wir keinen Mann zu, der seinen Beruf verfehlt hat. Das bringt unser Pastohr schon allein zuwege. Dorum slag' ich vör, daß wir in Gottes Namen die Schul' anfangen. Wir können es un' sünd es unsere Kinner schuldig.“

Schmitt hatte mit seiner Rede, ohne es zu wollen, ja, ohne es zu ahnen, dem Pastor die Wege geebnet. Was alle Ueberredungskunst und jedes Appellieren von seiten des Pastors an die Vernunft nicht zuwege gebracht hatten, das gelang der allgemeinen Opposition gegen den rotbärtigen Mann, dessen ganzes träges und anmaßendes Wesen jeden ordentlichen, fleißigen Farmer abstieß. Den Stein des Anstoßes, daß die erwachsenen Töchter vielleicht der häuslichen Arbeit, in der sie so nötig waren, durch die Schule entzogen werden möchten, hatte Pastor Noostand bereits aus dem Wege geräumt. Nun gab es nur noch einen Punkt, der überwunden werden mußte, und das war der Punkt, der in allen Gemeinden, besonders aber auf dem Lande, der schwerwiegendste ist: der leidige Geldpunkt.

Als Schäper seinen Vorschlag machte, meldete sich sofort ein Mann, der bisher mit verdrossenem Gesicht dageessen und unentwegt das durch die ganze Länge der Kirche laufende Ofenrohr betrachtet hatte, zum Wort und sagte:

„Das is oll reit, Schäper, abers das löst't wat; wer tut daför bezahlen?“

Ehe Schäper darauf antworten konnte, erhob sich der junge Pastor und erklärte, daß er es als ganz selbstverständlich ansehe, daß er als Pastor sich auch der Jugend annehme, und dies mit Freuden unentgeltlich tun würde, wenn die Gemeinde an ihrem Teil nur das Schulhaus — feinetwegen aus Baumstämmen, die sie ja im nahen Walde fast umsonst erhalten könnten, — herstellen wolle.

Da war es, als ob die ehernen Bande, die bisher die wackeren Farmerherzen umspannt gehalten, plötzlich zersprungen seien, als ob ein jeder aus tiefinnerster Seele herauf rief: „Ja, Bauer, das ist ganz 'was anderes!“ Ein allgemeines Aufatmen der Erlösung, ein Murmeln der größten Befriedigung ging durch den Raum, und mehrere Stimmen riefen durcheinander: „Du leime Tib, worüm hat hei dat nich' gliest seggt, denn so wören wi dor all lang mit förig!“ „Dat's recht, so mot't sin!“ „Jau, denn man tau!“ „Jä slah dat vör!“ u. s. w.

Einer fragte noch in aller Bescheidenheit, ob denn der Pastor auch die Bücher und Tafeln frei liefern würde. Das war wieder Wasser auf des alten Schäpers Mühle. Seinen knorpeligen Zeigefinger gegen den Frager ausstreckend, rief er:

„Jau, yes, Kork, alle Bücher un' Tafeln frei, die Schuh' un' Strümpfe un' Hosen auch, um Mittag kocht er die Rinner ein Kalbsbraten mit Krewi un' denn nach die Schule 'snachmdags gibt er sie ein Buddel Pap; 's wird schön, Kork, 's wird schön!“

Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß „Kork“ später ohne Widerstreben seinen Kindern Tafeln und Bücher selber kaufte.

Das Resultat der Versammlung war, daß die Gemeinde fast einstimmig beschloß, dem Pastor zu gestatten, in Gottes Namen seine Schule anzufangen. Es wurde sofort ein Baukomitee eingesetzt, das in der kommenden Woche schon Schritte tun sollte, ein Schulgebäude zu errichten. Und weil man eben doch einmal Zimmerleute engagieren müsse, so solle auch das Pfarrhaus ausgebessert und bewohnbar gemacht werden; denn geschehen müsse dies ja doch einmal.

Seelenbergnügt fuhr der junge Pastor heim, mit dem alten Schäper, der unterwegs tief beklagte, daß es in der Welt so viel Menschen gebe, die absolut kein Genie hätten, sich daher nicht genierten, mit irgend einer „Ausverschämtheit“ hervorzutreten. Es tat ihm sichtlich wohl, daß er hinzusetzen konnte: „Wir haben sie's aber gut gegeben.“

Jack Roostand träumt von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.



Die Sonne war im Prairiozean untergegangen, die Nacht über die Ebene heranketrochen, die Prairie ging zur Ruhe. Es war auf der an sich schon so stillen Prairiewelt nun sehr still geworden. Selbst der sonst immerwährende Wind, der den ganzen Tag über im langsam absterbenden Laube der Obstbäume wie des „Windbreath“* ohne die geringste Unterbrechung gerauscht, hatte sich gelegt. Nur das Zirpen der Grillen im dürrn Grase tönte noch fort. In langen Zwischenräumen erscholl der schaurige Ruf einer Eule, und hin und wieder ließ sich das klägliche Gebell eines hungrigen Coyote aus weiter Ferne vernehmen, das von einzelnen Farmhunden in ebenso weiter Ferne erwidert wurde. Im tiefen Staube der nach Karthago führenden Landstraße rasselte ein einsames Gefährt dahin, bis auch sein Geräusch endlich in Nacht verhallte. Dann wieder tiefe, tiefe Prairiestille ringsumher.

O, jene einsamen, todtstillen Abendstunden auf der Prairie! Das ist die Zeit, da den Städter, der sich etwa zur Erholung, zur Kräftigung seiner Nerven bei Freunden oder Verwandten auf der Prairie aufhält, das grenzenloseste Heimweh ergreift, ein Heimweh, das ihn jegliches Unwohlsein, alle Nervenschwäche vergessen läßt. Die große Stille, von der er sich so viel versprochen, ist ihm qualvoll; die enorme Einsamkeit, in die er sich eine Zeitlang hatte gleichsam begraben wollen, erregt ihm Grauen.

Das Puffen der Lokomotiven — gibt es schönere Musik? — das Rasseln und Klingeln der Straßenbahnwagen, das Summen in den Telephondrächten dicht vor den Fenstern der Häuser, das endlose Rappeln vorüberfahrender Wagen und das Trappeln zahlloser Hufe auf dem harten Straßenpflaster — der ganze heillose Lärm der Stadt,

* Mehrere Reihen dicht aneinandergesetzter, wetterharter Bäume an der Nord- und Westseite der Farmgehöfte zum Schutze gegen die eifigen Winde des Winters.

der ihn, wie er glaubte, krank gemacht hatte und ihn hinausgetrieben in die „ländliche Stille“ — o, wenn er ihn doch plötzlich umtobte, ihn einhüllte, ihn — labte wie mit Balsam aus Gilead — nur auf ein Viertelstündchen, dann — glaubt er — dann könne er das Leben auf der Prairie noch ein paar Tage aushalten.

Das ist aber nicht möglich. Die Einsamkeit wird, je weiter der Abend fortschreitet, immer einsamer, die Stille von Viertelstunde zu Viertelstunde immer stiller. Sie scheint ihm tatsächlich in den Ohren zu knäsen. Hier muß er ja den Verstand verlieren! Er kann's nicht länger ertragen, er geht zu Bett, felsenfest überzeugt, daß das Stadtleben das einzige menschenwürdige Dasein auf Erden ist, fest überzeugt auch, daß sein ganzes Nervenleiden, beim rechten Licht betrachtet, gar nicht von solcher Bedeutung gewesen ist und ganz entschieden nicht durch das Stadtleben verursacht war.

Mit dem festen Entschluß, daß er, wenn der Farmer ihn zur Eisenbahnstation fahren kann, schon morgen wieder nach Hause zurückreist, schläft er ein. Noch einmal fährt er auf, sein Herz klopft so; denn — schon drüben im Lande der Träume — ist ihm plötzlich der beseligende Gedanke gekommen, daß er auch wohl die Station zu Fuß erreichen kann, es sind ja bloß etwa dreizehn Meilen dorthin.

Wie aber, wenn der ehemalige Städter in der Stadt nichts mehr zu suchen hat? Wie, wenn er nicht mehr dahin zurückkehren darf, wenn ihn sein Lebensberuf auf die Prairie bannt? — —

Der junge Pastor Noostand, dem das Landleben im allgemeinen etwas Neues und das Leben auf der Prairie im besondern etwas ganz Fremdes war, hatte seinen Ruf nach dem wilden Westen mit Freuden angenommen. Welcher andere mutige, gesunde, romantisch angehauchte junge Mann würde nicht dasselbe getan haben? Gab's doch dort draußen noch etwas zu erleben! Die Erfahrungen im Amte würden dort dieselben sein wie überall, aber das Leben auf der Steppe selbst, was mußte nicht alles damit verbunden sein! Wie würde er dereinst erzählen können, wenn er mit seinen Studiengenossen wieder einmal zusammentreffen würde, die ihm am Tage der Berufsverteilung bedauernd auf die Schulter geklopft hatten mit der Bemerkung: „Du tust mir leid, Jack, daß Du Dich dort draußen sollst begraben lassen!“

Wie hatte er damals gelacht! Er — und sich begraben lassen? Fiel ihm ja im Schlaf nicht ein. Leben wollte er, „kolossal leben“, und viel e r leben. Ha, das Leben auf der Prairie sollte ihm passen wie:

kein anderes. In Städten, auf gepflasterten Straßen, in weichen Kleidern und in der Könige Häusern mochten andere sich wohl fühlen — für ihn, den Jack, die Prairie! Möglicherweise übten auch die gelesenen Lederstrumpf-Erzählungen ihren Einfluß aus, genug, Jack zog mit Lust und Freude gen Westen.

Diese Freudigkeit hielt auch noch jetzt stand. Seine bisherigen Erlebnisse und Erfahrungen hatten nicht vermocht, sie ihm zu rauben, wenn denselben auch nicht besonders viel Lederstrumpftartiges anzumerken gewesen war. Trotz alledem konnte es der junge Mann nicht leugnen, daß er doch manchmal recht einsam sei; dennoch konnte er den Wunsch nicht unterdrücken, daß ihm doch, wenn auch nur hin und wieder, ein anderer, ihm und seinem Bildungsgrade angemessener Umgang beschieden wäre.

Seine Wirtsleute bemühten sich allerdings sehr, ihm das Leben in der Fremde so angenehm als möglich zu gestalten; namentlich sorgte Frau Schäper mit mütterlicher Ueorglichkeit dafür, daß „ihrem Passlohr“ ja nichts abging. Das sah und fühlte der junge Pastor recht gut, und er hätte nicht Jack Noostand sein müssen, wenn er es die guten Leute hätte merken lassen, daß er sich trotz alledem einsam bei ihnen fühle.

In stillen Stunden aber — und derselben wurden, je mehr das Neue der Sache schwand, nicht weniger, sondern mehr — stiegen Erinnerungen an die schöne Vergangenheit in seiner Seele auf, an die schöne Vergangenheit mit ihrem Leben, mit ihrer schönen College- und der fast noch schöneren Seminarzeit. Wie hatte man da einander verstanden! Wie war er auf die Ideen seiner Freunde, wie waren diese auf seine Ideen eingegangen!

Hier verstand man ihn so wenig. Sowie einmal die Rede auf Dinge kam, die nicht mit der Prairie, der Farm oder der Viehzucht zusammenhingen, wurde die Unterhaltung einseitig, und es kam nicht selten vor, daß das alte Ehepaar darüber sanft einschlief. Der Umgang mit den beiden Söhnen der Leute, wenn dieselben wirklich einmal zu Hause weilten — sie zogen mit ihrer Dreschmaschine weit im Lande umher von Farm zu Farm — war auch nicht von Belang.

So war es auch heute abend wieder gewesen. Den Tag über hatte der Pastor fleißig gearbeitet. Morgens hatte er Frau Schäper beim Verpflanzen von Stecklingen geholfen, danach stundenlang über seinen Büchern gesessen und am Nachmittag ein altes, rheumatisches Mütterchen weit draußen auf der Prairie besucht, bei welcher Gelegenheit er

unterwegs auf einem Pferde seines Wirts Reitkünste geübt hatte. Nach dem Abendessen aber hatte er sich mit Schäper auf die Veranda gesetzt und geplaudert.

Anfangs war die Unterhaltung recht lebhaft gewesen, besonders als sich ihnen die brave Hausfrau zugesellte und die Rede auf seine heutigen Erlebnisse brachte; nach und nach aber erlahmte sie. Die beiden Alten ermüdeten gar so bald. Die Frau gab sich zwar die größte Mühe, munter und bei der Sache zu bleiben, allein sie konnte beim besten Willen das Gähnen nicht unterdrücken; es überkam sie immer wieder, bis sie die Quälerei satt hatte und mit einem freundlichen „Gut Nacht!“ davonging. Der alte Mann machte weniger Federlesens. Er gähnte von seinem Schaukelstuhl aus ein paarmal greulich in die Dunkelheit hinaus, faltete die Hände vor dem Magen und stemmte die Füße gegen einen Pfosten der Veranda, und als der Pastor eine Frage an ihn richtete, erhielt er keine Antwort, wohl aber deutete gleich darauf ein gesundes Schnarchen an, daß der Greis für die Dinge dieser Welt momentan kein Interesse mehr habe.

Da saß denn der junge Pastor wieder allein mit seinen Gedanken, wie in letzter Zeit schon so oft, horchte hinaus in die totenstille Prairie und sah hinauf nach den Sternen, die dort oben funkelten und leuchteten und, wie er, stille Wacht hielten. Seinem lauschenden Ohre entging kein Laut, der die Stille unterbrach. Er hörte den Eulenschrei und das leise Gekläff des Coyote. Er vernahm auch das ferne Rappeln des Wagens auf der Karthago Road, und gar seltsame Traumgedanken durchzogen seine junge Seele. Wer mochte dort so einsam fahren, und wohin ging die Fahrt? Vielleicht gar zur Eisenbahnstation und auf der Bahn weiter nach Kansas City und St. Louis und wieder weiter durch Illinois und Indiana hinein nach Ohio, in Städte, wo es Leben gab, wo um diese Abendstunde die Kinder noch auf den Straßen jubelten, wo Glocken klangen — o, Glockenklang! — wie lange hatte er ihn nicht mehr gehört! — wo aus diesem oder jenem hellerleuchteten Hause Musik erklang — o, wie lange hatte er keinen Ton Musik vernommen! — wo Lokomotiven pufften, vielleicht auch Dampfboote brüllten, wo es Menschen gab — der Menschen — ach, — so viele!

Hätte er von all jenen Menschen nur ein einziges Wesen hier auf der Prairie, das mit ihm dachte und mit ihm fühlte, so wie er dessen bedurfte, das mit ihm sich freute, wenn er sich freute, das mit ihm trügte, wenn eine Last sich auf seine Seele legte!

O, er kannte ein solches Wesen, dem er dies alles zutraute — ein holdes, liebreizendes Mädchen, weit, weit von hier, dort, wo die größten Ströme des Landes zusammenfließen. Er hatte dasselbe schon als Anabe im stillen „sein Mädchen“ genannt und später, als er herangewachsen war, die Zeit herbeigesehnt, da es sich einmal selbst so nennen würde; aber jene Zeit war nicht gekommen. Seit jenem unvergeßlichen Wintertag vor mehr als drei Jahren, an dem das Mädchen unerwartet im College erschien, um den schwerkranken Bruder mit in die Heimat zu nehmen, und an dem sie, wie er glaubte, ihm zu verstehen gegeben hatte, daß seine lange gehegte Hoffnung, sie einst zu gewinnen, vergeblich sei, hatte er Amanda Leonhardi nur ein einziges Mal wiedergesehen. Als er damals von ihr Abschied genommen hatte, war sein Stern untergegangen und nie wieder emporgestiegen.

Zwar hatten später viele brave, begehrenswerte Mädchen des nun völlig zum Mann Herangereiften

Pfad gekreuzt, manch schönes Augenpaar hatte ihn mehr oder minder deutlich merken lassen, daß ihm Jact Noostand nicht unangenehm war, aber er hatte getan, als beachtete er es nicht, hatte es auch in der That nicht beachten wollen. Er hatte, um auf andere Gedanken zu kom-



Da saß denn der junge Pastor wieder allein mit seinen Gedanken.

men und um sein verwundetes Herz zur Ruhe zu bringen, sich mit doppeltem Eifer auf seine Studien geworfen und ganz besonders auch die Musik aufgenommen. Pianospiele hatte er schon als Knabe gelernt, aber, wie die meisten Jünglinge, später vernachlässigt. Nun hatte er es wieder aufgenommen. Ganz besonders aber hatte er, als er das Predigerseminar besuchte, Sorgfalt auf die Entwicklung seiner schönen Stimme verwandt, hatte bei guten Musiklehrern Gesangunterricht genommen und in der That sehr schön singen gelernt, was ihm selbstverständlich nicht nur viele Häuser, sondern auch Herzen geöffnet hatte.

Ach, das waren schöne Zeiten gewesen! Der junge Pastor mußte sich besinnen, ob er, der jetzt fern von aller Civilisation, draußen auf der Prairie neben dem alten, schnarchenden Farmer saß und in die Nacht hinausträumte, wirklich derselbe Jack sei, der damals in so vielen Parlors der großen Stadt gesungen und sich in seiner Gesellschaft bewegt hatte. Immer neue Erinnerungen stiegen in ihm auf. Ja, sein Singen war es ja auch gewesen, durch das er einst ganz unberhört und unerwartet sein einstiges Lieb wiedergesehen hatte.

Wie deutlich kam ihm alles wieder! Es war kurz vor Schluß seines letzten Studienjahres gewesen, also nur einige Monate, ehe er auf die Prairie hinausgezogen war, da hatten die vereinigten Kirchenchöre in St. Louis eines Abends ein Konzert gegeben in einer großen gemieteten Halle. Die Studenten des Seminars hatten mitgewirkt, unter ihnen natürlich auch er, den man noch besonders für ein Gesangsolo engagiert hatte.

Er hatte auf der Bühne seinen Sitz bei den Tenoristen gehabt, von wo aus es ihm möglich gewesen war, das ganze lichtüberstrahlte Auditorium frei zu überblicken.

Die erste Nummer auf dem Programm, eine Orchesterpiece, während deren Vortrag die Türen des Saales geschlossen gewesen waren, war eben zu Ende gebracht und die Türen wieder geöffnet worden, als unter anderen auch ein junges Paar eintrat und den Hauptgang im Parkett herabschritt.

Jack hatte an dem Abend bereits viele junge Paare hereinkommen sehen, sogar viele derselben gekannt, doch als dieses Paar näher gekommen war und Platz genommen hatte, war er plötzlich bleich geworden, und das Herz hatte ihm wollen stehen bleiben; denn in der jungen Dame des Paares hatte er sofort seine erste und einzige Liebe wieder erkannt.

Ja, sie war es gewesen, daran war nicht zu zweifeln. Er hätte sie aus Hunderttausenden herausgefunden; denn für ihn existierte kein anderes weibliches Wesen, das ihr an Anmut und Schönheit gleichkam. Ihre graziösen Bewegungen, ihre ganze Haltung waren es ja gerade gewesen, die ihn schon als Knaben auf sie aufmerksam gemacht hatten. Daran hatte er sie eben auch wiedererkannt. Wie wenig hatte sie sich



— der damals in so vielen Parlors der großen
Stadt gesungen.

in den Jahren, seit er sie nicht gesehen, verändert! War überhaupt eine Veränderung an ihr vorgegangen, so war Amanda nur noch anmutiger geworden. Und sie, sein Ideal, sein Lieb von Jugend auf — sie mußte er sehen an der Seite eines andern Mannes!

Da war es um seine Ruhe geschehen. Seine ganze, mit vielem Kummer begrabene Zuneigung zu dem Mädchen war mit einem Schlage wieder lebendig geworden und aufgewacht, und der alte Schmerz durch-

zuckte sein Herz.

Wohl hatte die nächste Nummer auf dem Programm längst ihren Anfang genommen, der Massenchor stand und sang, das Orchester spielte, die gewaltige Orgel im Hintergrund der Bühne brauste, und er selber stand wie die anderen Sänger und sang, aber er sang mechanisch. Sein Körper sang, aber seine Seele weilte drüben bei dem jungen Paare, und seine Augen flogen immer wie-



In der jungen Dame des Paares hatte er sofort seine erste und einzige Liebe wieder erkannt.

der über das Notenheft weg, hinüber zu der weißgekleideten Gestalt des jugendlichen Weibes, das dort neben seinem Begleiter im Sitz lehnte.

Wie hatten an dem Abend die Gedanken in seinem Kopfe einander gejagt! Wie viele Fragen hatten sich ihm aufgedrängt! Hatte ihn Amanda bereits bemerkt und erkannt? Sie hatte es nicht merken lassen. Hatte sie seinen Namen auf dem Programm, das sie nachlässig in ihren Händen hielt, entdeckt? Wie würde sie sich verhalten, wenn er nachher auftrat und sang?

Mit Schrecken fast gedachte er seines Vortrags. Würde er überhaupt singen können? Mit blutendem Herzen singt sich's gar schwer. Sollte er beim Dirigenten plötzliches Unwohlsein vorschützen und sich entschuldigen? Nein, den Gedanken verwarf er sofort. Was würden seine Freunde, was Amanda selbst von ihm denken, wenn man seinen Namen, seinen Vortrag auf dem Programm fand, und der Sänger trat nicht auf?

Nein, er mußte singen und er wollte singen. Was seine Augen heute abend in Wirklichkeit erblickten, das hatte er ja längst im Geiste gesehen. Hatte Amanda ihm nicht zu verstehen gegeben, daß er ihr nichts galt? Daß sie nun einen andern Mann erkoren, was war das anderes, als was er längst erwartet hatte?

Ja, freilich wollte er singen. Je länger er darüber nachdachte, desto größere Freudeigkeit gewann er dazu. Für sie wollte er singen. Und wie sonderbar, daß er zu seinem Solo gerade das bestimmte Lied gewählt hatte! Nicht des Textes, sondern lediglich der großartigen Komposition wegen hatte er es ausgesucht und geübt, und nun drückte es wie kein anderes seine Gefühle aus, so sehr, als wäre es eigens für ihn geschrieben worden. Sein ganzes Leid um seine verlorene Liebe sprach sich darin aus. Dies wollte er ihr im Gesang vortragen, es gleichsam vor ihr enthüllen, und dann — dann wollte er entsagen, vergessen.

Das Chorstück war zu Ende, die Sänger nahmen ihre Plätze wieder ein, und im Auditorium wurden mit Geräusch die Programme studiert. Dabei hatte Jack eine Beobachtung gemacht, die ihm seither keine Ruhe mehr gelassen hatte, die ihn beschäftigte von jener Stunde an bis auf diesen Tag.

Wie so viele, hatte nämlich auch Amanda ihr Programm zur Hand genommen und darauf geschaut. Wie scharf hatte Jack jede ihrer Bewegungen beobachtet! Er hatte gesehen, wie ihr Begleiter ihr eine Bemerkung zugeflüstert, die sie mit einem gleichgiltigen Kopfnicken beantwortet, ohne von dem Programm aufzublicken. Dann war es ihm gewesen, als habe er sie zusammenzucken sehen; sie hatte plötzlich zur Bühne heraufgeschaut und, als habe sich der Blick als unzureichend erwiesen, sich in förmlicher Hast von ihrem Begleiter das Opernglas reichen lassen. Mit diesem hatte sie die Bühne abgestreift, bis ihr Blick auf seinem Angesicht haften geblieben war.

Nur einen Augenblick hatte dieser Blick gewährt — sie hatte ihm,

der keinen Blick von ihr gewandt hatte, voll in die Augen geschaut. Tief erglühend, hatte sie das Opernglas abgesetzt und sich schnell das Antlitz mit dem Programm beschattet.

Da war ihm gewesen wie dem Taucher in der Schillerschen Ballade, der, „den köstlichen Preis zu erwerben“, sich auf Leben und Sterben hinabstürzte in den gährenden Rachen des wilden Meeres.



War sein „köstlicher Preis“ noch zu erwerben, so wollte er ihn heute abend erringen, zwar nicht mit einem Sturz ins Meer, wiewohl er auch dazu völlig bereit gewesen wäre, sondern nun durch den Zauber seiner Stimme — mit dem Besten, das seine Kehle zu leisten imstande sein würde. Und in dieser Stimmung war er dann, als seine Zeit gekommen war, aufgetreten.

Es wollte dem Sänger scheinen, als hielte sie ihr Taschentuch an die Augen gepreßt.

Man hatte ihm nachher erzählt, wie sich seine

Redengestalt auf dem kleinen Solistenpodium, auf dem er vorn auf der Bühne zu stehen hatte, gestreckt habe wie zum Kampfe. Ach, man hatte ihm nachher viel Schönes gesagt: daß er an jenem Abend gesungen habe, wie man ihn nie vorher habe singen hören, gesungen, als wolle er eine verlorene Geliebte aus der Ewigkeit zurücklocken. Man ahnte nicht, wie nahe man damit der Wahrheit kam.

Jack selber hatte von dem allen nichts gewußt noch gemerkt. Er

hatte nur gewußt, daß er für „sie“ sang, „ihr“ gleichsam sein Herz ausschüttete.

Schon bei den ersten Versen:

„Wenn ich bedenk', was ich verloren habe,
Seitdem uns trennt ein grausam Mißgeschick,
Seitdem ich alle Hoffnung trug zu Grabe,
Zerstört mein Jugendtraum, mein Lebensglück,“ u. s. w.

hatte Amanda den Kopf auf die Hand gestützt, so daß er ihr Gesicht nicht mehr sehen konnte, und als er die Schlusßstrophe gesungen hatte:

„Es hat nicht sollen sein! Und trübe Stunden
Erwarten mich im grauen Nebellicht.
Mit dir ist jede Zubersticht entschwunden,
Denn, Holde, dein vergessen kann ich nicht!
Es zuckt das Herz mit jedem neuen Schlage.
Daß ich dich lassen muß, nicht fass' ich's, traun;
Erhör' mein Fleh'n, hör' meine bange Klage . . .
Noch einmal laß mich dir ins Auge schau'n!“

da hatte sich Amanda hinabgebeugt hinter dem Rücken der vor ihr sitzenden Person, und es wollte dem Sänger scheinen, als hielte sie ihr Taschentuch an die Augen gepreßt.

Am liebsten würde er den Konzertsaal verlassen haben, doch war das jetzt nicht möglich gewesen, und so hatte er seinen Platz wieder eingenommen. Der Applaus hatte weiter gedonnert, und der Dirigent, der eine Zeitlang vergeblich gewartet hatte, daß sich der Sturm legen sollte, war endlich zu ihm getreten und hatte ihn zu einem Encore aufgefordert. „Etwas dem vorigen Liede Verwandtes — nichts Lustiges nach jener gewaltigen Komposition,“ hatte er gesagt, und Jack hatte dann mit Orgelbegleitung das einfache, aber ergreifende Lied gesungen:

„Ich hab' meine Liebe getragen
In meinem tiefsten Herzen,
Ich hab' meine Liebe begraben
Woßl unter tausend Schmerzen.
Ich hab' meine Liebe begraben
Und all mein Glück dazu —
O, legt mich zu meiner Liebe
Sinab zur ew'gen Ruh'.“

Unter erneuertem rasenden Händeklatschen von seiten der Zuhörerschaft hatte er sich dann entfernt. Es hatte ihn nicht mehr auf der Bühne gelitten. In einem Gang hinter dem Saale war er lange auf und ab gewandert, bis er zu dem Entschluß gelangt war, überhaupt

nicht wieder in den Saal, wo er jetzt nicht mehr absolut nötig war, zurückzukehren, sondern kurz vor Schluß des Konzerts an die Ausgangstür zu gehen und dort zu warten, bis Amanda mit ihrem Begleiter erscheinen werde. Er hatte gehofft, sie würde ihm diesen vorstellen, um damit seine Ungewißheit zu enden.

Ja, er hatte gewartet, geduldig und lange gewartet, gesehen aber hat er das Mädchen nicht mehr — nie mehr. Ob er das Paar trotz scharfer Wacht dennoch verpaßt, ob dasselbe durch eine Seitentür ins Freie gelangt war, oder schon vor Schluß des Konzerts den Saal verlassen hatte — er hatte es nie erfahren. Wenige Tage später hatte er sein Examen gemacht und war in die Heimat gereist, zum letztenmal in die Ferien.

Und nun war er hier, weit draußen auf der Prairie, saß im Dunkeln auf der Veranda des einsamen Farmhauses und träumte und sehnte sich nach Menschen, nach — ja, weshalb sollte er es leugnen? — nach jenem edlen, weißgekleideten, blonden Mädchen aus dem Konzertsaal.

Durfte er hoffen, sie, die so unerwartet in sein Leben, sein Denken wieder eingetreten war, doch noch einmal gewinnen zu können?

Er machte sich bittere Vorwürfe. Warum hatte er nach seinem Examen, als er die beste Gelegenheit dazu hatte, nicht einfach die Familie Leonhardi in Hinsdale besucht, ehe er heim reiste? Dort hätte er Gewißheit über sein Schicksal erhalten. Ja, warum nicht?

Die Frage vermag nur ein junger Mann zu beantworten, der das Mädchen seiner Wahl eines Tages in Begleitung eines andern jungen Mannes erblickt, von dessen Vorhandensein er nichts gewußt. Wohl hatte damals Jack an diesen Besuch gedacht, aber — der junge Mann aus dem Konzert! Was war derselbe ihr, Amanda?

Wie wäre ihm zu Mute gewesen, wenn er in Hinsdale angekommen wäre und man hätte ihn mit Freuden aufgenommen und hätte ihm, der so beiläufig und unauffällig als möglich sich nach Amanda, die er nicht vorfand, erkundigte, mit strahlendem Angesicht verkündigt, o, die Amanda würde am Nachmittag auch herüberkommen und mit ihrem Manne zum Abendbrot bleiben! Wie die sich freuen würde, ihn wiederzusehen! Solche Dinge kommen vor; „und wem sie just passieren, dem bricht das Herz entzwei.“ Das war's, weshalb Jack nicht nach Hinsdale reiste, und wer will's ihm verargen?

Und gesetzt den Fall, Amanda wäre wirklich für ihn verloren?

Der alte Pastor Nooßband in Westonville hatte seinem Sohne in den letzten Ferien wiederholt mündlich und seither auch schriftlich geraten, so bald als thunlich seinen eigenen Hausstand zu gründen, und Jack war ganz allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Rat des Vaters nicht übel sei. Sollte er aber, wenn die Pfarrwohnung restauriert sein würde und er sich anschicken wollte, dem Räte des Vaters Folge zu leisten, in Ermangelung von etwas anderem ein Mädchen von hier, von der Prairie zur Lebensgefährtin wählen? Etwa Näsmehers Lisbeth, „dat grote Kalf“? Huh! Oder jenes ungeschlachte, breite Ding, das, als er auf seinem Rundgang durch die Gemeinde ihm zum Abschied die Hand reichte, die Hand liebevoll festhielt und nicht freigab, bis er sie ihm einfach entriß? Brr!

Nein, er hatte bei jener Rundfahrt sämtliche etwa in Frage kommenden Mädchen kennen gelernt; eine ganze Anzahl derselben waren ihm teils mehr, teils minder deutlich auf dem Präsentierteller entgegengebracht worden, aber es war ihm ergangen wie einst Adam: „Aber für den Menschen ward keine Gehilfin funden, die um ihn wäre.“

Die Prairieschönen konnten alle weder lesen noch schreiben, ja, nicht einmal hochdeutsch sprechen — was für Pfarrfrauen würden sie sein!

Hier lassen wir nun unsern Jack in seiner Not sitzen. Wenn er ein Mutterstöhnchen wäre, würden wir ihm heraushelfen. Da würden wir z. B. eines Tages ein schönes, feines Mädchen zum Besuch bei Schäpers eintreffen lassen, in dem Jack auf den ersten Blick sein ihm bestimmtes Juwel erkennt. Etwas derartiges aber passiert nicht in der Wirklichkeit und am wenigsten auf der Prairie, sondern bloß in Geschichten. Zudem ist unser Jack kein Mutterstöhnchen, sondern ein ganzer Kerl — Kerl, auch wenn er ein Pastor ist — und ein ganzer Kerl muß sich selber in der Welt wissen herauszubeißen. Wir haben's ja alle gemußt. Wenn der junge Pastor das Kunststück nicht fertig bringt, so ist es seine eigene Schuld, und er verdient keine Amanda.

Es fällt uns aber hierbei wieder ein, was einst die streitbare, mundfertige Stine in Jacks Vaterhause vor sich hin philosophierte: „'S is mich nix Neues, daß manche von die Pastors un' Schulmeisters das nix' gekriegt haben, was zu sie gepaßt haben täte, weil sie nix hatten, als sie noch jung waren, un' denn nachher 'naus kamen in die Wildheit, wo's nix geben tat, was for ihnen paßte.“ Die Stine war nicht so dumm. Sie hatte „ja woll auch ihre angeborne talentvolle Begabung for Beobachtung.“

An der Cherokee Creek ziehen finstere Stürme auf.

Es ist eine Erfahrung, die wohl die meisten Eltern gemacht haben und immer wieder machen, daß, wenn es einmal in ihrer Familie gut geht, so unheimlich gut, daß es ihnen auffällt und sie anfangen darüber zu reden und vielleicht gar mit ihrem Glück zu prahlen und Vergleiche zu ziehen zwischen ihrer und anderen Familien — daß es dann gewöhnlich gar nicht lange dauert, bis das gerade Gegen-
theil von Glück in hellen Haufen auf sie einstürmt, bis Mißheiligkeiten, Unannehmlichkeiten und Unglück zu allen Türen und Fenstern herein, ja, durch den Schornstein herunter ins Haus dringen.

Solche Ruheperioden sind den Pausen zu vergleichen, die sich oft während eines heftigen Sturmes einstellen, in denen der Wind gleichsam Atem holt, um nachher um so toller dreinzufahren, und sind ebenso unheimlich wie diese. Wer nun Verstand hat, traut dem Frieden nicht und macht sich auf etwas Schlimmes gefaßt. Da aber hapert's meistens; denn so viel Verstand hat selten jemand. —

Um einen würdigen Anfang mit dem Ungemach zu machen, stopft sich Melusine Franziska, die trotz ihrer schrecklichen Namen das Kleinste im Hause ist, in aller Stille und tiefster Seelenruhe, meistens auch in ebenso tiefer Verborgenheit Bohnen oder Knöpfe in Ohren und Nase, die trotz eifrigen Stocherns danach von seiten der Mutter weder mit der sonst alles kurierenden Haarnadel noch mit der Häkelnadel wieder herauszubekommen sind.

Während die Mutter in ihrer Angst mit dem Kleinsten zum nächsten Arzt eilt, gerät Lizzie, die längst auf eine solche Gelegenheit gewartet hat, an die offene Nähmaschine und näht sich nach allen Regeln der Kunst durch den Daumen.

Wenn Mutter heim kommt, findet sie nicht nur die genährte Lizzie in ihren Schmerzen, sondern auch den Vater vor, der auf ihre verwunderte Frage, was er zu so ungewöhnlicher Stunde zu Hause mache, verbrießlich antwortet, er habe seine Stellung im Geschäft verloren, und ihr dabei einen soeben eingelaufenen Brief von der Tante Josephine reicht, in dem diese in der ganzen Verwandtschaft gefürchtete Tante ihren Besuch auf „ein paar Wöchelchen“ ankündigt. Während die guten Leute über ihr Unglück die Hände ringen, humpelt Fritz heulend durch die Hintertür ins Haus und hält seinen Eltern einen Barfuß hin, in den er sich einen rostigen Nagel getreten hat.

Um den Kohl vollends fett zu machen, bringt die nächste Post vom Direktor des College, wo der Älteste, der Karl, sich Studierens halber aufhält, einen Brief, in dem selbigen Karl das allererbärmlichste Zeugnis ausgestellt und das „Sitzenbleiben“ bombenfest vorherverkündigt wird.

So, da haben sie's in Hausen. Dazu also hatte der Sturm Atem geholt. —

Ähnlich wie in der Familie geht es auch oft in einer Gemeinde zu. Da gibt's auch unheimliche Ruhepausen, in denen das Gemeindeglied ruhig und still dahinsiegt. Da ist kein Wölkchen am schönen, blauen Himmel, die Sonne lacht herab von früh bis spät, die See liegt glatt und ruhig, „in der ungeheuren Weite regt keine Welle sich“. Der Steuermann hat das Steuer festgebunden; er darf aufatmen, es ist keine Gefahr irgend welcher Art in Aussicht.

Doch das ist auch bloß die Ruhe vor dem Sturm. Die Melusine Franziska sitzt schon mit dem Bohnensäckchen unter dem Tisch. Fern am Horizont bräut sich etwas zusammen, das ist so gewiß, wie zweimal zwei vier ist. Es bleibt nicht aus. In unglaublich kurzer Zeit ist's vorbei mit der Ruhe, und es fliegt alles: der Steuermann ans Ruder, die Wolken am Himmel, die Wogen im Meer, die zerrissenen Taue in der Luft und die Segel dem Steuermann um die Ohren.

In der Gemeinde an der Cherokee Creek ging's gut. Es ging viel zu gut, als daß es hätte von Bestand sein können. Dies wußte und ahnte der junge Pastor Noostand nicht, und das war auch ganz gut, so konnte er sich ohne Angst und Sorge des Gutgehens freuen, solange dieses eben währte.

Die Leute kamen fleißig zur Kirche und lauschten begierig seinen Predigten. Von weither brachten sie ihre bisher ungetauften Kinder und ließen sie taufen. Dies taten sogar Leute, die dreißig und mehr Meilen von Karthago entfernt wohnten, auf irgend eine Weise aber in Erfahrung gebracht hatten, daß bei Karthago ein deutscher Pastor wohne. Gleich in den ersten Wochen hatten sich einige neue Glieder der Gemeinde angeschlossen, die sich alle die Jahre, während der Bedienung durch Pastor Hager, scheu ferngehalten hatten. Noostand fuhr fleißig umher, seine Gemeindeglieder zu besuchen und bei Nichtgemeindegliedern zu missionieren, und wo immer er vorsprach, wurde er mit offenen Armen aufgenommen. Es ist wahr, er fand bei den meisten Leuten eine fast ans Fabelhafte grenzende Unwissenheit in geistlichen Dingen,

aber auch eine vielversprechende Willigkeit, sich belehren zu lassen und zu lernen. Selbstverständlich öffneten sich ihm nicht alle Türen; an manchen wurde er mehr oder minder unhöflich und roh angelassen, doch das nahm er mit in den Kauf, hatte er es doch gar nicht anders erwartet. Das kann ja auf der Welt gar nicht anders sein. Er war mit den Resultaten seiner Arbeit zufrieden und durfte es auch sein.

Namentlich waren es drei Dinge, die ihm besonders große Freude bereiteten. Das erste davon war der Schulbau, der seiner Vollendung entgegenging, dann die neueingeführte Christenlehre, die er, da die Gemeindeglieder gar zu zerstreut wohnten, nicht am Sonntagnachmittag hielt, sondern mit dem Morgengottesdienst verband, und endlich seine Mission in dem Städtchen Karthago. Zu diesen dreien hatte er übrigens noch eine ganz besondere Freude, die aber mit seinem Amt als Pastor nicht unmittelbar zusammenhing, also auch mit dem Gutgehen in der Gemeinde eigentlich nichts zu tun hatte, weshalb wir auch nur gelegentlich darauf zu reden kommen werden.

Mit dem Schulbau also begann die Reihe der Freuden. Unser Jack (unter uns darf der junge Pastor ja noch der Jack bleiben) hatte sich die Sache betreffs des Baues einfacher gedacht, als sie ihm nachher erschien; es kam aber schließlich alles ins reine.

Wir haben den jungen Mann verlassen, als er neben seinem schlummernden Wirt auf der Veranda saß und in die Herbstnacht hinausträumte. Wie spät es über dem Träumen geworden war, wußte Jack selbst nicht, doch mußte es, der tiefen Stille nach zu schließen, bereits recht spät gewesen sein, als auf dem Fahrwege, der von der Landstraße her auf den Schäperschen Farmhof führte, ein paar Männerstimmen laut wurden. Schäpers zwei große Hunde, die vor der Veranda lagen und gleich ihrem Herrn schliefen, schlugen an, und Schäper erwachte.

Die Männer nahten sich dem Tor, und einer derselben rief herüber:

„Is de Herr Pastohr noch wach?“

„Jawohl,“ antwortete der Pastor selbst, „wach ist er noch, wenn er auch gerade eben geträumt hat.“

„Na, denn kommen wir'n büschen 'rein, aber halten Sie uns die Hunde von dem Leibe!“

Der alte Schäper rief den Hunden, die sich gehorsamst wieder beruhigten. Dann betraten die beiden Leute die Veranda. Sie waren

Glieder des in der Gemeindeversammlung erwählten Baukomitees und wohnten nahe bei einander. Sie erklärten, sie wollten morgen ein jeder mit einer Ladung Weizen zur Stadt fahren und zwar in aller Frühe. Zu dem Zweck hätten sie schon heute abend ihre Wagen beladen; daher sei es so spät geworden. Sie hätten nun beschlossen, auf dem Heimwege von der Stadt jeder eine Fuhre Bauholz für die neue Schule mitzubringen. Da

sei ihnen aber eingefallen, daß sie gar nicht wüßten, was für Holz man bedürfe, weil man in der

Versammlung ganz vergessen habe, darüber zu beraten, welche Dimensionen das Gebäude haben solle. Sie könnten wohl

einen Stall bauen, auch zur Not wohl eine Scheune, aber wie eine Schule beschaffen sein müsse, könnten sie sich beim besten Willen nicht vorstellen. Des-

halb waren sie trotz der späten Nachtstunde noch angekommen, um zu fragen, ob der Pastor vielleicht Auskunft geben könne; er müsse in der großen Welt, woher er käme, doch schon manche Schule gesehen haben.

Tausend ja! diesmal waren die Farmer klüger gewesen als ihr Pastor. An einen Bauplan hatte dieser bis jetzt wirklich nicht gedacht. Ihm hatte, da er nichts Besseres zu hoffen gewagt, immer nur eine



Der alte Schäper rief den Hunden, die sich gehorsamst wieder beruhigten.

Blockschule vorgeschwebt, und eine solche verstanden die Farmer ebenso gut zu errichten wie ein Baumeister. Nun aber wollten es sich die guten Cherokee-Creeker wirklich etwas kosten lassen; es sollte ein anständiger Framebau werden, und dazu bedurfte es allerdings eines Planes; denn das Gebäude mußte zweckmäßig sein. Was aber war zweckmäßig? Jack wußte es wirklich nicht.

„Ja, da haben Sie ganz recht,“ sagte er, „die Angelegenheit will wohl bedacht sein. Kommen Sie, bitte, mit auf mein Zimmer, wir wollen sehen, was wir zusammen aushecken können.“

Damit schritt er den Leuten voran in die Stube und zündete seine Lampe an. Der alte Schäper ging auf des Pastors Bitte ebenfalls mit.

Es war gewiß das erste Mal, daß jene beiden nächtlichen Besucher die Studierstube eines gebildeten Mannes betraten. Draußen im Dunkeln hatten sie frisch von der Leber weg geredet; hier standen sie wie ein Paar Schuljungen, drehten ihre Hüte in den Händen und schauten verwirrt um sich. Besonders mußten es die Bücher des Pastors sein, die ihnen schier ein Grauen einflößten; denn sie starrten diese harmlosen Dinger, die in Ermangelung von Regalen theils auf dem Tisch, theils auf dem Fußboden aufgeschichtet lagen, mit stummem Entsetzen an. Doch das freundliche Wesen des Pastors, der einige Stühle herbeitrug und sie ihnen anbot, half ihnen bald über ihre Schüchternheit hinweg, so daß einer von ihnen, noch ehe die Schulsache zur Sprache kam, den Mut fand zu der Bemerkung:

„Du leiwe Tib, Herr Pastohr, wat'n Bäuter! Wenn Sei dat all lehrt hewwet, wat dor in to lehren steiht, dennso mot ick mi dull munern, dat Sei den Kopp noch haben hewwet; min wör all lang dal-sack.“ —

Der Pastor versuchte sich zu erinnern, wie die Schule in seines Vaters Gemeinde eingerichtet gewesen war und welche Dimensionen sie etwa gehabt habe. Es erging ihm aber damit, wie es uns allen geht, wenn wir die Dimensionen der Gebäude und Räumlichkeiten, die wir einst in der Kindheit bewohnten, später angeben wollen: er meinte, sie müsse zwischen 60 und 70 Fuß lang und etwa 40 breit gewesen sein.

„Hui—i—i! Dausend noch mal, Herr Pastohr,“ schrie der alte Schäper auf, „denn war das woll so 'ne ziemlich anständige Schüer! Das is jau en ganz Deil größer als unsere Kirche!“

„Sehen Sie,“ lachte der Pastor, „da sackt mein Kopf auch dal, und zwar nicht vor großer Klugheit. Nein, meine Freunde, so groß war

sie nicht wie unsere Kirche, aber wie groß sie war, könnte ich Ihnen wirklich nicht angeben. Auf mehr als sechzig Kinder brauchen wir auf längere Zeit nicht zu rechnen, darum brauchen wir nicht allzu groß zu bauen. Doch erlauben Sie, ist in Karthago nicht ein Architekt?"

„Gen wat?"

„Ein Architekt, ein Mann, der einen vernünftigen Riß herzustellen imstande ist?"

Die guten Leute schauten einander an, als könnten sie des Pastors Frage nicht mit dem Gesprächsgegenstand in Einklang bringen. Endlich sagte der jüngere der beiden Farmer, der überhaupt meistens das Wort führte:

„Jau, dor is woll so einer, wo Risse herstellen tut, aber dor sagen wir nich' Arenter zu — weißt Du, Willem, er meint den Sneider Brödel, aber mit den is's nix, Herr Pastoer, was der von's Schulebauen versteht, das verstehen wir lange. Nee, Herr Pastoer, den lassen Sie man weg, wir bauen besser ohne ihm."

„Ich habe mich wohl nicht verständlich genug ausgedrückt," sagte lachend der Pastor, „ich meinte einen Mann, der Baupläne, das heißt Zeichnungen herstellt, nach denen die Bauleute später das Gebäude errichten — Zeichnungen, auf denen alles genau angegeben ist, wie lang, wie breit, wie hoch u. s. w. das Gebäude werden soll."

„O! o! up de Ort! Jau, nu wart't hell, wie Smitt sagt. Willem, weißt Du so'n?"

„Nee," erwiderte dieser, „ich weet keen; de Sheriff kann dat woll nich'."

„Nein, Herr Pastoer," ergriff Schäper das Wort, „der Sheriff bemengt sich nich' mit so'ne Sachen, un' so'n Kerl, wie Ihr von sagt, is d'r nich' in Karthago, hier baut jeder, wie er Lusten hat."

Da war nun guter Rat teuer, und das brave Baukomitee ließ die Köpfe hängen, bis endlich dem Pastor ein guter Gedanke kam. Er sagte, er kenne einen älteren Lehrer, der ihnen sicher guten Rat erteilen könne sowohl in Bezug auf die Größe des Gebäudes als auch auf die innere Einrichtung. An diesen wolle er schreiben und um Auskunft bitten. In einer Woche etwa dürfte er Antwort erwarten, dann wollten sie wieder zusammenkommen und weiter beraten. Die beiden Farmer aber dürften getrost das zur Reparatur des Pfarrhauses nötige Bauholz herbeischaffen, sie wüßten ja wohl, was man dazu bedürfe.

Damit war man allseitig einverstanden, und nachdem sich unser

Baukomitee seine Pfeifen an des Pastors Tabakskasten frisch gestopft hatte, trollte es sich mit freundlichem „Gut Nacht“ in der Finsternis davon.

Unser Jack aber setzte sich, nachdem auch Schäper davongegangen war, an seinen Schreibtisch und verfaßte ein Schreiben an — seinen ehemaligen Lehrer Leonhardi in Hinsdale.

Was er alles geschrieben, wissen wir nicht, brauchen es auch nicht zu wissen; das aber wissen wir: es wurde Mitternacht darüber. Die beiden Söhne Schäpers waren längst heim gefehrt und auf den Behen über die Veranda ins Haus geschlichen, und Jack schrieb noch; die Hähne krächten, den neuen Tag zu verkünden, und Jack saß noch bei der Lampe. Und ein Anderes wissen wir auch, nämlich, daß nach Verlauf von einer Woche wirklich eine Antwort auf seinen Brief einlief und daß aus dieser Antwort jene besondere Freude des jungen Mannes stammte, die nicht unmittelbar mit seinem Amte zusammenhing.

Lehrer Leonhardi schrieb nämlich, nachdem er über den Schulbau die nötige und, wie sich später herausstellte, beste Auskunft gegeben hatte, auch über seine Familie und erwähnte dabei auch beiläufig, daß seine älteste Tochter Amanda noch immer an dem Erziehungsinstitut in Chicago wirke, wo sie ja bereits einige Jahre angestellt sei.

Es waren nur wenige Worte gewesen, und der Mann, der sie geschrieben, hatte sicherlich keine Ahnung, welche Wirkung sie haben würden, aber sie reichten hin, ein braves Mannesherz aufjubeln zu lassen. Amanda, seine Amanda also noch ledig. Der junge Mann, der damals ihr Begleiter zu dem Konzert gewesen war, war also nicht ihr Gatte — wenigstens noch nicht. Da stieg plötzlich am Horizonte des jungen Prairiepastors sein längst untergegangener Stern glänzend wieder empor, und eine namenlose Freude erfüllte sein Herz. Es war ihm, als müsse er diese Freude hinausjubeln in die Prairie. Von Stund an schmiedete er Pläne, und zwar nicht bloß Schulpläne, sondern solche ebenfalls — und mit besonderer Lust —, die mit dem Innern des Pfarrhauses zu tun hatten.

Ob es von da an wohl gut ging an der Cherokee Creek?

Unheimlich gut.

Des Pastors zweite große Freude war seine Christenlehre oder Kinderlehre, wie sie vielerorten genannt wird. Diese hatte beim erstmaligen Versuch den Kindern und jungen Leuten viel Angst und Not, dem Pastor aber viel Kopfzerbrechens gemacht. Die Kinder waren nur

unter Anwendung von allerlei strategischen Kniffen und väterlichen oder mütterlichen Puffen in die vordersten Bänke der Kirche zu bringen, wo sie dann mit den verschiedensten Gefühlen in den kleinen Busen stille saßen und der Dinge warteten, die da kommen sollten. Während die einen in stummer Ergebung den greulichen Martern, die sie von den Händen des großen Pastors erwarteten, entgegensahen, spiegelte sich auf den Gesichtern der anderen das, was aus den Augen junger Füllen sprüht, denen zum erstenmal der Zaum angelegt wird. Noch andere schauten einfach verdrossen und verbissen unter sich und waren nicht zu bewegen, den Pastor anzusehen. Und der Pastor selbst?

Mit großer Sorgfalt hatte er sich auf seine Christenlehre vorbereitet, hatte nach allen auf dem Seminar erlernten Regeln der Katechetik gearbeitet. Leider hatte er aber nicht dabei bedacht, daß er es mit völlig unbearbeitetem, noch ganz rohem Material zu tun habe, und als er mit seiner Katechese vor seine kleinen Christen kam, siehe, da wollte seine Arbeit nicht „arbeiten“. Seine Fragen, mochte er sie drehen und wenden, wie er wollte, blieben unbeantwortet. Es fehlten den Kindern eben alle und jegliche religiösen Begriffe, und die gewöhnlichsten hochdeutschen Redewendungen waren ihnen fremd.

Eine ganze Reihe von Anläufen machte der Pastor, aber sie blieben erfolglos. Die Väter auf den hinteren Bänken begannen unruhig zu werden, und manche brabe Mutter schoß ihren Söhnen und Töchtern Blicke zu, die für die nächste Zukunft nichts Gutes verhießen. Der Pastor selber biß sich auf die Lippen. Alles dies aber änderte an der Sache nichts.

Da warf plötzlich unser Jack seinen ganzen Plan über den Haufen.

„So geht es, wie ich sehe, jezt noch nicht; später, wenn Ihr einmal mehr gelernt haben werdet, wird es besser gehen. Heute will ich Euch bloß eine Geschichte erzählen,“ und nun erzählte er die Geschichte vom verlorenen Sohn. Er machte seine Sache gut. Es trat eine solche Stille ein, daß man den alten Rickow, der weit hinten am Fenster saß und vor eifrigem Zuhören fest eingeschlafen war, deutlich schnarchen hören konnte. Die Kinder verloren alle Angst und Scheu und schauten ihren Pastor ganz zutraulich an; und als dieser am Schlusse fragte, ob sie ihn verstanden hätten, und ob sie ihm am folgenden Sonntag, wenn er die Geschichte wieder abfragen werde, wohl antworten könnten, da kam unter zahlreichen Jaß und Jauß und Yes, sirs auch ein treuherziges und kräftiges „You bet!“

Und am nächsten Sonntag ging's auch. Die Antworten kamen, und wenn auch mitunter die Begriffe verworren und unklar waren, wenn auch aus manchen Antworten hervorging, daß seine Ausdrücke und Redensarten nicht mit dem richtigen Verständnis aufgefaßt worden waren — so behauptete z. B. ein Junge, der verlorene Sohn habe „Füer in sine Bören“ gehabt, welche sonderbare Behauptung er standhaft vertrat, indem er sagte, „de Pastoer harr fülwen seggt, dat Geld harr den ollen legen Kirl in de Taschen brennt“ — so hatte der Pastor im ganzen doch seine helle Freude an dem Fortschritt, eine Freude, die nicht nach und nach schwand, sondern stetig wuchs und zunahm, je mehr das Verständnis bei den Kindern aufwachte.

Uebrigens bekannten auch die Alten aus der Gemeinde, daß die Geschichten doch „wunnerschön“ seien und daß sie dieselben „furbor“ gerne hörten. Ja, es kam bald so weit, daß jene Alten fast regeren Anteil an dem Unterricht nahmen als die Kinder. Sie folgten den Geschichten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und gerieten darüber so in Eifer, daß es durchaus nichts Seltenes war, wenn sie mitten in des Pastors Erzählung hinein riefen: „Süh', so mot't kamen, dat herw't mi woll dacht, verdeent het he't, dat weet de Iewe Gott!“ oder auch: „Yes, dat's recht, so was't, dat weet id noch van min Scholler ut Dütschland!“

So war es auch, wenn Jack am folgenden Sonntag die Geschichte wieder abfragte. Er konnte dabei sehr gut merken, daß die Geschichten in den Häusern mit wirklich rührender Gewissenhaftigkeit besprochen worden waren, und freute sich innig darüber. Es fiel ihm auch durchaus nicht ein, das Dreinreden der Leute zu unterfagen; denn er mußte ihr Interesse zu würdigen und versprach sich reiche Früchte davon. Als einst der kleine Wolter eine falsche Antwort gab und seine gute Mutter von hinten her rief: „Nee, Janni, dat is nich richtig, so herw id Di dat ok nich vertellt,“ da lächelte der Pastor bloß und sagte:

„Hörst Du, Johnny, was Deine Mutter sagt? Nun versuch's noch einmal.“

Als unser Pastor etwa zwei Monate amtiert hatte, starb im Städtchen Barthago eine deutsche Frau, die nebst einigen anderen Leuten bei Jacks Einführung zugegen gewesen war und seither auch schon einmal einem Gottesdienst an der Creet beigewohnt hatte. Als sie merkte, daß es mit ihr zum Sterben ging, bat sie, daß man ihr einen Pastor hole. Ihre Angehörigen wollten den englischen Methodistenprediger aus

einem Nachbarorte holen, den einzigen, den man in Karthago bisher gekannt hatte, da er der einzige war, der je daselbst Amtshandlungen verrichtet hatte; doch die Kranke behauptete, derselbe, der die ganze Woche über Maurerarbeit verrichtete und nur am Sonntag predigte, sei gar kein Pastor, und bestand darauf, daß man den jungen deutschen Pastor von der Creek hole.

Dies geschah, und Pastor Roostand kam.

Als die Frau später gestorben war, hielt er seine erste Leichenrede, und diese machte auf die Zuhörer einen solchen Eindruck, daß er gleich nach der Beerdigung und noch auf dem Gottesacker von einer Anzahl von Deutschen ersucht wurde, ihnen doch öfter zu predigen. Sie wußten wohl, sagten sie, daß sie damit viel verlangten und daß sie eigentlich zu ihm aufs Land kommen sollten, doch sei ihnen das recht beschwerlich, da die allerwenigsten eigenes Fuhrwerk besäßen.

Mit Freuden ging Jack darauf ein und sagte ihnen, daß er gerne bereit sei, ihnen zu dienen, wenn sie mit Nachmittagsgottesdiensten zufrieden sein wollten und wenn seine Gemeinde, in deren Dienst er ja vor allem stünde, ihre Einwilligung dazu gäbe.

So begann im Städtchen eine kleine Mission, die von Anfang an Jacks dritte große Freude bildete und über Erwarten schnell heranwuchs. Als es kund wurde, daß der junge Fremde, der vor einiger Zeit als vermeintlicher Präsident von Mexiko ins Städtchen gekommen war, in der Stadthalle predigte, da dauerte es gar nicht lange, bis sich die Halle regelmäßig füllte; denn es war etwas Neues und der Prediger, wie man bald ausfand, ein "nice young man".

Eines Sonntags — Jack mochte jetzt etwa vier- oder fünfmal in der Halle Gottesdienst gehalten haben — wurde er gebeten, nach dem Gottesdienst ein wenig zu verweilen, man wolle etwas mit ihm besprechen. Der Pastor blieb, die ganze Versammlung aber auch, niemand rührte sich. Da trat ein Mann hervor — derselbe, der vor einigen Monaten, als der Pastor in Karthago einzog, die hübsche Rede hielt, in der er behauptete, die Karthagener seien O. K. und „druf wetten“ wollte, Jack sei's auch — und sagte gleichsam im Namen aller Versammelten:

„Barrer, mir alle do hinne sein mehr als gepliest mit Sich, mir gleichen Sich grausam und Gire Sermons au. Wann's einer zuweg bringe tut, hier in dem Town do a Kerch zu scharte und ufzutiepe, dann seid Ihr seller Mann. Shafe, Barrer! So viel von das. Nau

was anners. Mer han gemeint, der Gaul, wo Ihr immer treibt, wär Eier, nau finde mir aus, daß er dem Dutch Pete ischt. Sell habe mir net gegliche, desderwege habe mir z'sammegepitscht und a Nutfit gekauft, wo mir Eich nau presente wolle. Do hausse steht's."

Damit öffnete der Mann die Thür und wies auf ein blighblantes, neues Buggy mit einem wahren Prachtthier von einem Fuchs davor.

Jack wußte nicht, wie ihm geschah. Er stand sprachlos, die Freude rötete seine Wangen, und in seinen schönen Augen schimmerte es feucht. Verwirrt schaute er von einem der Leute zum andern, so daß die weiblichen Karthagener zu ihren Taschentüchern greifen mußten. Es war ihnen gar zu rührend. Dann aber gewann der Pastor seine Sprache wieder und er rief:

"O, Ihr guten Leute, was habt Ihr gemacht? Das Gespann ist ja viel zu fein für einen armen Country-Pastor; das paßt weit besser für den Präsidenten von Mexiko. Wie soll ich Euch denn dafür genug danken? Segne Euch Gott dafür!"

Da kamen die Taschentücher erst recht zur Verwendung.

"Guckt, Barrer," nahm der vorige Redner wieder das Wort, "sell Buggy hat Platz for zwee, mir wolle hoffe, daß Ihr nimme lang alleenig druffige tut," auf welche Anspielung hin sich ein Geficher hören ließ trotz der Taschentücher.

Fröhlich und stolz wie ein Junge hielt Jack an dem Abend seinen Einzug bei Schäpers, seine Cherokee-Creeker aber waren etwas verschmupft über die Städter. Der Fuchs selber hat später große Berühmtheit in der Gegend erlangt; denn er war ein wilder Renner, der mit seinem Herrn die Landstraßen dahinflog, daß die Leute, die es mit ansahen, die Köpfe schüttelten. Wenn sich auf der Road eine Staubwolke zeigte, die rasend schnell vorüberflog, dann pflegten die Farmer zu sagen:

"Jörum, tief, dat mot use Pastohr sien, so föhrt nien anner Minsch!"

Unser junger Pastor war nun ein vielbeschäftigter Mann geworden. Die Abende, die er an der Seite seines Wirts, des alten Schäper, auf der Veranda verplauderte, wurden seltener und seltener. Die Arbeit trieb ihn ins Studierzimmer. Uebrigens war es mittlerweile auch Herbst geworden, und die Veranda hatte abends wenig Anziehendes mehr; der Wind begann mitunter schon recht kühl über die Prairie zu blasen.



„Sörum, kief, dat mot ike Paßtohr sien, so föhrt nien anner Minich!“

Den Tag über fuhr er fleißig in der Gemeinde umher, machte Haus- und Krankenbesuche oder beaufsichtigte den Bau der Schule, zu der er unter Beihilfe des Schreiners und nach Anleitung Lehrer Leonhardis einen ganz passablen Plan entworfen hatte. Der Bau machte nur langsame Fortschritte, da die Farmer das Baumaterial nur gelegentlich herbeischafften; doch hoffte man, in einigen Wochen damit fertig zu werden.

Es ging also gut an der Cherokee Creek — zu gut; da mußte etwas darauf folgen. Und es kam.

* * *

Der Sturm kam von einer Gegend, aus der ihn Noostand nicht erwartet hatte.

Eines Abends kam der Pastor etwas spät von einem Hausbesuch heim. Das geschah öfter, wenn er von den Leuten, die er besucht hatte, eingeladen wurde, am Abendbrot teilzunehmen. Es fiel ihm auf, daß er Schäper nicht, wie sonst fast immer, wartend auf der Veranda oder auf dem Hofe vorfand. Er schirrte sein Pferd aus, brachte es in den Stall, fütterte es, schob das Buggh an seinen Ort und schritt dann dem Hause zu. Weder Schäper noch seine Frau ließen sich sehen. Er ging zum Brunnen und schöpfte sich ein Glas Wasser und kam zurück. Die beiden großen Hunde kamen und sprangen an ihm empor und freuten sich über seine Liebkosungen. Von den Hausleuten aber keine Spur.

Er begab sich in sein Zimmer. Da vernahm er aus dem Nebenzimmer plötzlich des alten Mannes Stimme in ungewöhnlich rauhen Tönen und in abgerissenen Sätzen.

„Korline!“ rief er, „o, Korline, hei is wedder haben — ha—haben. Hörste woll, Korline, haben! Ho—ho! Sei smiet't mi rute! Wat seggst nu, Korline? — Sei betahlt nix nich, abers hei smiet mi rute!“

Dem Pastor stand der Atem still. Mit dem Hute in den Händen blieb er mitten im Zimmer stehen und lauschte. Was mochte geschehen sein? Einen Augenblick war es still, da hörte er das laute Schluchzen der Frau Schäper. Schon wollte er zu ihr eilen, da begann der alte Mann wieder:

„Jau, jau, yes — dat helpt nu nich, Smitt ward mi rute smieten. De Last Chance het't dauhn — hörst Du, Korline, de olle Adam het mi ünner, ünner, un hei is wedder haben.“

So, das war's, das war's. Nun mußte Jack, woran er war.

Schäper war in sein altes Laster zurückgefallen, war biehisch betrunken. Aber wie mochte das zugegangen sein? Der Mann war noch daheim gewesen und zwar völlig nüchtern, als Roostand fortgefahren war. Es schien unerklärlich.

Ein größeres Herzeleid hätte dem jungen Manne kaum widerfahren können; denn er liebte den alten Mann aufrichtig und hatte sich

nicht wenig gefreut, behilflich gewesen zu sein, ihn dem Verderben zu entreißen.

Und die arme Frau! Wenn es seiner eigenen Mutter Zimmer gewesen wäre, er hätte ihn nicht mehr ergreifen, mehr schmerzen können. Sollte er zu ihr gehen? Sollte er sie überhaupt wissen lassen, daß er ihr Leid mit anhörte? Was war ihr schwerer zu ertragen, mit dem Betrunknen und ihrem Kummer allein zu sein, bis der Mann zur



Der alte Mann kam bereits am nächsten Morgen reumütig u. s. w.

Ruhe kam, oder zu wissen, daß der Pastor ihres Mannes Fall und Schande — auch ihre Schande — mit eigenen Augen sah? An ersteres war sie seit vielen Jahren gewöhnt, letzteres — — —

Leise schlüpfte Jack wieder zur Türe hinaus und wanderte in der Dämmerung davon, querfeldein, bis er den einsamen Pfarrhof erreichte, wo er lange in Gedanken versunken auf der Veranda des Hauses saß,

bis er annehmen durfte, daß Schäper zur Ruhe gekommen sei. Dann schritt er im Finstern der Farm wieder zu. Der Rückfall Schäpers in sein altes Laster war nur der erste Anprall des Sturmes, der über den jungen Pastor hereinbrechen sollte, und war längst nicht der schlimmste Theil desselben.

Der alte Mann kam bereits am nächsten Morgen reumütig und aufs tiefste zerknirscht zum Pastor in die Studierstube und gestand ihm alles, er erzählte den ganzen Vorgang und beschönigte nichts.

Er war, da er nichts besonderes zu tun hatte, zu dem neuen Schulbau hinübergefahren, um sich auf diese Weise die Zeit zu vertreiben. Dort war er dem Baumeister wie gerufen gekommen, der einige zum Bau nötige Dinge bedurfte, die nur im Städtchen zu haben waren und die ihm Schäper, da er Fuhrwerk hatte, leicht besorgen konnte. Ohne sich lange zu bedenken, war der alte Mann zur Stadt gefahren — zum erstenmal allein seit Noostands Ankunft in der Gemeinde — und hatte seinen Auftrag ausgerichtet. Glücklicherweise war er an allen Wirtschäften vorbeigekommen, da hatte ihn bei der „Last Chance“ die alte Saufrut gepackt, und er war erst wieder aus dem Votal herausgekommen, als ihn der Wirt mit Hilfe anderer Männer auf seinen Wagen warf. Sein treues Pferd hatte ihn glücklich heim gebracht.

Schäper weinte über sein Elend wie ein Kind und versprach Besserung. Nie, nie wolle er, sagte er, je wieder allein nach Karthago fahren, er wisse nun, daß mit der Versuchung nicht zu spaßen sei. Wieder und wieder bat er den Pastor, doch darauf hin zu wirken, daß er nicht von der Gemeinde ausgeschlossen würde.

Dieser versprach, es tun zu wollen, hieß seinen Vorsatz in Bezug auf das Fahren zur Stadt gut, zeigte ihm aber auch, an seinem eigenen Beispiel, auf welch schwachen Füßen alle guten Vorsätze stünden. Er wies ihn darauf hin, wie die Lust zum Bösen, der alte Adam, der, wie er selber zugesteh, sein ärgster Feind sei, jede Gelegenheit wahrnehme, seine Opfer zu Fall zu bringen, ermahnte ihn zum Wachen und Beten um Kraft zum Widerstand; denn er selbst, das habe er ja nun genugsam erfahren, vermöge nichts gegen die listigen Anläufe des Teufels.

Zerknirscht und getröstet zugleich ging endlich der Greis von dannen, und der Pastor hoffte, daß die böse Sache für diesmal abgetan sei. Darin aber hatte er sich verrechnet; denn bei dem Alten setzte sich nun die Idee fest, er habe mit diesem Rückfall seine Gliedschaft in der Gemeinde ein für allemal verwirkt, und man würde ihn, sowie seine Schande

offenbar werde, kurzerhand ausschließen. Die Angst davor plagte ihn Tag und Nacht, und er wiederum plagte sein armes Weib wie auch den Pastor damit. Täglich — ach, wie oft! — mußten diese die Besorgnis anhören, daß man ihn „rausſmeißen“ werde, und stets brachte er den Schmitt damit in Verbindung, den er in seinem Wahn im Verdacht hatte, daß er im Verein mit dem alten Adam sein (Schäpers) Verderben beschloffen habe.



Das waren überaus schwere Tage für den jungen Pastor, sowie für Frau Schäper. Beide trösteten ihn nach bestem Vermögen und suchten ihm seinen Wahn auszureden, aber vergeblich. Der Mann hatte viel zu viel freie Zeit, über seine fixe Idee nachzudenken, und grübelte ohne Ende.

Der Pastor, dem der angefochtene Mann unendlich leid tat, sann darüber nach, wie er ihn beschäftigen

Herr Schäper, was meinen Sie u. s. w.

könne, um ihn

auf andere Gedanken zu bringen, und geriet endlich auf den Einfall, ihm körperliche Arbeit zu verschaffen, und zwar in seiner (Jacks) eigenen Gegenwart und unter seiner Aufsicht.

Eines Morgens beim Frühstück sagte er deshalb zu ihm:

„Herr Schäper, was meinen Sie, würde wohl ein gut erzogenes, feines Mädchen als Pfarrfrau mit Freude und Stolz auf unsern Pfarrhof ziehen, wenn er so aussähe, wie er jetzt tatsächlich aussieht?“

Die Frage kam sehr unvermittelt, fuhr gleichsam wie eine Bombe

auf den Frühstückstisch und rief bei den beiden Gatten sehr verschiedene Empfindungen wach. Frau Schäper erblickte. Sie kombinierte in Gedanken: Das wird's sein; dem Pastor ist der weitere Aufenthalt in unserm Hause und der tägliche Umgang mit Schäper unerträglich; er sehnt sich heraus aus dem Elend. Er will heiraten und ins Pfarrhaus ziehen. Gnade mir Gott, wenn er fort ist und ich die Last mit meinem Manne, die der Pastor bisher zur Hälfte trug, allein zu tragen haben werde.

Ihr war, als habe ihr der Pastor den letzten Halt genommen und sie müsse versinken. Und doch konnte die rechtlich denkende Frau ihm einen solchen Schritt nicht verübeln, ihm absolut keinen Vorwurf darüber machen. Sie schwieg.

Ganz anders ihr Mann. Er erwachte wie aus einem Traum. Seine Augen begannen zu leuchten wie seit langem nicht. Erstaunt und erfreut zugleich blickte er auf Jack und fragte:

„Wa—aß, Ihr wollt jetzt —“

„Halt, so weit sind wir noch nicht,“ rief lachend der junge Mann, „Sie wollen mich doch nicht schon los sein?“

„Gott bewohre, nee, Herr Pastor, aberß — —“

„Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet in Bezug auf den Pfarrhof.“

„Jau, yes, das's wahr. Nee, auf den Hof wird woll niemand stolz sein können, am wenigsten eine junge, feine Frau. Das Haus is jau woll nu in stand geflickt und angestrichen is es auch, aber sonst —“

„Ja,“ unterbrach ihn der Pastor, „das ist, was ich meine. Sehen Sie, es könnte ja sein, daß über kurz oder lang eine junge Pfarrfrau gebeten würde, dort einzuziehen, und dann müßte der junge Ehemann eine lange, lange Entschuldigung vorbringen, warum er nicht gesorgt habe, daß es dort ordentlicher aussähe. Nun habe ich gedacht, wir beide, Sie und ich, haben ja jetzt vollauf Zeit — könnten wir uns nicht damit beschäftigen, auf dem Pfarrhof Ordnung zu schaffen? Das würde uns gut tun, wir sitzen beide zu viel. Ich bin überzeugt, es gelingt uns, und die Leute sollen sehen, daß ihr Pastor mit seinem alten Freund Schäper imstande ist, etwas Nütliches zu leisten.“

Auf Frau Schäpers Antlitz ging während dieser Rede eine merkwürdige Wandlung vor sich. Wie mit einem Schlage durchschaute sie des Pastors Absicht, und ein unsäglich dankbarer Blick traf ihn aus ihren mütterlichen Augen.

Der alte Schäper aber war ganz Begeisterung.

„Jau, yes sireee, Herr Pastohr, jau,“ rief er, „dor bin ich dabei! Un' heute morg'n all fangen wir mit das an. Soll ich auch den alten Kösch davon Bescheid sagen lassen?“

„Nein,“ entgegnete Jack, „viel Köpfe, viel Sinne; wir beide bringen das Kunststück ganz allein fertig, und wenn wir einmal wirklich nicht



Kirche und Pfarrhaus an der Cherokee Creek.

weiter können, so ist ja der Schreiner in der Schule, der wird Rat wissen.“

Und so geschah es. Am demselben Morgen schon brachen sie auf, aber nicht, ohne daß Frau Schäper den jungen Mann auf die Seite genommen und ihm unter heißen Tränen die Hand gedrückt und schluchzend die Worte gestammelt hatte:

„Ich versteh' Ihnen, Herr Pastor. Dafür segne Ihnen Gott in Zeit und Ewigkeit, ich will ihn alle Tage bitten, daß er Sie in das Pfarrhaus gibt, was Sie selber gern darin haben möchten.“

Es war ein Opfer, das unser Jack da bringen wollte, ein nicht geringes Opfer. Die Arbeit, die er übernahm, war eine schwere und ihm ganz ungewohnte. Die beiden Männer gruben eine schier unendliche Reihe von Löchern und setzten Zaunpfähle, sie rodeten unnütze Bäume, Stumpfen und Sträucher aus, sie nagelten und sägten und strichen an, sie tapezierten sogar eigenhändig die Zimmer des Pfarrhauses — immer zusammen, immer bei einander, immer im eifrigen Geplauder — und wenn sie abends heim kamen und ihr Abendbrot eingenommen hatten und der alte Mann sich todmüde auf sein Lager streckte, dann setzte sich Jack an seinen Schreibtisch und holte mit schwieligen, steifgearbeiteten Händen nach, was er im Dienste seines Nächsten an seiner Amtsarbeit versäumt hatte.

Doch das Opfer war nicht vergebens. Der alte Schäper hatte anregende Beschäftigung, fast jeden Tag etwas Neues, etwas, worüber er nachdenken konnte. Er sprach immer weniger von seinem alten Adam, der „Smitt“ schwand mehr und mehr aus seinen Gedanken, und als endlich der Pfarrhof sauber und hübsch war, als ein fester, gut angestrichener Zaun denselben umgab, da war unser alter Schäper auch wieder ein anderer Mensch, der wieder fröhlich in die Welt schauen konnte. Vom „Kausfmeißen“ war keine Rede mehr.

Des freute sich außer der frommen, alten Frau niemand mehr als der Pastor. Er hat seine schwieligen Hände nie bereut, sondern Gott gedankt für den gesunden, starken Körper, ohne welchen er diesen Sieg nicht hätte erringen können. Uebrigens ist ihm dieses Erlebnis eine seiner schönsten und liebsten Erinnerungen geblieben sein Leben lang.

Schäper hat sein Wort treulich gehalten. Er hat Karthago nur wieder gesehen, wenn es, Geschäfte halber, unumgänglich notwendig war, und auch dann nur in seines Pastors Begleitung; er kannte nun seinen alten Adam und hatte ihn fürchterlich auf dem Strich.

Raum war Schäper wieder auf den rechten Weg gebracht, da zog für unsern Pastor ein neues Gewitter auf, schwärzer und verhängnisvoller als das erste.

Es war wieder eines Abends, und Jack saß eben mit seinen Wirtseuten beim Abendbrot, als eine Frau atemlos über den Hof und ohne weitere Umstände in das Haus stürmte und unter lautem Geheul ver-

kündete, daß ihr Mann „dot'slahn wör“. „Vielleicht is he noch nich ganz dot,“ meinte sie, „denn he jappt noch so'n beten, aber he weet van nix nich, un seihn kann he gor nix, sine Ogen sünd so toswullen.“

Der Pastor ließ sein Abendbrot stehen, stülpte seinen Hut über den Kopf und rannte davon, die Frau mit fliegenden Haaren und Röcken hinter ihm drein. Querselbein ging's, im Sturm über die abgeernteten Acker, an der Kirche vorüber und weiter — der große Pastor mit Riesenschritten voraus, das arme Weib keuchend und heulend im Galopp in immer größer werdenden Zwischenräumen ihm nach. Einmal blieb Jack stehen und wartete, bis sie nachkam, und fragte:

„Hat ihn ein Pferd geschlagen?“

„Oh nee, nee, nee, se hewwet en Zeit hat bi Armstrong!“

Dann ging die wilbe Jagd weiter.

Schon dunkelte es stark, als sie beim Unglückshaus anlangten und der Pastor an das Bett des „Totgeschlagenen“ trat. Dieser war nun allerdings noch nicht „ganz dot“, er „jappte“ noch ziemlich lebendig, und der Pastor erkannte aus deutlichen Anzeichen, daß er voraussichtlich noch einige Zeit im Lande der Lebendigen „weiterjappen“ würde; aber, aber, verhauen war er auß greulichste, das war klar. Das ganze Gesicht war ihm angeschwollen, die Augen vollständig geschlossen und blutunterlaufen, die auf den Decken liegenden Hände voller Wunden. Er schlief, und der Pastor merkte auch halb, warum er trotz der Schmerzen, die er offenbar litt, schlief — er war betrunken. Und der Mann war ein angesehenes Gemeindeglied und gehörte mit zum Baukomitee!

Vorläufig war hier für den Pastor nichts zu tun. Noostand tröstete die arme Frau und ihre Kinder, so gut er konnte, riet ihr, den Arzt kommen zu lassen — was übrigens schon geschehen war —, sagte ihr, daß augenblicklich keine Gefahr vorhanden zu sein scheine, versprach schon morgen wiederzukommen und machte sich dann auf den weiten Heimweg im Dunkel der Nacht — neue Sorgen, neuen Kummer im Herzen.

Seinem Versprechen getreu, stellte er sich am folgenden Morgen wieder ein. Die Frau empfing ihn an der Thür. Sie weinte heute nicht mehr, sondern schien in überaus kriegerischer Stimmung zu sein.

„Gun Dag, Herr Pastohr,“ sagte sie, „es ist schön von Sie, daß Sie kommen, aber's notwendig is's nich mehr. Ich hab's ihn schon düchtig gegeben, den August, den ollen Saufaus. Wie's ihn geht? Oh, er's oll reit, dot geht er nich, aber's verschlagen is er, daß er sich

woll für'ne Woche nich rögen kann. Gehen Sie man zu ihn rein un geben Sie's ihn nochmal düchtig, verdient hat er's. Denken Sie mal, ersten die Doktorkosten und denn die Schann'."

"Das ist nicht das Schlimmste, liebe Frau Brun, viel schlimmer ist die Sünde, die dahinter zu stecken scheint," sagte der Pastor und begab sich zu dem Kranken.

Dieser erwiderte seinen Gruß mit einem Brummen. Er konnte den Pastor gar nicht sehen, die Augen waren ganz zugeschwollen. Er sah scheußlich aus.

Im Zimmer herrschte eine wahre Pestluft. Der Pastor öffnete ein paar Fenster, ehe er sich einen Stuhl in die Nähe des Bettes zog, auf dem der Kranke lag, und Platz nahm.

"Herr Brun," fragte er, "wie geht es Ihnen heute?"

"Das können Sie besser sehen als ich," war die unwillig gegebene Antwort.



Ich hab's ihn schon düchtig gegeben.

"Da haben Sie recht, sehen kann ich recht gut, und was ich sehe, will mir durchaus nicht gefallen, und was ich von Ihnen höre, noch weniger, und was ich gestern abend an Ihnen riechen mußte, als ich an Ihr vermeintliches Totenbett gerufen wurde, am allerwenigsten. Wenn ich recht verstehe, so sind Sie gestern betrunken gewesen, haben eine scheußliche Schlägerei gehabt und haben Prügel bekommen, daß Ihre liebe Frau meinte, Sie würden die Nacht nicht überleben, und —

Wie! Dummes Weib? Hören Sie, Herr Brun, mir scheint, Sie sind der großen Liebe und Besorgnis Ihrer guten Frau gar nicht wert. Sie haben gar keine Ahnung davon, wie sie um Ihr Leben bangte."

"Ach, was versteht denn die? Die sollte mal ersten den Paddberg sehen, den miserablen Schurken, denn könnte sie von Verschlagen und Dotgeh'n reden, der hat noch ganz was Ainneres gekriegt als ich."

"Wer? Von wem reden Sie? Von Herrn Paddberg? Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie sich mit dem geschlagen haben?"



"Mit wem denn wollt' ich sonst? Mit den bin ich auch noch längst nicht fertig, das kann ich Sie sagen."

Da meinte Jack, er müsse vom Stuhl sinken. Paddberg — Paddberg, den er stets für ein braves Gemeindeglied gehalten hatte! Wo war nun die Stille, die Ruhe, in der noch vor kurzem das Gemeindeglied dahinschlief? Die Wogen tobten, der Sturm raste! Saufen, Feindschaft, gräßliche Prügeleien, bitteren Haß

In mich köcht noch allens.

und Rachsucht meinte der Pastor ringsum zu sehen und zu hören und sonst nichts. Es war finster um ihn her.

"D, Herr Brun," begann er wieder, — —

"Herr Pastor," unterbrach ihn der Kranke, "lassen Sie mir heute zufrieden, ich kann Ihnen heute nicht hören. In mich köcht noch allens. Ich will heute gar nicht hören. Geh'n Sie heim."

"Gut, ich will gehen," sagte Jack, "ich glaube selbst, daß Sie heute nicht in der rechten Verfassung sind, zu hören, was ich Ihnen an Gottes Statt zu sagen habe, aber ich komme wieder. In der Zwischenzeit den-

ten Sie fleißig über Ihren Seelenzustand nach. Was aber das „Fertigsein“ mit Pabberg betrifft, so gebe ich Ihnen zu bedenken, daß es einen gibt, der gesagt hat: „Rächet euch selber nicht, . . . ich will vergelten,“ und daß jener große Eine sich nicht ins Handwerk pfuschen läßt, auch nicht von Ihnen. Und nun wünsche ich Ihnen baldige Genesung. Adieu!“

Damit ging er davon und begab sich spornstreichs zu Pabberg, den er in einem ähnlichen Zustand, aber etwas zugänglicher fand. Dieser erzählte ihm den ganzen Hergang, wie er Brun auf einer Auktion bei einem Amerikaner, der ausverkaufte, um weiter westlich zu ziehen, getroffen, und wie sie sich beide dort an den „free drinks“ übernommen und dann beim „Bieten“ auf ein Fuhrwerk aneinandergeraten seien. Sie hätten beide nicht mehr gewußt, was sie taten u. s. w.

Auch Pabberg war noch nicht in einer Verfassung, daß der Pastor ordentlich mit ihm hätte verhandeln können. So fuhr dieser denn heim, niedergedrückt und sehr entmutigt. Er ahnte, daß aus diesem Fall, da nicht zwei einander Fernstehende, sondern zwei Glaubensbrüder in Feindschaft geraten waren, etwas arg Böses entstehen würde, und seine Ahnung ging auch in Erfüllung. Jahrelang hatte er damit zu kämpfen, und viele heiße Kämpfe hat es gekostet, bis die Leute sich versöhnten und es wieder Friede wurde.

Noch war Jack nicht wieder bei den beiden Verfeindeten gewesen, da zog abermals ein Wetter für ihn herauf. Es war, als sollte der junge Mann gleich in seinem ersten Amtsjahre alles auskosten, was es auszukosten gibt. Ihm wenigstens war es durchaus so zu Mute.

Die Farmer aus der ganzen Gegend brachten nach dem Dreschen ihr Getreide in einzelnen Wagenladungen nach dem Speicher an der Eisenbahn, wo um diese Jahreszeit dann oft sehr viele Wagen auf einmal sich einfanden, so daß stets eine größere Anzahl derselben warten mußte, während einer ausgeladen wurde. Die Pferde wurden unterdessen im Walde hinter dem Speicher angebunden, und ihre Eigentümer setzten sich einer alten Unsitte gemäß in der berüchtigten Bier spelunk des alten, versoffenen Holzapfel nieder zu Trunk und Kartenspiel. Holzapfel, der ohne diesen Zuspruch sich an seinem weltentlegenen Posten gar nicht hätte halten können, war ein wahrer Vampir, der es vortrefflich verstand, den sonst durchaus nicht spendablen Farmern das Blut auszusaugen. Zu diesem Zweck hielt er nicht nur seinen öffentlichen Schank, sondern auch ein Nebenzimmer, in dem um Geld gespielt

wurde und in dem sein Sohn, ein roher, nichtsnutziger junger Mensch, das Zepter schwang und schon manchem alten und jungen Narren das Fell gleichsam über die Ohren gezogen hatte.

Auch die Gemeindeglieder von der Cherokee Creek mit ganz wenigen Ausnahmen fanden durchaus nichts Ungehöriges darin, bei Gelegenheit des Getreideverkaufs oft halbe Tage und darüber in dem Lokal zu sitzen, Bier und Schnaps zu trinken und selbst zu spielen. Die ganze Gemeinde, wenigstens der männliche Teil, wußte darum; nur der Pastor nicht. Der aber sollte nun auch dahinter kommen.

Es war eine naßkalte Herbstnacht und schon fast Mitternacht. Zum erstenmal prasselte Feuer im Ofen des Studierzimmers. Draußen heulte der Sturmwind in den kahlen Bäumen des Windbreak und jagte den Regen horizontal über die Prairie. Jack hatte einen langen Brief an seinen Vater geschrieben und diesem die Paddberg-Brunsche Angelegenheit erzählt und um Rat in derselben gebeten. Eben war er dabei, den Brief zu schließen, um sich darauf zur Ruhe zu legen, als er durch Sturmgeheul und Bäumerauschen das wütende Bellen der Haus Hunde und darauf das Rollen eines Buggys auf dem Hofe vernahm.

Er erschrak. Was mochte das wieder bedeuten? „O, nur nicht wieder in die Nacht hinaus,“ bat er im stillen, „nicht in diese Sturm- nacht hinaus!“ Da schlug eine Faust an seinen Fensterladen, und eine Stimme rief:

„Stehen Sie auf, Herr Pastor, Sie müssen mitkommen! Der Heinrich Behmüller ist gestochen worden. Er liegt im Sterben und verlangt nach Ihnen.“

„Auch das noch!“ seufzte der Pastor, „ich dachte mir's: ein Unglück kommt selten allein.“ Eilig steckte er Agende und Abendmahlsgeräte zu sich, schlüpfte in seinen Regenrock, ergriff Regenschirm und Hut und jagte gleich darauf mit dem Fremden in Nacht und Sturm davon.

Teils unterwegs durch den Kutscher, teils durch das reumüthige Bekenntnis des Sterbenden, größtenteils aber durch dessen Frau, die in ihrem großen Jammer ihren Mann, sich selbst und alle Welt, selbst den Pastor anklagte, kam alles an den Tag, nicht nur wie und wo das Unglück geschehen war (der Tatort war natürlich Holzapfels Trink- lokal gewesen), sondern auch die Ursache und vor allem die Tatsache, daß — wie die Frau immer wieder betonte — die ganze Gemeinde söffe und spielte.

Dem armen Pastor stiegen die Haare zu Berge. Ihm war, als

schlüßen alle Wasservogel der Erde über seinem Haupte zusammen; mit Grauen und Entsetzen schaute er in die Tiefen, die sich allerorten vor ihm aufstauten, und er flehte leise zu Gott um Rat und Hilfe.

Er reichte dem aufrichtig bußfertigen Sterbenden das Abendmahl, betete mit ihm und tröstete die arme Frau und die schlaftrunkenen Kinder, die weinend am Bett standen und in Verzweiflung auf das bleiche Gesicht des sterbenden Vaters starrten.

Ihm selbst war so weh zu Mute. Am liebsten wäre er trotz Sturms und Wetters noch in der Nacht davongelaufen, weg, weg, so weit ihn seine Füße trügen. Er konnte nicht Pastor sein, er fühlte dies mehr und mehr. Irgend etwas anderes, nur nicht Pastor, dem solche Scenen sein Lebenlang bevorstünden.

Da öffnete der Sterbende, der lange leise atmend dagelegen hatte, noch einmal die Augen, sah den Pastor an und flüsterte leise:

„Wie danke ich Gott, Herr Pastor, daß er Sie zu uns geschickt hat!“

Er wollte noch mehr sagen, der Tod verhinderte es jedoch. Es war auch genug gewesen. War es dem Pastor doch, als ob Gott selber ihm aus den bleichen, sterbenden Lippen hervor Antwort auf sein Flehen gegeben, ihm Trost und Mut zugesprochen habe.

Dankbar drückte er dem nunmehr Toten die Augen zu und sagte zu der schluchzenden Gattin:

„Ihren Heinrich finden Sie einst wieder; der ist heimgegangen und wartet dort in der Heimat auf Sie und seine Kinder. Mir aber hat er in seinen letzten Worten schon eine Botschaft gebracht, die er bloß drüben bekommen haben kann. Ich bin ihm dankbar dafür.“ —

Sein Feuer war niedergebrannt, seine Lampe erloschen, als er bei Tagesgrauen wieder daheim anlangte und müde sich auf sein Lager streckte.

Bei dem Leichenbegängnis, an dem nicht nur die ganze Gemeinde, sondern auch halb Karthago, ja, fast sämtliche Ansiedler der Gegend teilnahmen, hielt Noostand zwei Leichenreden, eine deutsche und — wegen der sehr zahlreich anwesenden Angloamerikaner — eine englische, die sich in ihrem Verlauf zu so gewaltigen Bußpredigten auswuchsen, daß den Zuhörern die Ohren gellten und sie nach der Beerdigung sehr still und schweigsam auseinandergingen.

Dies Ereignis und namentlich die Leichenreden machten in der Gegend ungeheures Aufsehen. Allerorten wurde davon gesprochen, und der junge deutsche Prediger war plötzlich ein sehr bekannter Mann ge-

worden. Seine Warnung vor den Trink- und Spielbuden, die wohl die erste war, die in der Gegend öffentlich und mit solchem Ernst ausgesprochen worden war, hatte bei den meisten Zuhörern einen tiefen Eindruck hinterlassen, der um so nachhaltiger war, als sich sämtliche Frauen, die zum Teil erst durch die Mordtat hinter die Schliche ihrer Männer und Söhne gekommen waren, auf die Seite des Pastors stellten und ihm wacker sekundierten.

Soweit wäre dies ja gut und schön gewesen, wenn mit der Beerdigung des Ermordeten und mit der zeitweiligen und teilweisen Besserung der männlichen Cherokee=Creeker die ganze Angelegenheit für Noostand ihren Abschluß gefunden hätte. Dies war aber nicht der Fall; denn erstens hatte Jack durch die mit der grausigen Geschichte verbundenen Erfahrungen einen großen Teil seines jugendlichen, fast kindlichen Zutrauens zu seinen Gemeindegliedern und damit zugleich einen großen Teil seiner fröhlichen Sorglosigkeit eingebüßt. Sorglos, wie in den ersten Wochen seines Amtierens, ist er nach diesem Vorfall nie wieder gewesen.

Zum andern hatte Holzapfel sehr bald Kunde davon bekommen, daß Jack öffentlich vor Sauf- und Spiellokalen gewarnt hatte, und weil die Mordtat in seinem Lokal passiert war, so bezog er die Rede natürlich allein auf sich. Es mag auch sein, daß ihm die Reden des Pastors mit allerlei fremden Zutaten überbracht worden waren — genug, der Mann warf einen ingrimmigen Haß auf Jack, der um so größer war, als seine Einnahmen in den ersten Wochen nach der Beerdigung ungeheuer zusammenschrumpften.

Wütender noch als er selbst schnaubte sein Weib gegen den Pastor und sie schwur ihm Rache.

„Was fällt denn dem Kerl ei'?“ schrie sie jedem treuen Kunden zu, „was nimmt er sich 'raus? Su a Gadenestel, su a Grünschnabel, su a miserablicher! Gunnt 'em armen Mann nit sei ehrli Brot! Na, wart ner, mer werr'n schon iwen mit ihm, mer werr'n iwen!“

Und wirklich, sie wurden „iwen“ mit ihm. Die Leute haben unserm Jack das Leben ordentlich sauer gemacht, ihm viel Sorge und Not bereitet.

Sie begannen damit, daß sie an ihre Spelunke einen großen Tanzsaal bauen ließen, wie ihn Karthago selbst in seiner Frontierzeit nie gesehen hatte, und der bedeutend schnellere Fortschritte machte als des Pastors Schulbau, einen Tanzsaal, in dem bald allsonntäglich bei

“free lunch” und den Klängen einer Ziehharmonika die greulichsten Orgien gefeiert wurden, bei denen Bier und Fusel in Strömen flossen.

Es blieb nicht aus, daß erst der eine, dann der andere von Jacks jungen Leuten seinen Weg dorthin fand; und die Holzapfels versäumten durchaus nicht, den Cherokee-Creekern mit ganz besonderer Freundlichkeit entgegenzukommen und sie zum Wiederkommen und zum Mitbringen ihrer Freunde und Freundinnen zu ermuntern; wußten sie doch, daß sie durch nichts anderes dem Pastor so weh tun konnten als gerade dadurch. Immer mehr wurden die Tanzgelage unter Jacks jungen Leuten bekannt und auch besucht, und es dauerte nicht lange, so kamen die Eltern und klagten dem Pastor ihre Not mit ihren erwachsenen Kindern, die oft die ganzen Nächte nicht heim kämen.

Da waren die Holzapfels eigentlich schon „inwen“ mit dem Pastor; denn sie trafen ihn damit weit schwerer, als er sie getroffen hatte. Die Sorge um seine jungen Leute plagte ihn Tag und Nacht. Ihm standen absolut gar keine Mittel zu Gebote, dem Unwesen zu steuern. Gerichtlich konnte er gegen die Wirtschafft nicht vorgehen; denn wer kümmerte sich in der Gegend um das Gericht! Dort tat eben jeder, was er wollte. So waren z. B. auch nicht die geringsten Schritte getan worden, den Mörder Behmüllers einzufangen, der nach der Tat einfach nach dem damaligen Mekka aller Rowdies — Denver — verduftete.

Nur einen Helfer hatte Noostand auf seiner Seite, den lieben Gott, und mit dem zog er in den Kampf. Wie dieser Kampf, der ein gar schwerer war und sich lange hinzog, endete, wollen wir heute nicht mehr erzählen. Uns dünkt, in diesem Kapitel war der Stürme und des Dunkels genug, sehen wir uns nun auch einmal wieder dort um, wo die Sonne scheint und später die Sterne leuchten.



Weitere Stürme an der Cherokee Creek.



Am Schluß des letzten Abschnitts versprachen wir, den Leser aus dem Dunkel der Stürme, die über der Cherokee Creek heraufgezogen waren und unserem Jack arg zugesetzt hatten, herauszuführen und ihn Sonnenschein und Sternenlicht wieder sehen zu lassen.

Dieses Versprechen machten wir in redlichster Absicht. Ein Geschichtenschreiber hat nicht mehr Freude daran, seinen Helden, den er ja doch auch lieb hat, in Not zu bringen, als der Leser Freude daran hat, von jener Not zu lesen. Darum wollten wir des „grausamen Spiels“ genug sein lassen und die geneigten

Leser sofort in den Sonnenschein bringen. Weil aber das, was dem Sonnenschein unmittelbar vorherging und darauf hinleitete, mit zu den wirklichen Erlebnissen Jacks gehört und des besseren Verständnisses halber absolut nicht ausgelassen werden darf, so muß es sich der Leser und auch selbst die Leserin gefallen lassen, noch einmal mit hineinzuwandern ins Dunkel. Es geht nicht anders.

Die Schule an der Cherokee Creek war endlich fertig geworden. Der Schreiner hatte sein Werk getan und gut getan. Unweit der Kirche, von einem freien Raum auf allen Seiten umgeben, erhob sich das nette, weiß angestrichene Framegebäude mit seinem winzigen Türmchen, in dem sogar ein von einem freundlich gesinnten Karthager gestiftetes Glöcklein hing. Recht einladend schaute das Gebäude in die Lande. So dachten wenigstens neben ihrem jungen Pastor alle alten Cherokee-Creeker. Ob es den kleinen, jungen Menschlein jener Gegend ebenso einladend vorkam, wollen wir dahingestellt sein lassen; doch können wir bezeugen, daß die Angst des kleinen Volks vor diesem Tempel der Wissenschaft wie auch vor dem, der darin das Zepter zu schwingen bestimmt war, längst nicht mehr so groß war, wie sie noch vor einem Vierteljahr gewesen wäre. Dies war neben anderen eine Frucht der sonntäglichen Christenlehren, in denen der junge Pastor sehr oft die

Schule und deren „Herrlichkeit“ erwähnte, bis sich die Kinder an den Gedanken, dem Verhängnis ohne Rettung verfallen zu sein, gewöhnt hatten, wie ein Mensch schließlich gleichgültig wird bei dem Gedanken, daß sein hohler Zahn doch einmal gezogen werden muß.

An den Pastor selbst hatten sie sich ebenfalls längst gewöhnt, und wenn sie auch noch keine eigentliche Zutraulichkeit zeigten, so rissen sie doch nicht mehr vor ihm aus wie einst. Er durfte es jetzt schon wagen, diesem oder jener einmal die Hand auf den Flachskopf zu legen, oder das Kinn aufzuheben und ins Gesicht zu sehen.

Natürlich sollte die Schule auch eingeweiht werden, und Pastor Roostand begann schon einige Wochen vorher die nötigen Vorbereitungen dafür zu treffen. Wie so vieles besprach er auch diese mit dem Schäperschen Ehepaar. Mit dem alten Mann war in solchen Sachen freilich nicht viel anzufangen. Zur Ausführung eines Plans, wenn derselbe erst einmal ausgeheckt war, war er zwar stets bereit; dann kam sein „Jau, yes, mit das fangen wir heute noch an“ von Herzensgrund, aber das Austüfteln einer Sache war nicht seine Stärke. Anders Schäpers Frau. Mit ihr konnte Jack derartige Angelegenheiten gar wohl besprechen, und ihr Rat, der allezeit aus wohlmeinendem Herzen quoll, galt ihm nicht wenig.

Während die drei eines Tages über Tisch wieder über die Schulweihe sprachen, machte Frau Schäper die Bemerkung:

„Wenn's man bei uns nich' ümmer so ganz ohne Musik zugehen müßte, es tut ein'n doch or'ntlich leid. Bei unsere Kirchweih nix, bei Ihre Einführung nix, jetzt bei die Schulweihe wieder nix. Bei uns in Illinois war's doch anners, dor hatten wir ein'n Orgel —“

„Ja,“ fiel ihr der Pastor ins Wort, „Orgel — das ist es ja gerade. Wenn wir eine Orgel hätten; es brauchte gar keine große zu sein.“

„Wär' 'nauzgesmissen,“ meinte der alte Schäper, „wer sollte ihm woll spielen? Ich vielleicht? oder der alte Rösch? Vielleicht gehört das Spielen mit zu'n Smitt seine konzentrierte Wissenschaft.“

„O,“ warf Jack hin, „das Spielen wollte ich wohl besorgen, wenn das Instrument vorhanden wäre.“

„Was? Wie? Sie können Orgel spielen?“ riefen beide Gatten gleichzeitig, „warum haben Sie uns das nicht all längst gesagt?“

„Es hat sich nie Gelegenheit dazu geboten,“ sagte lachend der Pastor, „was hätte es auch genützt?“

„Herr Pastohr,“ ergriff der alte Mann das Wort, „ob wir’s gewußt haben, daß Ihr spielen könnt, oder ob wir’s nicht gewußt haben, das macht nu’ gor nir’ mehr aus; wir wissen’s jezt. Un’ ich weiß noch was mehr, nämlich, daß der olle Schäper ein’n Dergel kauft — nich’ for die Kirche, auch nich’ for die Schule — das tät die Leute hier passen: allens geschenkt — nofferie, for’s Haus kauf ich ihm, for die Korline dor, die mich die Ohren vollgebrummt hat wegen gor keine Musit, so lang’ as wir verheirat’t sünd, und das sünd all’n paar Jahre. Aber’s zu die Schuleinweihung kommt der Dergel in die Schule, un’ was denn geschehen wird, wenn wir ’mal dormit gesungen haben, das sollt Ihr sehen.“ —

Und so geschah es in der Tat. Der junge Pastor besorgte die nötigen Schreibereien, und als der Tag der Schulweihe kam, da war auch das Harmonium — um ein solches handelte es sich natürlich — vorhanden, ein einfaches, aber starkes Instrument, dem der Pastor im Gottesdienste zum sprachlosen Erstaunen der Cherokee-Creeker die herrlichsten Akkorde entlockte. So schön wie heute hatte die Gemeinde noch nie gesungen, und noch nie so im Takt. Brausend erscholl der Choral „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“, und wenn auch der Vorsteher Hackmeyer gleich von vornherein mit Volldampf in die Melodie von „Nun laßt uns den Leib begraben“ hineinraсте — heute kam er nicht weit; es hörte niemand auf ihn. Selbst sein: „Dat’s recht, Herr Pastor, so mot’t sin,“ ging unter im Brausen der Orgel.

Als nach dem Gottesdienst Schäper mit seinen Söhnen das Instrument auf einen Wagen lud und mit demselben davonsuhr, machten die guten Cherokee-Creeker gar lange Gesichter. Sie mochten wohl gemeint haben, die Orgel gehöre mit zum Inventar der Schule. Als sie aber allmählich in der Ferne verschwand und Jack ihnen erklärte, das Ding sei Eigentum Schäpers, da beschloß man stante pede, „so’n Orgel möt wi in use Karren hewwen, dat’s en fermost Dings.“

Schon in der nächsten Gemeindeversammlung ward über den Ankauf einer Orgel beraten und nach längerer Debatte beschlossen, eine Kollette dafür zu erheben. Ein Gemeindeglied fragte zwar in aller Bescheidenheit, ob der alte Schäper sein Instrument nicht jeden Sonntagmorgen in die Kirche schaffen könne, dann könne die Gemeinde eine große Ausgabe sparen. Als aber Schäper mit unsäglich hämischer Miene erwiderte: „Yes, jau, Korl, Du triffst ümmer mit Deine guten Gedanken ins Swarze, aber’s weil wir mal grade dabei sünd, so könnte

der olle Schäper woll auch noch jeden ein'n Daler geben for's Zuhören. Denn wär's ersten recht schön, nich' wöhr, Korl?" da duckte Korl unter und nahm sich ernstlich vor, zu der Kollekte auch fünfzehn Cents beizusteuern.

Nach Neujahr war wirklich ein Instrument in der Kirche, weit größer und besser als das des alten Schäpers.

* * *

Die Einweihung der Schule war vorüber, und gleich am folgenden Morgen begann Jack Roostand in ihr den Unterricht. Er hatte die Eltern am Schlusse des Weihgottesdienstes gebeten, ihre Kinder, wenn möglich, persönlich zur Schule zu bringen, oder doch eine erwachsene Person, die über Vornamen, Alter u. s. w. der Kinder Auskunft erteilen könnte, mitzufenden. Als er nun am Montag früh das Lokal eröffnet hatte, dauerte es nicht lange, da kamen die ersten Schüler schon an, und die erbetene Begleitung kam mit an. Diese aber bestand weit weniger aus Vätern und Müttern (obwohl solche auch vorhanden waren) als vielmehr aus erwachsenen Schwestern. Die Väter machten ihr Geschäft schnell ab: „Dor sind se, Herr Pastoör, all drei. Dies is die Marie, die wird vierzehn — wennehr, das weiß ich nich' 'mal genau. Dies is Heinrich, so umme ölm Johr 'rum, und dann dies is unser Kleinsten, der is neun. Die Rechnung für die Bücher schicken Sie mich zu mit die Kinder. Und denn Abjüs auch, Herr Pastoör. Marie, wenn Zi nach Hus gahst, dennso künnt Zi de Köhe gliest ut'n Paster laten; heßt't hört, Hinnerich? Na, denn nochmal Abjüs, Herr Pastoör!“

Bei den Müttern spielte sich die Geschichte nicht so schnell, auch nicht so hartherzig, auch nicht ganz ohne Tränen ab. Sie trugen das in kleinen Körben verpackte, sehr reichlich bemessene Mittagessen ihrer Kinder selbst, und manche von ihnen legte mit einem Blick, aus dem Jack gar viele und gar mancherlei Gefühle des Mutterherzens herauslesen konnte, ein paar prächtige Äpfel oder Birnen auf das Lehrerpult, um gleich darauf mit dem frischen, noch sorgfältig zusammengefalteten Taschentuch ein paar heimliche Tränen aus den Augen zu wischen, was natürlich verursachte, daß sich die Schleusen bei ihren Kindern ebenfalls öffneten und mit einem Geräusch sich ergossen, das einem Schlachtopfergeheul zum Verwechseln ähnlich klang. Jack hatte alle Hände voll zu tun, alte und junge Seelen zu beruhigen, was er teils mit freundlichen Worten, teils mit Aufopferung seiner geschenkten

Äpfel und Birnen zu bewerkstelligen versuchte und wobei er ganz verschiedene Resultate erzielte.

Wie viel inniger doch eine Mutter mit ihren Kindern verwachsen ist als der Vater! Wie weiß sie genau anzugeben, wann dieselben geboren, was ihre körperlichen Gebrechen oder Mängel sind, wie versteht sie ihre geistige Begabung abzuschätzen! Wie besorgt ist sie um das Wohlergehen ihrer Kleinen! Wie schwer wird es ihr, sich von ihnen zu trennen, selbst auf einen Tag! Alles dies lernte Jack an diesem Morgen. Neun Uhr, die Zeit für den Beginn des Unterrichts, war vorbei, von den Vätern war keine Seele mehr in der Nähe der Schule, die Mütter aber waren noch fast vollzählig da. Jack ließ sie gewähren; morgen schon — das mußte er — würde es anders sein. Er hörte mit großer Geduld alle mütterlichen Herzensergüsse an, tröstete, beruhigte, versprach das Beste und complimentierte mit so viel Grazie, als ihm zu Gebote stand, jede einzelne Mutter zur Türe hinaus. Jede einzelne Mutter aber konnte es sich nicht versagen, noch einmal an ihre bereits platzierten Kinder heranzutreten und ihnen etwas zuzuflüstern, was fast ausnahmslos ein neues Schlachtopfergeheul hervorrief, das bei dem endlichen Verschwinden der Mutter mitunter in wildes, verzweifeltes Kreischen überging und dermaßen ansteckend wirkte, daß beinahe sämtliche Kinder, außer denen, deren Begleitung noch gegenwärtig war, mit einstimmten. Es war greulich.

Wo aber waren die begleitenden erwachsenen Schwestern? Ja, die waren eben noch da. Einzelne, namentlich solche, denen eine weit- und scharfsinnige Nachbarin — die ihre eigene große Tochter daheim gelassen hatte — beim Davongehen zugerufen hatte: „Na, Louise, Du heßt doch nu hier of nix mehr to don, kumm Du mit na Hus, denn heww id Rumpanie“ — einzelne solche waren, allerdings sehr enttäuscht und etwas mißmutig und etwas hängemäulig und ziemlich wütend auf die Nachbarin, heim gegangen. Die anderen aber schienen es gar nicht eilig zu haben. Sie standen in kleinen Gruppen zusammen, tuschelten und kicherten und amüsierten sich scheinbar köstlich und waren die besten Freundinnen und beobachteten einander und wunderten sich im stillen, was die anderen bewogen haben könnte, heute hierherzukommen, und beobachteten weiter und haßten einander ein wenig und tuschelten und kicherten weiter und waren die besten Freundinnen. Jede hegte den Wunsch, daß die übrigen doch endlich einmal Anstalten treffen sollten, heim zu gehen, weil aber jede denselben Gedanken hatte,

so blieben sie eben alle da, bis der junge Pastor, der den Braten noch und keinen Braten wünschte, rief: „So, ladies, jetzt sind Sie an der Reihe, wer ist die erste?“

Da kamen sie gruppenweise ans Pult und machten ihre Angaben — ach, ganz allerliebste, so schüchtern, so errötend und so prächtig plattdeutsch, daß Jack ein Herz von Stein gehabt haben müßte, wenn er sich nicht darüber gefreut hätte. Dabei wurde es auch offenbar, daß die jungen Dämchen, obwohl sie den Spruch: „Der unterrichtet wird mit dem Wort, der teile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet,“ vielleicht nie gehört, jedenfalls aber nie gelesen hatten, doch den Sinn desselben, wenn nicht intuitiv, so doch instinktiv gefaßt haben mußten, denn zu Jacks größtem Erstaunen kam unter den Schawls, die die Mädchen trugen, schüchtern „allerlei Gutes“ hervor und häufte sich auf dem Lehrpult auf. Darunter auch ein mächtiger, runder Kuchen von etwa sieben Zoll Höhe, auf dessen mit schneeigem Eiweißguß überzogener Oberfläche die aus feuerroten Pfefferminzplätzchen mühsam zusammengestellte Inschrift erstrahlte:

“FOR JIM.”

Der junge Pastor, dem bei dem ganzen Vorgang so wie so schon schwül geworden war, starrte das Kuchenungeheuer und seine rätselhafte Inschrift längere Zeit sprachlos an, während die dicke Lizzie, die es gebracht, mit dem ganzen Gesicht grinste und die übrigen Mädchen, die Köpfe zusammensteckend, leise licherten und sich doch ärgerten, daß die Lizzie, „das olle dumme Ding“, auf den herrlichen Einfall gekommen war.

„Jim?“ dachte der Pastor, „Jim? Wer mag Jim sein? Wahrscheinlich hat Lizzie den Kuchen mitgebracht, damit Du ihn ihrem Bruder, der möglicherweise Jim heißt, schenken sollst, gleichsam als eine Art *captatio benevolentiae*.“

Er fragte daher die Lizzie:

„Heißt Ihr Bruder Jim?“

„Gräschus, nee! Worum denn?“

„Nun, ich dachte, ich sollte vielleicht diesen schönen Kuchen ihm geben — meinerwegen als Belohnung für sein Dableiben oder Stillstehen. Zu diesem Gedanken bin ich gelangt, weil darauf steht: ‘For Jim’.“

„Goodneß, nee, nee, der Kuchen is for Ihnen, un’ das dor heißt nich’ ‘For Jim’, sonnern ‘For Him’ — for ihn, for’n Pastohr!“ rief hoch errötend das Mädchen.

Die anderen Jungfrauen wandten sich ab und steckten die Köpfe wieder zusammen, stießen einander mit den Ellbogen in die Seiten und wollten sich ausschütten vor Lachen. Das geschah Lizzie recht, was brauchte sie auch einen Kuchen zu bringen, noch dazu einen mit einer Inschrift — sie, die keinen Buchstaben kannte! Sie selbst, die anderen, kannten zwar auch keine Buchstaben, aber sie hatten sich auch nicht herausgenommen, einen Kuchen mit einer Inschrift zu bringen.

Der junge Pastor, der dies alles beobachtete und ein herzliches Mitleid mit Lizzie verspürte, rettete sie aus der Verlegenheit, indem er rief:

„Ja wirklich! Das soll 'For Him' heißen, ich hatte das 'H' für



Der junge Pastor starrte das Kuchenungeheuer an.

ein 'J' gehalten. Na, Lizzie, wenn der prächtige Kuchen wirklich 'for him', nämlich für den Pastor bestimmt ist, dann sagt derselbe Pastor der Lizzie auch seinen besten Dank, einen Dank, der noch größer ist als der schöne Kuchen. Der Kuchen aber soll dem Pastor schmecken."

Da erglühte die dicke Lizzie noch einmal, diesmal aber nicht vor Scham, sondern vor Freude. Die anderen Mädchen aber rümpften die Näschchen und machten lange Gesichter.

Nach und nach wurde der Pastor die ganze Gesellschaft los, sie hub sich zögernd von dannen. Die Lizzie mußte allein nach Hause gehen, sie hatte keine Begleitung.

Von da an hatte der junge Pastor nie Mangel an Kuchen — mit und ohne Pfefferminzplätzchen; die Schulkinder brachten sie ihm in die Schule, er fand sie, sorgfältig eingewickelt, auf seinem Buggyssitz, mitunter sogar vor seiner Haustür. Und diese Kuchen hatte nicht alle die Lizzie gebacken.

Frau Schäper, die natürlich alle jene kulinarischen Erzeugnisse nicht nur zu sehen, sondern auch auf den Tisch bekam, sah dem Treiben still lächelnd zu. Wenn sie solch einen süßen Köder vom Tisch nahm oder auch darauf setzte, pflegte sie wohl zu philosophieren: „Wie sind doch die Deerns von heute so ganz anners, als sie zu meine Zeit waren! Wo wäre mir eingefallen, 'nen jungen Mann 'nen Kuchen zu schenken, wo ich noch ein Deern war. Der Peter hat keinen Kuchen gekriegt. Doch will ich mir nich' überheben, wenn dor damals so'n Pastoehr in unsere Gemeinde gewesen wäre, wie unser is — am Ende hätt' die Korline auch'n Kuchen gebacken mit was Rotes drauf, denn die Korline wußte auch, was 'n glatten Kerl war. Ich kann sie's nich' verdenken, wenn sie ihn gleichen. Ob sie aber's das Kuchenbacken was helfen wird — ich glaub's nich'. Der Pastoehr hat wo anners was, oder ich müßte mir furbar irren.“

Auch ihr Peter philosophierte, weil er aber materialistisch angelegt war, so war seine Philosophie auch materialistisch. Als der Pastor einmal wieder mit einem Kuchen ankam, rief er lachend:

„Mutter, weißt Du was? Ich hab' nu' den großen Entschluß gefaßt, daß ich auch Pastoehr werden will. Süß, bisher is mich der Gedanke nich' gekommen, weil daß ich bloß sehen tat, wie sich so'n Pastor plagt un' studieren muß un' an Krankenbetten sitzen un' Grobheiten fluchen, nu aber's kriegt't en anner Gesicht, die Kuchen haben mir überwunden. Mit jeden Kuchen steigt die Lusten höher. Es geht mich wie

den Smitt: ich sehe ein, daß ich mein'n Beruf verfehlt habe, vielleicht entdecke ich in mir auch noch kondemnierte Wissenschaft."

"Peter," entgegnete lächelnd sein treues Weib, "Peter, laß Du das Witzemachen unnerwegs, es steht Dich nich' gut zu Gesicht. Die Kuchen, die Du heim bringen tätest, die möchte ich sehen, besonner's, wenn drauffstehen täte: 'For Dutch Pete.'" Und als beide Männer ob solcher Rede laut auflachten, fuhr sie fort: "Ich sehe, ich muß Euch Mannsleute mehr Kornbrot und Speck aufsetzen, bei all die Süßigkeit plagt Ihr hinten aus."

"Lassen Sie uns gewähren, Mutter," lachte der Pastor, "eines Tages wird die Süßigkeit mit einem Schlage ein Ende haben."

"Ich seh's kommen," erwiderte Schäpersmutter.

* * *

"Ich wünsche, es wäre Abend und Sie wären wieder daheim," sagte eines Morgens gegen Ende November Frau Schäper zu dem Pastor, als dieser, in Ueberrock und Pelzmütze, vor ihr stand und das Körbchen aus ihrer Hand empfing, das sein Mittagseffen für den Tag enthielt. Jack war nämlich eben im Begriff, seinen täglichen Weg zur Schule anzutreten.

"Warum denn das auf einmal, Schäpersmutter? Was ist denn los?" fragte der junge Mann. "Sie halten mich doch nicht für krank?"

"Nein, das is's nich', aber das Wetter will mir nich' gefallen."

"Das Wetter!" rief Jack, "das Wetter! Haben Sie jemals einen schöneren Wintertag — Herbsttag sollte ich eigentlich sagen — gesehen?"

"Ja, das is all recht, Herr Pastohr, jezt is es schön, aber warten Sie mal, was es auf'n Abend geben wird. Ich will man hoffen, daß es sich hält, bis Sie un' die Schulkinder wieder heim sünd."

"Nein, Mutter, ein wenig kenne ich das Wetter auch. Heute bleibt es schön. Sorgen Sie sich nicht unnötigerweise ab. Gott befohlen, Mutter!"

"Behüte Ihnen der liebe Gott, Herr Pastohr! Un' wenn es sollte zu stürmen anfangen, dann machen Sie, daß Sie un' die Kinder heim kommen."

Dem freundlichen, besorgten Mütterchen nochmals fröhlich zunickend, schritt der große Mensch davon. Er hätte können sein Pferd benutzen, aber er verzichtete darauf. Anfangs hatte er den ziemlich

weiten Weg zu Pferde zurückgelegt, wie das auch die entfernter wohnenden Schulkinder zu tun pflegten, aber er fand, daß ihm, der jetzt so viel ins Zimmer gebannt war, das Gehen der Strecke zuträglicher war als der verhältnismäßig kurze Ritt, und machte in letzter Zeit den Weg meistens zu Fuß.

Gutes Mutes schritt er dahin. Die Sonne stand am wolkenlosen Himmel. Kein Lüftchen regte sich. Still standen die nun völlig ent-

laubten Su-
machsträucher
und verdorrten
Unkrautstengel
zur Seite der
Landstraße.

Auf dem noch
grünen Grase
und Wegerich
lag der Reif,
und in den un-
regelmäßigen
Gräben neben
dem Fahrweg
glitzerte hie
und da noch
ein wenig
Schnee, der in
einer der letzt-

vergangenen
Nächte gefallen
war. Um die
entfernten Bo-
denenerhebungen
woh sich ein lei-
ser, durchsichti-
ger, bläulicher
Dunsthauch,
der auch die
Hügel im Osten
verschleierte.



„Ich wünsche, es wäre Abend und Sie
wären wieder daheim.“

Jack war, wie wir wissen, immer ein kerngesunder Mensch gewesen, war es aber jetzt mehr als je zuvor. Die Prairieluft und dazu die kräftige Landkost, so einfach sie war, bekamen ihm vortrefflich, die täglichen körperlichen Uebungen, die man fast Strapazen nennen konnte, hatten seine Muskeln gestählt. Was Wunder, daß er im Vollgefühl seiner herrlichen Jugendkraft auf seinem Schulweg laut in die Prairie hinauspfiff!

Zu seiner Fröhlichkeit trug nicht zum geringsten Teil ein Brief bei, den er in der Tasche mit sich führte und nun, während er dahinschritt, hervorzog und zu lesen begann. Er hatte ihn seit gestern abend, als ihn ein Sohn Schäpers von Karthago mitgebracht hatte, zwar schon wiederholt gelesen, aber er schmeckte immer noch, noch immer erfüllte sein Inhalt Jacks Herz mit Wonne.

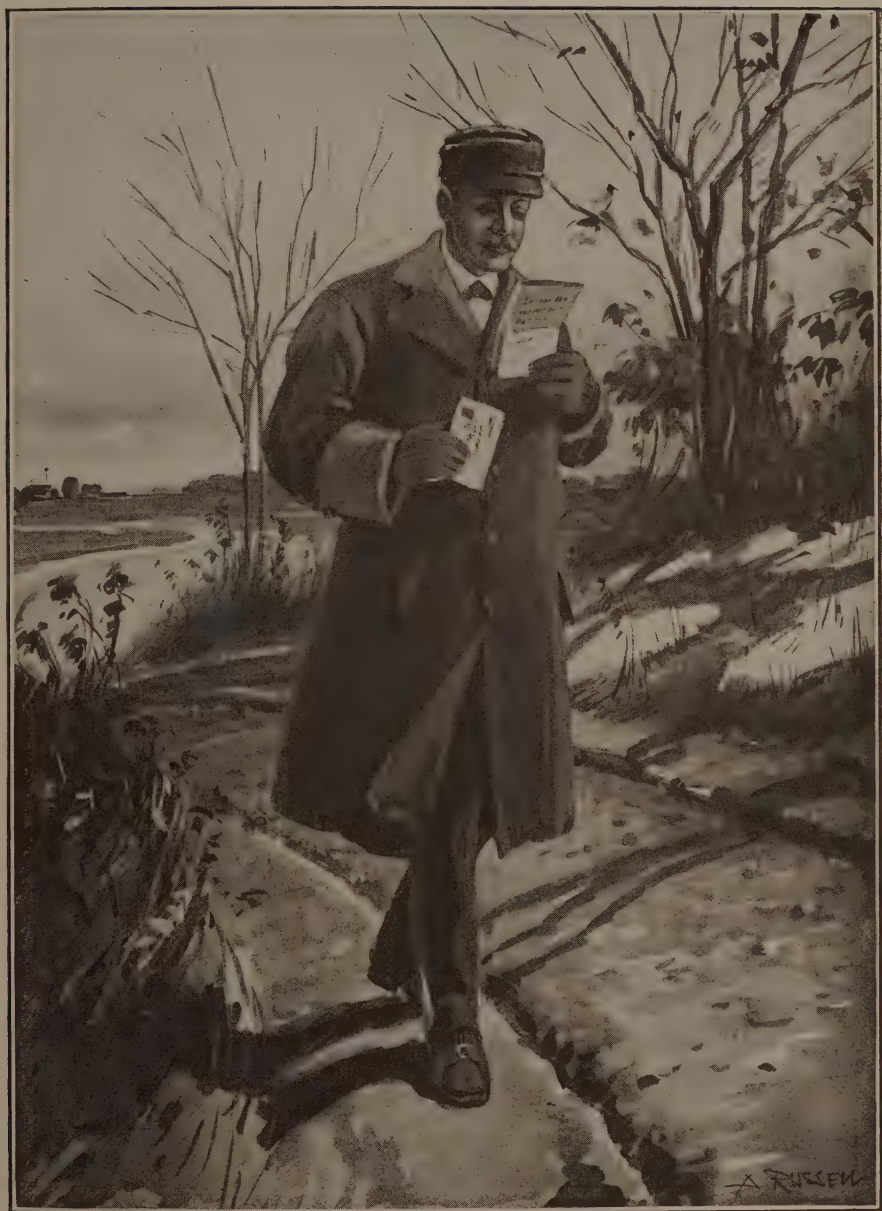
Es ist gut, daß ein Erzähler das Recht besitzt, anderen Leuten, ohne daß sie es ahnen, in die Häuser, in die Taschen, in die heimlichsten Briefe, ja in die Herzen zu schauen, um zu erfahren, was darin ist. Wo sollte er denn sonst etwas zu erzählen hernehmen? Gerade die interessantesten Dinge blieben uns ohne dies Recht verborgen. So wissen wir sehr wohl, daß die freundliche Leserin vor Neugierde brennt, zu wissen oder zu erfahren, was in dem Briefe Jacks stand, das ihn so überaus fröhlich stimmte, und wir machen Gebrauch von unserem Recht, schauen dem jungen Mann getrost über die Schulter, wenngleich wir uns dabei auf die Beine stellen müssen, und lesen mit ihm:

„Mein lieber Mentor, gutes altes Haus!“

Pfui! wird die freundliche Leserin denken, was für eine abscheuliche Anrede! Wer wird denn „unseren Jack“, den hübschen jungen Menschen, ein altes Haus nennen! Wir aber versichern sie, daß diese Anrede ganz nett ist, wenn man weiß, von wem sie kommt. Für manche Menschen ist man recht gern ein altes Haus. Unser Jack hat sich an dem alten Haus gar nicht gestoßen. Doch lesen wir weiter:

„Deine mir äußerst interessante und aus verschiedenen Gründen sehr willkommene Epistel habe ich heute erhalten, und wenn ihr Inhalt nicht gewesen wäre, was er war, würdest Du wohl noch einige Tage auf Antwort warten müssen, denn wir haben gerade gegenwärtig zwei Aufsätze und ebenfalls zwei Exercitien zu schreiben, die, wie Du aus Erfahrung weißt, ganz unnötig und überflüssig sind, trotzdem aber gemacht werden müssen.“

„Der Inhalt Deiner Epistel also war ein ‘stunner’ und fordert



Zu seiner Fröhlichkeit trug nicht zum geringsten Teil ein Brief bei.

peremptorisch sofortige Beantwortung. Wenn ich meiner Aufgabe darin nicht gerecht werde, so nimm mir das nicht übel, ich mache es, so gut ich kann. Die lieben Aufsätze müssen natürlich noch warten. Die Sache, um die es sich handelt, ist also Deine Frage: Kannst Du und willst Du mir, bitte, sagen, ob Deine brave, schöne Schwester Amanda in matrimonialer Beziehung noch ganz frei und ledig ist?

„Ja, Du bist trotz Deiner gegenwärtigen Würde noch immer der alte Jack Roostand, ohne lange Umschweife aufs Ziel los — straight from the shoulder — a bee-line from second to home. Ich habe Dich nie anders als 'head first' in den Fluß gehen sehen. Ich liebe das, darum komme ich Dir jetzt auch so.

„Ich nehme an, daß Du mit den Worten: ,ob Deine Schwester . . . noch ganz frei und ledig ist,' einfach fragen willst, ob sie verlobt sei; und darauf kann ich Dir mit absoluter Gewißheit antworten: Sie ist nicht verlobt; denn wenn sie es wäre, wüßte ich es, darauf kannst Du Dich verlassen. Sie hat zwar, wie ich von unserer Mutter erfahren — mit Stolz erfahren habe, verschiedene recht ehrenvolle Anträge erhalten, hat sie jedoch zur Vermunderung der Eltern abgelehnt. Mich hat dieses nicht sonderlich frappiert, denn ich glaube ihre Gründe für ihre Handlungsweise zu kennen, weiß über Amanda in dieser Beziehung wahrscheinlich mehr als unsere Eltern — aus vergangenen Tagen — Westonsviller Tagen.

„Mehr darüber wirst Du wohl nicht von mir verlangen.

„Die Konzertgeschichte aus St. Louis, die Du mir erzählst und die Dich vermuten ließ, der Mann, in dessen Begleitung Amanda damals in dem Konzert erschien, sei ihr Mann oder doch ihr Verlobter gewesen, ist mir bekannt. Meine Schwester war auf der Heimreise von Chicago nach Hinsdale und hielt sich, wie gewöhnlich, einen Tag bei unserer Tante in St. Louis auf. Der älteste Sohn dieser Tante, Cousin Bob, wie wir ihn nennen, hatte ein paar Eintrittskarten zu dem Konzert gekauft für sich und sein 'best girl', und da dieses unpäßlich war und nicht ausgehen konnte, so bewog Bob meine Schwester, am Abend mit ihm zu gehen. Dies hat sie mir, als ich ein paar Tage darauf ebenfalls in Ferien heimkehrte, selber erzählt. Von ihr hörte ich auch zu meinem Erstaunen, daß Du Dich auch als Solist auszeichnest. Was Du gesungen, wollte Amanda mir nicht sagen, doch kam ich dahinter, als ich später in ihrem Zimmer zufällig das Programm fand. Wer war denn diejenige, die Du im Liede so flehentlich batest: ,Noch

einmal laß mich Dir ins Auge schau'n? Was für ein Paar schöne Gucker die haben muß!

„Zu Deinen beiden ‚baldigen‘ Schwägern laß Dir hiermit aufs beste gratulieren. Bei Deinen Leuten daheim gibt es also zu Weihnachten Doppelhochzeit. Betty's erinnere ich mich noch, Emmas nicht mehr. Daß John Sembach, der Dir einst half, mich dummen Jungen unter dem Eise hervorzuziehen, Dein Schwager werden wird, ist mir sehr interessant und freut mich. Wenn der andere Bräutigam ein ebenso guter und tüchtiger Kerl ist wie John, dann fahren Deine beiden Schwestern wohl. Du wirst wohl schwerlich zur Hochzeit kommen können, der Weg wäre doch wohl zu weit. Schade!

Mit herzlichem Gruß Dein

Dein Leonhardi.“

So, nun ist's heraus! Jetzt wissen wir, warum unser Jack so laut in die Prairie hinauspfiff. Wie bequem das ist, wenn man ein Erzähler ist und darf den Leuten in die Briefe schauen! Was haben wir jetzt nicht alles erfahren! Glaubt die freundliche Leserin, Jack hätte uns gestanden, daß er vor einigen Tagen, als er spät abends noch mutterseelenallein bei seiner Lampe saß und das unvergeßliche, holde Antlitz Amanda Leonhardis wieder einmal vor seinem Geiste auftauchte und ihn anzulächeln schien, plötzlich die Bücher zur Seite geworfen und noch gegen Mitternacht an seinen einstigen Schützling und Freund, den Bruder Amandas, geschrieben hat, weil er Gewißheit — endlich einmal Gewißheit haben wollte, ob Amanda noch lebig sei? Wäre ihm ja nicht eingefallen! Also mußten wir ihm über die Schulter in den Brief schauen. Und jetzt schämen wir uns unserer Tat nicht einmal, sondern freuen uns sogar darüber.

So vertieft in seinen Brief und in seine Gedanken war Jack, daß er, als er an die „Nord- und Süd-Road“ — die Landstraße, die nach Karthago führte — kam, fast ein kleines Mädchen übergerannt hätte, das etwa eine Meile von der Kreuzung an jener Straße wohnt und sich ebenfalls auf dem Weg zur Schule befand und nun lustig, wie ein Hündlein, neben dem großen Mann hertrippelte und ganz vertraulich mit ihm plauderte, ein Zeichen, daß es an der Cherokee Creek schon anders geworden war.

„Mutter wull mi van Dage nich' na Schol gahn laten,“ pappelte die Kleine, „awer ick hevw grient, un denn het Vatter seggt: ‚Ach, lat ehr, Mutter,‘ und dann het se mi doch torechte fixt un gahn laten.“

„So?“ fragte der Pastor, „warum wollte Mutter Dich nicht gehen lassen?“

„Ach, se is bang vör dat Wetter,“ antwortete das Kind.

Der Pastor schaute nach allen Himmelsgegenden. Weit, weit über die Ebene hinweg schweifte sein Blick. Er nahm nicht das geringste Anzeichen nahenden Unwetters wahr.

Als das Paar die Schule betrat, fand es das Lokal kalt. Zwar prasselte im Ofen ein Feuer, aber dasselbe mußte vor kaum zehn Minuten angezündet worden sein. Die Gemeinde hatte dem nächsten Nachbar, unserm Freund Schmitt, da er trotz seiner „Erkenntnisse in der Wissenschaft“ nicht als Lehrer angestellt worden war, das Schuldieneramt übertragen, und dieser hatte es, da er bei seiner Bildung doch so gemeine, niedrige Arbeit nicht persönlich verrichten durfte, an seinen ältesten Buben abgegeben. Die Folge war natürlich eine miserable Bedienung. Wollte der Pastor ein warmes Schullokal haben, früh genug warm haben zum Beginn des Unterrichts, so mußte er selber früh erscheinen und persönlich nach dem Rechten sehen. So auch heute wieder.

Es wurde neun Uhr, die Schule sollte ihren Anfang nehmen, aber es war nur etwa die Hälfte der Schüler anwesend, und der Pastor nahm wahr, daß die anwesende Hälfte fast ganz aus kräftigen Knaben bestand, die fast ausnahmslos zu Pferde gekommen waren, meistens zwei, mitunter drei auf e i n e m Gaul. Auf seine Erkundigung nach dem Verbleib dieses oder jenes Kindes bekam er die Antwort:

„Ihr Vatter un' Mutter wollten ihr nich' geh'n lassen, weil sie bange waren, es tät ein' Sturm geben.“

„Was haben nur heute die Leute?“ dachte der Pastor, „riechen sie die Stürme hier tagelang vorher? Ich selber sehe das schönste Wetter von der Welt, Sonnenschein, fast so schön wie im Herbst. Doch es kann sein, daß es etwas gibt, die Leute werden ihr Wetter hier wohl kennen.“

Er begann den Unterricht und vergaß darüber das Wetter. Die Pause kam, er ging mit den Kindern hinaus in den Hof und spielte mit ihnen. Die Sonne schien nach wie vor. Es wurde Mittag. Jack zog, wie die Kinder, sein Körbchen hervor und verzehrte sein Mittagessen, wobei seine Gedanken hinüberwanderten ins nahe, leer stehende Pfarrhaus. Wie wohl würde ihm sein, wenn er einst kein Körbchen mehr zur Schule zu tragen haben würde, sondern zu Mittag hinüberschlüpfen könnte in sein eigenes Heim, an seinen eigenen Tisch, zu

feiner — Frau! Sein Herz schlug laut bei dem Gedanken. Er wollte doch gleich einmal ins Pfarrhaus hinüber, um — ja, was er in dem



kalten Hause wollte, er wußte es selber nicht; er ging aber doch hinüber.

Langsam durchschritt er die wenigen öden Räume und träumte von einer seligen, wonnevollen Zukunft.

Oben am Fenster des Dachzimmers blieb er stehen und sah hinaus. Von dort aus konnte er eine sehr weite Strecke über die Lande hinwegsehen; die „Nord- und Süd-Road“ lag vor ihm. Fast wie ein Eisenbahngeleise

Seine Gedanken wanderten hinüber ins nahe, leer stehende Pfarrhaus.

zogen sich die beiden Radspu-

ren durch das Unkraut, eingezäunt war die Straße nicht; nur einzelne Farms und auf diesen auch meistens nur die Höfe um das Haus her hatten Umzäunung. Im Sommer mußte die Aussicht von dem Fenster ganz reizend sein. Wollt's Gott, so sollte im kommenden Sommer eine geliebte Person diese Aussicht mit ihm genießen. Jetzt war's kein Ge-

nuß, brrr! war das kalt hier oben! Jack war es, als würde es überhaupt kälter draußen, das Fenster vor ihm lief an. Er blickte noch einmal hinaus. Die Sonne schien immer noch, aber in den Bodensenkungen sammelten sich leise feine, durchsichtige Nebel. Dieselben waren am Vormittag noch nicht zu sehen gewesen. Sollte es vielleicht doch Unwetter geben?

Er stieg hinab, schloß das Haus ab und begab sich zurück zur Schule. Auf dem Wege dahin schien es ihm, als zöge auch auf der Road von Karthago her der Nebel herauf.

„Pastor, wi kriegt nu doch Storm!“ riefen ihm die Schulkinder entgegen, „kief mal den Smote!“

Jack erinnerte sich gelesen zu haben, daß die gefährlichen Schneestürme der Prairien sich auf diese Weise anmeldeten. Sollte ein solcher im Anzuge sein? Dann wäre es vielleicht geraten, die Kinder zu entlassen.

„Kommt herein, Kinder,“ rief er, „wir wollen für heute schließen, und dann macht Ihr, daß Ihr nach Hause kommt.“

Drei Minuten später war kein Junge mehr in der Nähe der Schule. Zu zweien, zu dreien, ja, zu vieren — die wenigen Mädchen darunter — auf einem Gaul, jagte die Schar ihren Wohnungen zu, unterwegs abscheidend, wer daheim angelangt war.

Nur ein kleines Mädchen, dasselbe, das am Morgen mit dem Pastor an der Straßentkreuzung zusammengetroffen war, hatte keine Reitgelegenheit bekommen, da aus ihrer Gegend außer ihr niemand heute erschienen war.

„Hat Dich niemand mitgenommen, Lisbeth?“ fragte sie der Pastor.

„Nee, — och dat maht of nix, ick will woll na Hus kamen,“ erwiderte die Kleine, indem sie sich anschickte, davonzugehen.

„Warte einen Augenblick, Kleine, dann gehen wir beide wieder zusammen,“ rief ihr Jack nach, und das Kind blieb, während er Vorbereitungen zum Heimgehen traf.

Er sah seine Ueberschuhe an, die er vor einigen Tagen im Schrank hatte stehen lassen, und überlegte, ob er sie mitnehmen sollte. Er tat es — zog sie sogar an, weil er sie auf diese Weise am bequemsten tragen konnte, und verließ mit dem Kinde die Schule.

In der Natur war in der kurzen Zeit seit Mittag eine merkwürdige Wandlung vor sich gegangen. Zwar stand immer noch die Sonne am Himmel, aber sie schien jetzt durch einen Schleier, wie durch schnell

fließendes Wasser. Die feinen Nebel, die bereits morgens die waldigen Hügel im Osten zauberhaft zart umwoben und die Ferne traumhaft verhüllt hatten, waren dichter geworden, hatten sich scheinbar gesenkt, denn sie füllten nun alle Bodensenkungen aus und zogen näher und näher von Norden daher.

Fern über dem schnurgeraden Horizont erschien eine finstere Wolkenwand, die sich von Osten nach Westen ausdehnte, soweit das Auge reichte, und sich mit unheimlicher Schnelligkeit nahte.

„Süh, Pastohr,“ sagte das Kind zu seinem Begleiter, als sie an die Straßentkreuzung kamen und die ganze Gegend frei vor ihrem Blick lag, „dor kümmt dat Wetter all an. Wenn wi man to Hus wören. Riet, dor is us’ Hus all, dor achter de Böm.“

„Sei unbesorgt,“ tröstete Jack die Kleine, „das tut uns nichts. Ich gehe mit Dir, und mit uns beiden geht der Herr Jesus, da brauchen wir uns nicht zu fürchten, der bringt uns schon heim. Aber warte einmal, Dein Schawl reicht noch einmal um den Kopf, ich will ihn Dir noch einmal herumbinden, es wird immer kälter.“

Noch war der junge Mann mit seinem Liebesdienst beschäftigt, da vernahm er plötzlich ein langgezogenes Geheul, das aus der Luft zu kommen schien und mit unglaublicher Schnelligkeit an Volumen und Heftigkeit zunahm. In demselben Moment begannen die Nebel zu fliegen in phantastischen Wogen, die Sonne verlor wie mit einem Schlag ihren Schein, und grauenhaft unheimliches Halbdunkel verhüllte die Landschaft. Ein furchtbarer Windstoß, der Staub, Sand, Grasbüschel und Unkrautstengel vom Boden aufhob und heulend mit durch die Lüfte riß, riß auch das Kind von des Pastors Seite. Mit einem Mark und Bein durchdringenden Schrei verschwand die Kleine im Dunkel. Jack stürzte ihr nach und war so glücklich, sie, die wie eine Kugel auf der Straße dahinkollerte, noch zu ergreifen. Das Getöse in der Luft nahm stetig zu.

„Komm, Elisabeth, wir müssen laufen!“ rief er der Weinenden zu, und mit der einen Hand das Kind haltend, mit der anderen seine Pelzmütze über den Kopf ziehend, rannte er die Straße hinauf, dem Sturm entgegen, denn die Wohnung der Kleinen mußte in weniger als einer Viertelstunde zu erreichen sein.

Da hatte plötzlich die Wolkenwand den Zenit erreicht, und von dem Augenblick an wußte Jack kaum mehr, was um ihn her vor sich ging. Im Nu umheulte ihn mit Tornadogewalt der rasendste Schnee=

sturm, den er je erlebt hatte. Der Schnee kam nicht nur von Norden, sondern scheinbar von allen Seiten zugleich. Auch waren es keine Flocken, was der Wind dahinpeitschte, sondern winzige, haarscharfe Eiszabeln, die ihn und das Kind, das er jetzt in seinen Armen trug, in heulenden, kreischenden Wirbeln umtobten und ihnen durch die Kleider



„Drück' Dein Gesicht dicht an mich, Lisbeth.“

drangen. Die unglücklichen Wanderer konnten nicht atmen, mochten sie das Gesicht hinwenden, wohin sie wollten.

Das Kind schrie in Todesangst zum Erbarmen.

„Drück' Dein Gesicht dicht an mich, Lisbeth, und halte noch ein wenig aus, wir müssen bald daheim sein,“ schrie ihm der Pastor zu —

es verstand ihn nicht, das namenlose Getöse des Sturmes übertönte weit seine Stimme.

Reuchend schleppt sich der junge Mann mit seiner Last weiter. Wohl ist er ein sehr starker Mensch, doch was bedeutet die herrlichste menschliche Körperkraft im Schneesturm auf der Prairie! Das Mägdlein, ein dralles Farmerkind, ist so schwer, eine schier übermenschliche Bürde im Kampfe mit dem Sturm. Nur langsam, sehr langsam kommt Jack vorwärts. Vorwärts? Kommt er überhaupt noch vorwärts? Er weiß es nicht — er sieht ja nichts. Er sieht nicht seine großen Handschuhe, die sich um das Kind klammern, er sieht das Kind selbst nicht.

Mühsam setzt er einen Fuß vor den andern — wohin? Auch das weiß er längst nicht mehr. Nach seiner Berechnung muß er längst bei Elisabeths Wohnung angelangt sein; denn ihm scheint es eine halbe Ewigkeit, seit sie die Schule verlassen haben. Und noch immer stapft er dahin auf der Landstraße.

Straße? Ist er überhaupt noch auf der Straße? Wandert er nicht vielleicht schon lang dahin auf pfadloser Heide? Die Straße ist ja nicht eingezäunt, das weiß er gewiß. Der Gedanke macht ihn erbeben, und ein flehender Hilferuf nach dem andern steigt aus seinem zu Tode geängsteten Herzen durch Schnee und Windesbrausen hinauf zu seinem himmlischen Vater. Es scheint vergebens.

Nicht einen Augenblick läßt die Wut des grauenhaften Sturmes nach, mit unverbinderter Macht rast er fort, ohne Unterlaß bröhnt das haarsträubende, übernatürliche Geheul droben in den Lüften, ohne Rast und Ruhe tanzen die mächtigen Wirbel und Wogen über die Ebene. Die Kälte, die sich seit Beginn des Sturmes stetig gesteigert hat, ist kaum noch zu ertragen. Sie bringt durch alle Kleider, sie bringt bis aufs Mark in den Knochen. Trotz der enormen Anstrengungen friert Jack bitterlich. Schluchzend und betend stapft er weiter.

Und das Kind, das diese Anstrengungen nicht mitmacht? Ob es noch lebt, oder in seinen Armen verschieden ist — Jack weiß es nicht. Es hat längst aufgehört zu weinen — es ist still, ganz still geworden — ersticht wahrscheinlich, oder erfroren. Es rührt sich nicht mehr. Ohne das Kind kann der starke Mann sich vielleicht noch durchkämpfen zur nächsten menschlichen Wohnung, obwohl er jetzt auch seine Kräfte rasch schwinden fühlt. Soll er das kleine erstarrte Körperlein in den Schnee betten zum Todeschlaf?

„Elisabeth — Elisabeth!“ brüllt er mit eisigen Lippen in das um-

klammerte Bündlein hinein. Da meint er, ein leises Zucken zu verspüren — er trägt seine Last weiter.

Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte taumelt er dahin. Vorwärts ist's nicht mehr möglich gewesen, so hat er sich umgedreht und geht rückwärts. Wie lange mag er bereits gewandert sein? Er hat keine Ahnung, fragt auch nicht mehr danach. Er ist müde, müde zum Tode. Heißer und heißer wird sein Flehen zu Gott. Er bleibt stehen, er kann nicht mehr weiter. Umtoft vom Sturm steht er — das Kind im Arm — und fleht mit leiser, versagender Stimme zu dem empor, der für ihn durch noch viel größeres Leiden gegangen ist:

„Ich bitt' durchs bittre Leiden dein,
Du wollst mir Sünder gnädig sein,
Wenn ich nun komm' in Sterbensnot
Und ringen werde mit dem Tod.“

Sollte es wirklich so weit kommen? Soll dies sein Tod sein? Der Mensch in ihm bäumt sich dagegen auf, seine Jugend sträubt sich. Ach Gott, er ist ja noch so jung! Wie wehrt sich doch der arme Mensch gegen seinen Erzfeind, den bitteren Tod! — Tod — Ende — mit zweifelster Willenskraft rafft Jack sich noch einmal auf und wankt weiter — nur wenige Schritte werden es. Die Sinne drohen ihm zu schwinden. In Todesangst fährt er fort zu beten:

„Wenn mir vergeht all mein Gesicht
Und meine Ohren hören nicht,
Wenn meine Zunge nichts mehr spricht
Und mir vor Angst mein Herz zerbricht;
Wenn mein Verstand sich nichts mehr b'finnt
Und mir all menschlich' Hilf' zerrinnt:
So komm, Herr Christe, mir behend
Zu Hilf' an meinem letzten End'
Und führ mich aus dem Zammertal,
Verkürz mir auch des Todes Qual — —“

Da stolpert er über eine Schneewehe, und der schöne, starke Jüngling sinkt auf ihr zu Boden. Ja, das ist das Ende, er weiß es, denn erheben — das fühlt er — kann und wird er sich nie wieder. Und sonderbar, er will auch nicht mehr. Er ist so müde, so unsagbar müde, aber ganz zufrieden — er fühlt sich glücklich. Er liegt im Schnee, und wie ein Kind in seinem Bettlein seine Händchen zum Abendgebet faltet, so legt er die völlig erstarrten, schwer behandschuhten Hände zusammen — das Kind dacht an der Brust — und betet:

„In Christi Wunden schlaf' ich ein,
Die machen mich von Sünden rein —“

weiter kommt er nicht — er ist eingeschlafen.

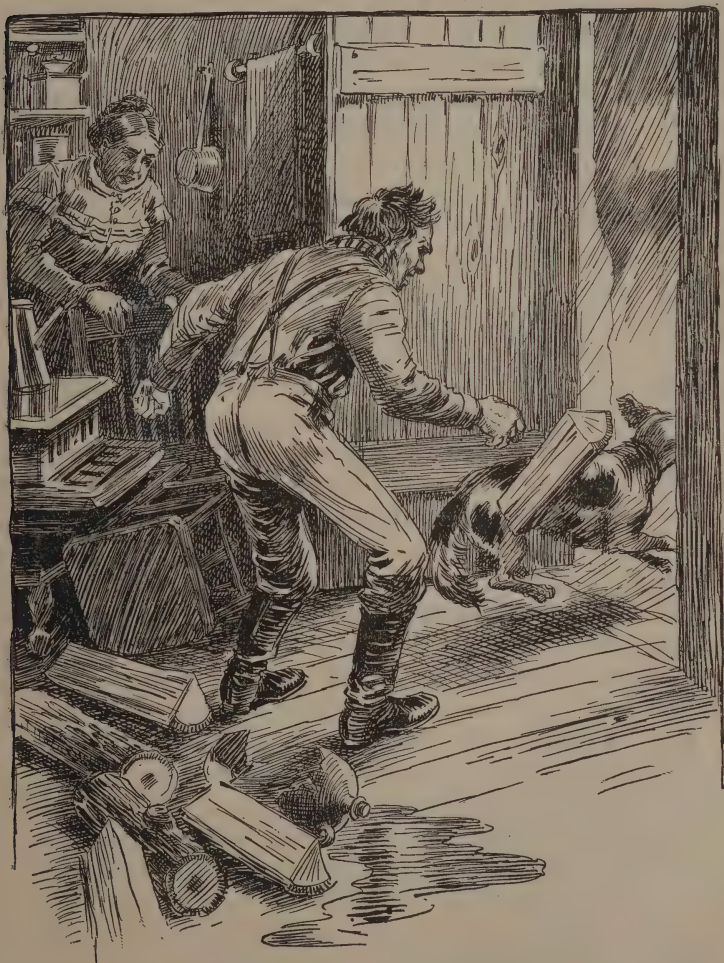
Und der Blizzard, der ihn so erbarmungslos geheht, tobt weiter und heult ihm ein schauerliches Schlummerlied, und immer neue Schneemassen kommen geflogen und tanzen den tollsten Reigen um die Schneeschanze und wirbeln nieder auf die beiden schlummernden Wanderer und decken sie zu.



Und der Blizzard tobt weiter!

Wie Jack Roostand aus dem Schnee heraus- — und Bierwirt Holzappel in den Schnee hineinkam.

„**R**ut! 'rut! entfamtet Hundebeeß! 'Rut!“ Mit diesen in schnaubender Wut herborgestoßenen Worten sprang Farmer Holtammer vom Stuhl, auf dem er dicht vor dem glühenden



In seinem Grimm griff der Farmer ein Stück Holz vom Boden auf.

Küchenofen gekauert hatte, empor und versetzte seinem großen, prächtigen Haushund einige wuchtige Fußtritte, so daß derselbe sich heulend unter das plumpe, altmodische Ruhebett, das sogenannte lounge, vertrock. Damit aber war die Wut des Mannes keineswegs befriedigt; der Hund hatte weit mehr verdient und sollte seinen ganzen Lohn bekommen.

„Kofferie!“ schrie Holtammer, „dormit kümmt du nich dör; ’rute moßt du!“ Damit riß er die Thür auf, durch die der Sturm sofort Millionen spizige Schneeflocken hereinjagte, die auf dem Ofen zischend verdampften. Der Hund machte einen Satz nach der Thür und streckte die Nase ins Unwetter hinaus, als er aber bemerkte, daß dort draußen doch noch mehr als Hundewetter herrschte, konzentrierte er sich wieder rückwärts unter das Ruhebett.

In seinem Grimm griff der Farmer ein Scheit Holz vom Boden auf und schleuderte es dem Hund in die Rippen, so daß derselbe mit einem Wehgeheul zur Thür hinausfuhr.

„So, dor heßt’t!“ schrie ihm sein Herr nach und schlug dabei die Thür zu, daß es geschallt haben würde, wenn die Gewalt des Sturmes, die sich dagegenstemmte, es nicht verhindert hätte.

„Oh, Vatter, lat dat arme Deert doch in’n Huse!“ hatte Mutter Holtammer mehrmals während der Katastrophe gerufen, aber ihr Herr Gemahl hatte nicht darauf gehört, und jetzt war der Hund draußen.

Wer aus diesem allen entnimmt und schließt, daß wir es in Farmer Holtammer mit einem rohen und unmenschlichen Gesellen zu tun haben, der irrt gar sehr. Der Mann war eigentlich ein ganz lieber, gutmütiger Mensch, der sonst keinem Geschöpf Gottes etwas zu leide tat. Es gibt jedoch für jeden Menschen Dinge, die ihm über die Gemütlichkeit und insolgedessen auch über die Gutmütigkeit gehen, und dann wird man wild und tut, was nicht recht ist. Etwas derartiges war dem braven Holtammer passiert.

Als der furchtbare Schneesturm, der unserm Jach Noostand im letzten Abschnitt unserer Erzählung so übel mitgespielt, losbrach, da hatte Holtammer voll Erbarmen seinen schönen Hund ins Haus gelockt, wo derselbe sich nach einem dankbaren Blick in seines Herrn Angesicht dicht neben dem heißen Ofen auf dem Boden ausstreckte und trotz des Heulens des Sturmes ruhig einschlief.

Holtammer hatte darauf eine lange Zeit am Fenster gestanden, in das graufige Wetter hinausgeschaut und mit Entsetzen daran gedacht,

daß er vor Abend noch in die Scheune hinüberstapfen müsse, um sein Vieh in den Ställen zu versorgen. Bei diesem Gedanken war ihm ein Gefühl angekommen, das dem Septemberweh, das wir in einem früheren Kapitel dieser Erzählung schilderten, täuschend ähnlich war, und um dieses Gefühl, das keineswegs ein sehr angenehmes ist, zu bannen, hatte er vom Küchenschrank den Schnapskrug herabgelangt und einen guten Zug daraus getan. Dann hatte er einen Stuhl vor den Ofen gezogen und sich niedergelassen. Weil er jedoch befürchtete, daß das unangenehme Gefühl sich durch einen einzigen Zug am Krug vielleicht nicht unterkriegen lassen würde, hatte er in weiser Vorsorge den Krug nicht wieder auf den Schrank, sondern in seiner Nähe auf den Fußboden gestellt, unmittelbar vor dem großen Stoß mächtiger Holzscheite, die dazu bestimmt waren, das Haus dem Blizzard zum Troß bis zum Morgen warm zu halten.

Als dann später, da es von Viertelstunde zu Viertelstunde immer kälter wurde und Holtammers arktische Expedition immer näher und näher rückte, der Krug auch schon zweimal Angstgefühle gebannt hatte — als da auch die Hausthür draußen vor der Küchentür angelangt war und mit kläglichem Miauen um Erbarmen und Einlaß gefleht hatte, da hatte Mutter Holtammer die Thür geöffnet und sie hereingelassen. Solange als Mieze dankbar und bescheiden in der Nähe der Thür geblieben war, war alles gut gegangen, als sie aber wahrgenommen hatte, wie prachtvoll warm der Hund gebettet war, mochten wohl Gleichberechtigungsgedanken in ihr aufgestiegen sein; denn sie war dem heißen Ofen ebenfalls näher gerückt, und von da an waren die Ereignisse in dem Farmhause einander so rasend schnell gefolgt, daß weder Farmer Holtammer noch seine Frau mit Sicherheit angeben konnten, ob sie alle Einzelheiten wirklich mit angesehen hatten. Wer eigentlich angefangen hatte, der Hund oder die Raze, konnte nie festgestellt werden. Holtammer behauptete später, es habe überhaupt kein Anfang stattgefunden und sei vorüber gewesen, ehe er recht die Augen aufgemacht habe.

Das mag nun sein, wie es will, so viel ist sicher: als das Ende da war, da war die Raze verschwunden, der Holzstoß herabgerissen, der Krug unter den Scheiten in Scherben, und sein alles Weh stillender Inhalt ergoß sich in Bächen und Bächlein über den Küchenfußboden und tat keinem Menschen mehr gut. Um den Rohl vollends fett zu machen, tapfte der Hund in dem edlen Raß umher und grinste seinen Herrn an, als wollte er sagen: „Gelt, die haben wir mal gefirt?“

Und bei solchen Begebenheiten soll einer seinen Gleichmut bewahren? Selbst der gutmütige Holtammer konnte das nicht, und deshalb mußte der Hund „rute“, hinaus in den Sturm.

Wo suchte das Tier eine andere Unterkunft?

Zitternd und niesend rannte es zuerst dem Hundestalle zu, doch dieser war so vollständig verschneit, inwendig wie auswendig, daß der arme Hund, nachdem er, vor Kälte behebend, einige vergebliche Versuche gemacht hatte, einzubringen, in großen Sähen am Farmhause vorbei und über die vor dem Hause vorbeiführende Landstraße stürmte.

Dort, jenseits der Straße, wo der größte Teil der Farm lag, stand — dicht an der Road — Holtammers Scheune mit einer aus starken Blöcken und Bohlen errichteten Auffahrt nach dem Scheunentor. Unter dieser Auffahrt hatte der Hund manchen heißen Sommernachmittag verschlafen, dort hatte er auch schon manchen stürmischen Regentag zugebracht; dort suchte er auch jetzt Schutz. Aber, ach, die durch die Auffahrt und die Wand der Scheune gebildete Ecke, wo der Hund unter die Auffahrt zu schlüpfen pflegte, war eine riesige Schneewehe und die Oeffnung vollständig blockiert.

Der Hund begann zu krähen, daß der Schnee flog; er mußte sich die Oeffnung erarbeiten, mochte es kosten, was es wollte. Plötzlich fuhr er mit der Schnauze heftig in die schon gekratzte Rinne, zog sie ebenso schnell wieder heraus und bellte wie rasend hinaus in den Sturm, der jetzt schon bedeutend an Heftigkeit nachgelassen hatte, und rannte dann, immer heftig bellend, zurück an die Rüchentür des Farmhauses, an der er mit seinen Pfoten eifrig zu krähen anfang und ohne Unterlaß bellte.

Farmer Holtammer, der unterdessen seinen Holzstoß wieder aufgebaut, die Scherben des Kruges aufgehoben und in den Aschenkasten geworfen und sein Gemüt mit dem Trost, daß ein größerer Krug mit demselben Raß noch im Keller stehe, besänftigt hatte, hörte das Krähen und Bellen des Hundes und spürte sofort ein menschliches Rühren.

„Na, denn,“ sagte er, „verdeent heft du't nich, aber dotfreren schast du doch nich,“ damit öffnete er dem Hunde die Thür. Der aber schien andere Absichten zu haben; er sprang schweißwebelnd von der Thür zurück und verschwand um die Hausecke.

„Na,“ rief Holtammer entrüstet, „wenn du denn nicht willst, denn klin buten, du Racker!“ Damit schlug er die Thür wieder zu.

Zwei-, dreimal wiederholte sich dasselbe merkwürdige Gebaren

des Tieres, und des Farmers Inneres stieg schon wieder dem Siedepunkt entgegen, als Mutter Holtammer sagte:

„Vatter, mi dücht, de Hund het dor buten wo wat, kief doch mal to. So het he sich noch nie nich upföhrt.“

„Wo nüdlich Du dat seggst: ‚Kief mal to‘! Dor hört App’tit to, Miese, bi dat Wetter!“

„Denn gah ick un’ do’t,“ rief Miese und machte Miene, ihren Entschluß auszuführen.

Da aber fuhr Holtammer in seinen Pelzrock, stülpte die Mütze über Kopf und Ohren, zog ein Paar gewaltiger Handschuhe vom Schrank und folgte dem Hunde, der, die bittere Kälte scheinbar vergessend, nun in fröhlichen Sprüngen der Scheune zueilte.

Glücklicherweise war der Blizzard ziemlich vorüber. So plötzlich, wie er gekommen, war er, nachdem er sein unheilvolles Werk getan, auch zu Ende gegangen. Holtammer hätte sonst diesen Gang nicht unternehmen können, wenigstens nicht ohne seinen Strick, den er sonst, wenn er im Blizzard in seine Scheune hinunter mußte, vom Hause bis zur Scheune hinüberzuspannen pflegte, um mit Hilfe desselben sein Haus wiederfinden zu können. Zwar jagte der eifige Wind noch in kurzen Zwischenräumen den losen, trockenen Schnee in Wolken vom Boden auf und trieb ihn eine Strecke vor sich her, aber aus dem dunklen Grau, das nun den Himmel bedeckte, fiel keiner mehr herab. Deshalb sah Holtammer seinen Weg auch sehr wohl, obwohl der kurze Wintertag sich schon seinem Ende zuneigte.

Die Straße selbst, wie fast alle ebenen Stellen, war fast völlig schneefrei; um so höher türmten sich die Schneemassen an Orten, wo der Wind sich gefangen hatte.

Der Hund sprang vor seinem Herrn her über die Straße, stürmte mit einigen gewaltigen Sätzen durch die hohe Schneeschanze an der Scheunenauffahrt und begann wieder wie vorhin in jener Ecke zu scharren und bellte dabei in der auffallendsten Weise.

Der Farmer zögerte, ob er dem Tier folgen solle oder nicht; denn was jenes mit wenigen Sprüngen überwunden, war für ihn eine schwere Aufgabe, doch das merkwürdige Gebahren des Hundes erregte lebhaft seine Neugier, und er watete hinein in den Schnee. Bis an die Brust versank er darin, erreichte jedoch endlich den Ort und sah mit starrem Schrecken, daß der Hund ein menschliches Bein bloßgelegt hatte, an dessen Fuß ein großer Ueberschuh saß.

„Herr du meins Lebens, dor liggt wen dot!“ rief er laut und warf die Arme in die Höhe. „Wedeem mag dat sin?“

Ohne sich lange zu besinnen, machte er Kehrt, um eine Schaufel zu holen, mit der er den Berunglückten herausgraben wollte.

Noch war er nicht aus der Schneewehe ganz heraus, als er den Hufschlag eines Pferdes auf der hartgefrorenen Straße vernahm und einen Reiter erblickte, der im Galopp, von zwei großen Hunden begleitet, dahersauste und ihm schon von weitem etwas zurief, was Holtammer jedoch nicht verstehen konnte.

Rasch nahte sich der Reiter, und der Farmer erkannte in der eingehüllten Gestalt seinen Nachbar Bill Schäper.

„Segg', Holtammer, heft Du wat von usen Pastoohr sehn?“ schrie Bill. „Is he bi Di in'n Huse?“

Sprachlos stierte der Angerufene den Reiter an, er war keines Wortes mächtig. Wie hilflos deutete er auf seinen Hund, der weiter scharrte, daß der Schnee stob.

„Wat heft Du, Hinrich Holtammer? Wo sühst Du ut?“

„Ach, Gott, Bill,“ würgte der Gefragte hervor, „dor liggt wen dot, Bill!“

Mit einem Satz war Bill vom Pferde und im Schnee. Seine beiden Hunde aber waren ihm zuvor gekommen. Sie hatten Holtammers Hund aus seinem Graben vertrieben und seinen Platz eingenommen. Heulend und winselnd scharrten sie.

„Dat is he, Holtammer, de Hunde kennt em. Dat is he gewiß, to, hal en poor Schümweln, atwer flink!“ befahl Bill.

Während jener nach Hause eilte, kam auf schnaubendem Roß Bills Bruder angejagt, der im Nachbarhause Erkundigung über den Verbleib des Pastors einziehen wollte, aber nur in Erfahrung gebracht hatte, daß man nichts vom Pastor gesehen habe, daß aber das eigene Töchterlein der Leute ebenfalls nicht von der Schule heim gekommen sei, worüber in dem Hause natürlich entsetzlicher Jammer herrschte. Als der junge Schäper berichtete, daß er und sein Bruder die Schule leer gefunden hätten, stand es bei den armen Eltern fest, daß Lisbeth im Sturm umgekommen sein müsse; und indem Schäper seinem Bruder nachstürmte, brach der bekümmerte Vater mit seinen Hunden auf, die Leiche seines Kindes im Schnee zu suchen — natürlich auf dem Schulwege.

„Franz, bring Du use Peerb' gliest in Holtammern fin'n Stall,“

rief Bill seinem Bruder zu, der sein dampfendes Pferd zum Stehen brachte, „wi bruket nich länger to söten; de Pastoör liggt hier ünner den Snee, ward woll dot sin.“

Wie versteinert saß Franz auf seinem Pferd und starrte auf die Hunde.

„Du lewe Gott, wat ward Mutter seggen?“ brachte er endlich heraus.

Da kam Holtammer mit einem Paar Getreideschaukeln, und während Franz die Pferde versorgte, schaufelten die beiden andern Männer den Schnee von dem Verunglückten, wobei sich die Hunde wie unsinnig gebärdeten.

„Jau, Hinrich, dat is he!“ schluchzte Bill, „dat sünd sine Kleeber.“

Sie arbeiteten aus Leibesträften, und als Franz aus dem Pferde-
stall zurückkam, nahm er Holtammers Stelle ein.

„Löw!“ rief Holtammer plötzlich — „wat is dat dor? Wat het de Pastoör dor, dat's nich sin Lüg.“

Bill erfaßte einen Zipfel eines Kinderroßs. Dabei ward ein Rinderschuh sichtbar.

„Jung'nz, dor liggt noch wen — ein lütt Wicht,“ rief Franz, „o lewe Tied, dat is denn woll de lütte Lisbeth Frank, de de Pastoör na Hus bringen wull — o, id seh' et nu all, id seh' et all! In den Bliz-
zard het he Franken sin Hus nich' sehn un' is dor an vörbi rennt. Un' ehr Vatter söcht ehr nu. Lo, Holtammer, nimm Du 'n Peerb un' hal em torügg. Wi wüllt woll hier förig werden!“

Holtammer zögerte diesmal nicht. Wenige Minuten später jagte er die öde Landstraße dahin.

Mittlerweile war auch Mutter Holtammer bei der Scheune erschienen und schaute mit Grauen zu, wie die beiden jungen Männer die erstarrten Körper vom Schnee befreiten.

Es war ein überaus rührender Anblick, der sich vor den Augen der Deute enthüllte. Still und regungslos lag der große, starkgebaute junge Pastor vor ihnen in seinem Bett von Schnee und in seinen Armen, dicht an ihn geschmiegt, die kleine Gestalt des Mägdleins. Frau Holtammer schluchzte laut, und auch die beiden Schäper drückten ihre Handschuhe an die Augen.

„Nee, nee!“ rief die Frau, „dat kann id nich' mit anseh'n; id wüll man rinne gahn. Übers kief mal to, Willem, is dat woll ot Frankens Lisbeth?“



Die beiden Männer schaufelten den Schnee von dem Verunglückten.

Der Angeredete wendete den Kopf des Kindes und sah ihm ins Gesicht.

„Jau woll is se't. Löw en beeten, Holtammerste, künnt Zi nich dat Kind in't Hus drägen? Franz un' id bringt denn den Pastohr.“ Damit nahm Bill das Kind aus den Armen des Pastors und reichte es der Frau, die sich damit aus dem Schnee herausarbeitete und dem Hause zueilte.

„Treck se ut un' riew se mit Snee, aber's nich' bi'n Aben,“ rief ihr der junge Mann nach, „vielleicht is se nich dot!“ und leiser setzte er für sich hinzu: „Schall woll dot blieben, dat arme Wicht.“

„Bill,“ schrie da plötzlich sein Bruder, der unterdessen an des Pastors Brust gelauscht, „Bill, he lewet noch, de Pastohr is nich' dot; hort Du mal!“

„Nee, pack an!“ kommandierte dieser.

Mit Mühe, wiewohl sie baumstarke Kerle waren, schafften die Brüder den Pastor über die Straße und in Holtammers Sommerküche, einen vom Hause getrennten leichten Bretterbau, in dem den Sommer über das Kochen besorgt wurde. Das Farmhäuschen hatte nur zwei große Räume, die Küche, die geheizt war, und das ungeheizte Schlafzimmer, in welchem nun Frau Holtammer mit dem Kinde beschäftigt war.

Die Bewohner der westlichen Prairien wissen gar wohl, wie vor Kälte Erstarrte zu behandeln sind, die Erfahrung hat es sie gelehrt. Und wenn es auch nicht nach wissenschaftlichen Regeln geschieht, so bringen sie doch manch armes, mehr als halbtotgefrorenes Menschenkind ins Leben zurück. Das Reiben mit Schnee, wenn solcher vorhanden, sonst mit kaltem Wasser spielt natürlich die größte Rolle dabei, aber Petroleum wird ebenfalls häufig in Anwendung gebracht, desgleichen Brantntwein.

An Kräften zum Reiben fehlte es den beiden Söhnen des alten Schäper gewißlich nicht, an gutem Willen, Schnee und Brantntwein ebenfalls nicht. Sie taten ihre Schuldigkeit und hatten nach längerer harter Arbeit die große Freude, unsern Jack die Augen aufschlagen zu sehen.

Holtammer hatte den Vater der kleinen Elisabeth eingeholt und mitgebracht, der, nachdem er den jammervollen Zustand seines Kindes gesehen — die Kleine schien trotz aller Anstrengungen von seiten der beiden Holtammers wie seiner selbst nicht wieder erwachen zu können —

ein Pferd sattelte und trotz der fürchterlichen Kälte in der hereinbrechenden Dunkelheit zum Arzte nach Karthago ritt.

Als er in Begleitung des Arztes spät in der Nacht wieder anlangte, lag Pastor Nooßband bereits im Bett. Franz Schäper saß neben dem Bett und rieb noch immer die erfrorenen Hände des Freundes; Bill war durch die Nacht nach Hause gejagt, um den hangen Eltern die Nachricht von der Auffindung und Rettung des Pastors zu bringen.

* * *

In seinem hellen, kosig durchwärmten Studierzimmer im Schäper'schen Hause saß, recht bleich und ziemlich mitgenommen zwar, doch wieder fröhlichen Mutes, unser Jack im großen Schaukelstuhl und rauchte sein Pfeifchen, das er von Zeit zu Zeit mit der bandagierten Linken aus dem Munde nahm, um mit seinem Hauswirt, dem alten Schäper, zu plaudern, der in dieser Winterzeit nichts zu tun hatte und deshalb gar zu gern in die Studierstube herüberschlüpfte. Jacks rechte Hand, ebenfalls verbunden, hing ihm auf der Brust in einer um den Hals gelegten Schlinge. Seine Füße, die in den schweren Ueber-schuhen, die er im Schneesturm getragen, weit weniger als die Hände von Frost gelitten hatten, staken in einem Paar von Schäpers dicksten wollenen Strümpfen und in Bill Schäpers riesigen Pantoffeln und ruhten auf einem andern Stuhl.

Draußen auf Feld und Prairie lag tiefer Schnee, der zu verschiedenen Zeiten seit jenem Schreckenstag im November gefallen war.

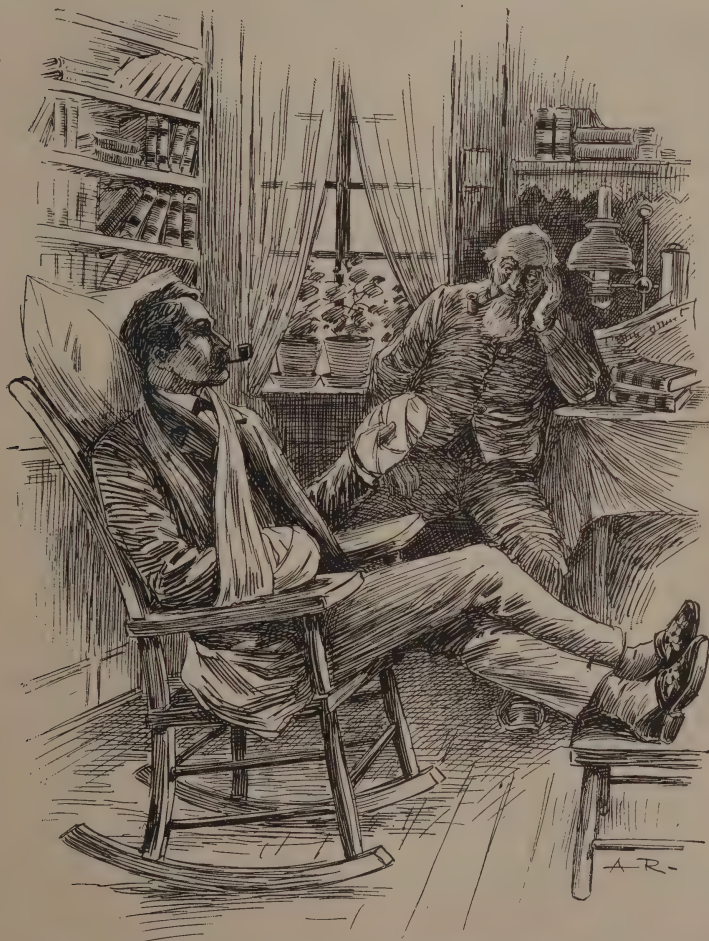
Jawohl, Jack war wieder daheim, und o, wie dankte er dem lieben Gott dafür!

Als er seinen Beruf erhalten hatte hinaus nach dem wilden Westen, hatte er sich gefreut, daß es für ihn dort etwas zu erleben gäbe. Jetzt hatte er schon eine ganze Reihe von Erlebnissen hinter sich, aber er schien gar nicht sonderlich stolz darauf zu sein, und die Lust, davon zu erzählen, konnte er ohne Anstrengung zähmen. Besonders das letzte der Erlebnisse war, wenn er seine wundten Hände und geschwollenen Füße betrachtete, wenig dazu angetan, seine breite Brust mit Stolz und Wonne zu schwellen. Er war sehr froh, lebendig davongekommen zu sein.

Ja, er war wieder daheim. Es war Schäpermutter gar sauer geworden, jeden Tag bei oft großer Kälte den weiten Weg zur Holtam-mer'schen Farm zurückzulegen, wo „ihr Pastor“ krank lag; aber noch weit schwerer war es ihr, ihn in einem fremden und recht unbequemen

Hause und in fremder Pflege zu wissen. Holtammers taten ja freilich, was in ihren Kräften stand, aber du liebe Zeit, war sie, Frau Schäper, nicht ohne alle Frage die „Nögeste“ zu dem jungen Menschen? War nicht ihr Heim sein Heim?

Raum war er so weit hergestellt, daß er transportiert werden konnte, da wurde er heim geholt und in seinem eigenen Bett untergebracht. Daß „So!“, das Frau Schäpers mütterlichem Herzen entstieg.



Das rechte Hand, ebenfalls verbunden, hing ihm auf der Brust.

als Jack den Kopf auf das eben von ihr aufgeschüttelte Kopfkissen niederlegte, barg trotz seiner Kürze eine Welt von Liebe, Opferfreudigkeit, Genugthuung und Zufriedenheit.

Der Arzt brummte zwar, als er nun anstatt bis zur Holtammerschen Farm noch zwei Meilen weiter nach Schäpers fahren mußte, es half ihm das aber nicht. Uebrigens sprach er jetzt selten genug vor; des Pastors urkräftige Natur überwand mit Gottes Hilfe rasch die Folgen des grausigen Erlebnisses. Nur die beiden Hände, die den Arzt anfänglich mit banger Sorge erfüllt hatten, machten ihm, wie angedeutet, noch immer zu schaffen.

Schlimmer war es dem Kinde ergangen, das Jack durch den Schneesturm getragen hatte. Zwar waren die Bemühungen Frau Holtammers und nachher des Arztes von Erfolg gekrönt, Lisbeth kam wieder ins Leben zurück; doch hatte der Arzt von Anfang an den Kopf geschüttelt, und noch heute schwebte die Kleine zwischen Tod und Leben.

Die Kunde von Jack Noostands Mißgeschick hatte sich, als die größte Kälte jener kalten Luftwelle vorüber war und die Menschen anfangen wieder miteinander zu verkehren, sehr schnell verbreitet, und es war schön mit anzusehen, wie sehr der junge Mann bereits die Liebe der Leute genoß. In der Gemeinde war kaum eine Familie, die nicht fast täglich einen Vertreter — zuerst nach Holtammers, später, nach der Uebersiedlung Jacks, nach Schäpers sandte, um Erkundigung über des Pastors Befinden einzuziehen. Und bei diesen Besuchen ward es zu Noostands innigster Freude offenbar, daß für seine Erhaltung und Genesung viel einfältig-gläubige Gebete zu Gott emporgesandt wurden.

Auch aus Karthago kamen die Leute, Gemeindeglieder und Andersgläubige, zu Pferd, zu Schlitten und zu Wagen. Selbst Bud Wilson, der am Tage der Einführung unserem Jack seine Hilfe angeboten hatte, falls er einmal "in a tight place" geraten sollte, erschien eines Tages und stellte seine Dienste zur Verfügung. Als aber Jack auf seine verbundenen Hände wies und mit einem schalkhaften Lächeln sagte, daß er für ihn einen Brief schreiben dürfte, machte er ein ganz unbeschreibliches Gesicht und erwiderte:

"Ye tech me whar' I'm sore, parson. I've a natural-born awersion to writin', nussed an' bred outside o' school. Ask yours truly to break a mustang or somebody's neck, or set me to robbin' a bank to help ye out, an' I'm thar; ask me to foot it to yer folks down East to fetch 'em the news of yer calamity, an', by the great

horn spoon, I'll up an' trot — but, please, parson, don't ask me to write."

Eine Begebenheit aus diesen Tagen hat der Pastor nie vergessen, weil sie ihn fast zu Tränen rührte. Seine Besucher hatten ihm, um ihm ihre Liebe zu zeigen, alles mögliche gebracht, womit sie hofften, ihm eine Freude zu machen oder ihm einen Genuß zu bereiten. Kam da eines Tages der Vorsteher Hackmeyer, der, wie wir wissen, so oft von einer Melodie in die andere geriet, und zog, vor Freude grinsend, aus einer Tasche seines riesigen Pelzrockes ein Halbbündel — Bananen hervor, die er dem Pastor mit den Worten: „Wohl bekomm's!“ überreichte.

Wir im 20. Jahrhundert finden darin nichts besonderes, aber in der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, waren Bananen eine große Seltenheit, ein teurer Genuß, den man nur in größeren Städten haben konnte. In Karthago gab es keine. Wo mochte Hackmeyer sie aufgetrieben haben? Auf des Pastors erstaunte Frage gestand der Mann, daß er das Obst auf dem Ueberlandzuge der an Karthago vorbeiführenden Eisenbahn von dem „Agenten“ gekauft habe. Nachträglich erzählte Jack, daß der Zug, der gegen drei Uhr nachmittags an der Station anzulangen pflegte, des Schnees wegen drei volle Stunden Verspätung gehabt hatte und daß der gute Hackmeyer nicht vom Bahnhof gewichen war, bis er seine Bananen sicher in der Tasche hatte, worauf er den sehr weiten Weg in rabenfinsterner Nacht auf seinem Schlitten heim gefahren war.

Frau Schäper trat in die Studierstube mit einem dicken Holzkloß, den sie in des Pastors Ofen schob. Das war eine Anstrengung für die dicke Matrone, und ihr gutes Gesicht war hochrot, als sie sich erhob. Der Pastor sah dies und sagte:

„Nur noch ein paar Tage, Mutter, dann wird's hoffentlich nicht mehr nötig sein, Sie zu belästigen; dann hoffe ich mir wieder selber helfen zu können.“

Frau Schäper wollte dagegen remonstrieren, aber der Pastor fuhr fort:

„Doch um einen Gefallen möchte ich Sie jetzt bitten: In der Tasche meines Schulrockes, den ich ja seit dem Blizzardtag nicht mehr angehabt habe, (Jack saß auch jetzt ohne Rock, da er mit den verbundenen Händen nicht durch die Vermel konnte) muß ein Brief stecken; wollen Sie so freundlich sein und mir denselben bringen?“

Die Frau suchte und fand den Brief. Sie entnahm dem Rouvert das Schreiben, entfaltete es und reichte es dem jungen Mann. „Ich sollte Ihre Hände nu' eigentlich nachsehen,“ sagte sie, „aber der Doktor kümmt heute gegen Mittag, un' dor will ich das Verband nich' zweimal runnerreißen.“

Damit empfahl sie sich, und ihr Peter, der merkte, daß der Pastor beim Lesen des Briefes allein zu sein wünschte, stolperte steif hinter ihr her.

Jack hatte seine Pfeife weggelegt und versenkte sich in den Brief. Es war derselbe Brief, den er am Morgen jenes verhängnisvollen Tages auf dem Schulwege gelesen hatte, der Brief Richard Leonhardis. O, wie wohl tat es, wieder lesen zu können! Dreifach wohl, gerade das lesen zu können, was in dem Brief stand! O, wie schön, überhaupt noch leben zu dürfen, wenn man bereits voll Herzeleid sein junges Leben verloren gegeben hat! Jack ließ die Hand mit dem Brief sinken, schaute durchs Fenster zum Himmel empor und dankte zum wer weiß wie vielen Male dem lieben Gott für seine Erhaltung.

Dann nahm er seinen Brief wieder auf, und während seine Augen mechanisch über die Schrift glitten, wanderte seine Seele davon, weit über verschneite Lande gen Osten, wie sie es schon so oft und so gern getan; und eine Sehnsucht sondergleichen ergriff sein Herz. Das Bild seiner Geliebten stand vor seinem geistigen Auge in all seiner Schöne, in all seinem Liebreiz. Er sah sie wieder als junges, schlankes Mägdlein im Scheine der Lampe in seines Vaters Hause an jenem Abend, als er, ein stolzer Sertaner, zum erstenmal vom College heim kam. Er sah sie, wie sie plötzlich und unerwartet am Krankenbett ihres Bruders im College erschien und dann an dessen Bette niederkniete — eine wundervoll erblühte Rose mit all dem zarten Schmelz der Jugend. Er sah sie, wie sie ihm mit Tränen in den herrlichen Augen die Hand zum Abschied reichte dort auf dem Nachzuge, der ihren kranken Bruder in die Heimat bringen sollte und der sie, sein Mädchen, ihm, dem herz-wunden Jack, auf Jahre entriß. Er sah sie endlich wieder dort im großen Konzertsaal in St. Louis, liebreizender als je, an der Seite eines andern jungen Mannes, und das alte Weh von damals durch-zuckte einen Moment seine Seele. Doch er hielt ja den Brief Richard Leonhardis in der Hand, der die teure Versicherung enthielt, daß das Mädchen seiner Wahl noch nicht verlobt sei. Mit einem glücklichen Lächeln erhob er wieder den Brief.

O, wenn er nur schreiben könnte!

Er hatte sich entschlossen gehabt, am Abend jenes grauenhaften Sturmtages an die Eltern Umandas zu schreiben und um die Hand der Tochter anzuhalten.

* * *

Hier halten wir einen Augenblick an. Es ist uns nämlich, als hätten wir hier und dort und da drüben auch ein Rümpfen von zierlichen Näschen beobachtet darüber, daß Jack an die Eltern seiner Erwählten schreiben wollte, ehe er das Mädchen selber gefragt hatte. Wir wollen nicht viel Worte darüber machen, sondern bloß erwähnen, daß Jack das vierte Gebot gut kannte und noch zu den altmodischen Leuten gehörte, die da glauben, daß der Eltern Segen — freudig gegebener Segen — den Kindern Häuser baut. Das will man heutzutage nicht mehr glauben, und daher kommt das Naserümpfen und nachher das — graue Elend. Und nun erzählen wir weiter.

* * *

Jack hatte also schreiben wollen, da aber war der Sturm dazwischen gekommen, hatte ihm die Hände jämmerlich erfroren und ihm das Schreiben unmöglich gemacht. Und nun saß er da in Trübsal und wartete sehnächtig auf das Besserwerden seiner Hände und träumte von der Zukunft.

Da schlugen Schäpers große Hunde an, und gleich darauf erscholl das Klingeln von Schlittenglöcklein im Hofe. Der Arzt war angelangt. Jack legte seinen Brief auf den Schreibtisch und deckte ihn mit einem Buch zu.

Der Arzt entfernte die Bandage, untersuchte die offenen Wunden, legte einen neuen Verband an und setzte sich sodann, ohne ein Wort zu sagen, auf den von Schäper vorhin verlassenen Schaukelstuhl und sah den Pastor an.

„Na?“ fragte der Pastor.

„Ja!“ antwortete der Doktor.

„Das ist lakonisch.“

„Das ist's,“ erwiderte der Arzt und strich sich mit den Fingern durch den Bart.

„Ich muß Ihnen etwas sagen, Herr Pastor,“ fuhr er nun fort, „Ihre Füße werden in ganz kurzer Zeit vollständig wiederhergestellt sein, die linke Hand ebenfalls, aber die rechte sieht heute nicht gut aus. Diese hätte von Anfang an eine sorgfältigere Pflege haben sollen, als

ich ihr bei meiner sehr ausgedehnten Praxis — ich bin, wie Sie wissen, der einzige Arzt in Karthago und Umgegend — angeheiden zu lassen imstande war. Ich fürchte, sie wird Ihnen steif bleiben, vielleicht zum Schreiben unbrauchbar, wenn sie nicht in bessere Behandlung kommt, und das müßte für Sie in Ihrem Amt doch ein unberechenbarer Schaden sein. Durch eine geschickte Operation könnte wahrscheinlich vorgebeugt werden. An den Händen meiner Karthagener würde ich eine solche vielleicht selber vornehmen; denn die können erstlich gar nicht schreiben und zweitens brauchen sie nicht zu schreiben; aber an Ihre Hand wage ich mich nicht heran. So, das ist der Sinn des lakonischen „Ja“. Wenn Sie nun nach Kansas City oder St. Louis reisen könnten und dort einen guten Operateur konsultierten, dann wäre uns beiden geholfen.“

„Das heißt mit anderen Worten: der Doktor Stauffer will mich gerne los sein?“ fragte lächelnd der Pastor.

„Ehrlich gestanden: ja!“

„Und wer versieht hier unterdessen meinen Posten?“

„Dem Sie ohne die Operation vielleicht überhaupt nie wieder vorstehen können?“ gegenfragte der Arzt.

Da ließ Jack den Kopf hängen.

Wenn die Sache so stand, dann mußte er allerdings Schritte tun, dem Uebel vorzubeugen.

Der alte Schäper kam ins Zimmer. Jack legte ihm die Sache vor. Da machte der alte Mann zuerst ein gar betrübtes Gesicht, dann aber sagte er:

„Das is schlechte Neuigkeit, Doktor, aber was sein muß, das muß sein. Wennehr müßte denn das sein?“

„In einigen Tagen wird Pastor Noostand so weit sein, daß er seine Schuhe wieder tragen kann, und dann sollte er reisen.“

„Gut,“ entschied der Alte, „dann reist er.“

* * *

Schäpers Schlitten mit zwei flinken Pferden davor flog schellenklingend durch Karthago und weiter dem einsamen Bahnhofe zu. Bill Schäper lenkte die Roffe. Neben ihm, die Arme in Wolldecken gehüllt, lehnte der junge Pastor Noostand im Sitz.

Als der Schlitten eben an dem Perron anhielt, langte auch die rühmlichst bekannte „Karthago Stage“ an, und gleich darauf stapfte, wie immer, der versoffene Bierwirt Holzapfel aus seiner Spelunte

herüber und nahm, nachdem er die Länge des Perrons ein paarmal auf und ab gelaufen war, auf einem Nagelfäßchen Platz und schaute mit seinen Triefaugen dem Zuge entgegen, der in einigen Minuten vom Westen her anlangen mußte.

Der Pastor hatte mit Bills Hilfe (er selber konnte nur die linke Hand etwas gebrauchen) sein Billett gelöst und trat nun heraus auf den Perron, um ebenfalls dem Zuge entgegenzusehen. Da erblickte ihn Holzapfel.



„Guck nor amol a, der Prophet Elias ruft aus.“

„Hahaa!“ rief er, „hahaa! da hammerseh; guck nor amol a, der Prophet Elias ruckt aus, und sei Feind der Bierwirt bleibt uff'm Blag. Gelt, Pfarrherrle, so lang, wie's geht, sein mer der Mann, wann's aber nacha a biss'l an d' Knoche geht, na macht's Pfarrherrle a G'sicht, als ob's an Holzapfel im Mag'n hätt', und ruckt aus. G'habe S' Jhna wohl und Glück auf d' Reis'! I wünsch' Jhna — — —“

Was er wünschte, hat niemand mehr erfahren; denn im nächsten Augenblick packte Bill Schäper, der hinzugetreten war und die Rede mit angehört hatte, mit seinen gewaltigen Fäusten die giftige Jammergeflast beim Rockragen und am Hosensitz, schleppte sie trotz ihres Strampelns und Remonstrierens an den Rand des hoch auf Pfeilern ruhenden Perrons und warf sie kopfüber hinunter mitten in eine ungeheure Schneewehe hinein und sagte:

„Rühl' Dir ab, Schweinigel, Dein Holzapfelblut is was zu warm!“

Da kam der Zug herangebraust, und Jack stieg ein. Vom Fenster seines Waggons aus sah er noch, wie der arme Holzapfel wie um Hilfe bittend seine Hände aus dem Schnee, in dem er bis unter die Arme steckte, gegen das Bahnhofsgebäude emporstreckte. Da tat ihm der Kerk doch leid.

* * *

Die Reise im Winter über die verschneiten Prairien ist keine schöne. Nede, unfäglich öde, einsam und leer dehnt sich die weite, weiße Fläche nach allen Himmelsrichtungen aus. Mag der Himmel bewölkt oder klar sein, der Eindruck der farblosen Ebene auf das Gemüt ist ein niederdrückender, melancholisch stimmender. Während sich die Seele beim Anblick der lebendigen, grünen, sonnenbeschienenen Prairie weitet und, dem Adler gleich, mit mächtigem Flügelschlag dahinschweben möchte über die lachende Unendlichkeit, scheint sie sich beim Anblick der verschneiten Prairies fröstelnd zusammenzuziehen. Der helle Schein der nun tiefstehenden Sonne ist nicht erfreuend, sondern eher eine Qual, der Widerschein von der Schneefläche blendet gar so sehr, besonders wenn eine Eiskruste den Schnee bedeckt. Der Prairiewind, im Sommer ein Stück vollendeter Naturpoesie, ist nun schneidende, heißende und höhnisch pfeifende Prosa.

Was Wunder, daß der junge Pastor Roostand seine Blicke wenig über die trostlosen Gegenden schweifen ließ, durch die der Zug gen Osten eilte!

In Kansas City war er völlig fremd, dort war ihm kein Arzt be-

kannt, an den er sich vertrauensvoll hätte wenden können; auch war die jetzt große und schöne Stadt damals noch ein ziemlich wüstes Nest voller Grenzstrolche und Glücksjäger, namentlich im Winter, wenn die Prairiesen und Felsengebirge ihren Abschaum in die größeren Städte des Westens entließen.

In St. Louis hingegen kannte Jack ihrem Rufe nach verschiedene prominente Aerzte, dort hatte er ja drei Jahre studiert, dort kannte er Weg und Steg, dorthin ging die Fahrt.

* * *

Nicht ohne große Besorgnis betrat der junge Pastor das Sprechzimmer des Arztes. Der Arzt in Karthago hatte von einer Operation geredet, und das Wort Operation hat für alle Menschen, die nicht Aerzte sind, einen üblen Klang. Es klingt wie Messerkirren, wie Lanzettengerassel und wie Scherenklappern und riecht stark nach Chloroform.

Vor den etwaigen Schmerzen bangte Jack nicht, die wollte er wohl ertragen, aber was würde das Resultat der Operation sein? Würde er den vollen Gebrauch seiner Hand wieder erlangen? Was sollte er beginnen, falls er nie wieder würde ordentlich schreiben können — vom Klavierspielen gar nicht zu reden?

„Wehe Hand?“ fragte der Arzt, als Jack eintrat. „Lassen Sie sehen!“

Der Pastor hielt ihm die verbundene Rechte hin, und der Arzt löste die Bandage.

„Das sieht ja aus, als wäre Ihnen die Hand erfroren, junger Mann,“ rief er aus, als das Glied frei lag, „wie haben Sie denn das angefangen?“

Jack erzählte, wie er auf seinem Wege auf der Prairie von einem Blizzard überrascht worden sei, sich im Sturm verirrt habe und schließlich wohl-tot gefroren wäre, wenn man ihn nicht endlich doch aufgefunden hätte. Auch erwähnte er, daß sein dortiger Arzt ihm geraten habe, die nötige Operation an seiner Hand von einem Spezialisten vornehmen zu lassen.

Mit wachsendem Interesse hörte der Arzt zu und nickte wiederholt mit dem Kopfe.

„Ich kenne das,“ sagte er, „war als junger Mensch selber einmal in einem solchen Sturm. Schauderhaft — ganz schauderhaft! Ich sehe, die andere Hand war auch erfroren. Füße auch?“

„Nur wenig.“

„Meistens ist es umgekehrt; für die Hände findet man eher Schutz als für die Füße. Wie erklären Sie Ihren Fall?“

„Ich trug ein Kind in den Armen.“

„Ihr Kind?“

„Ich habe kein Kind; es war ein kleines Schulmädchen.“

„Und das trugen Sie durch den Sturm, bis Ihnen die Hände erfroren?“



„Das sieht ja aus, als wäre Ihnen die Hand erfroren.“

„Ich konnte es doch nicht auf der Straße umkommen lassen.“

„Sie Allermeltzkerl!“ rief der Arzt, „was sind Sie denn?“

„Ein Christenmensch,“ antwortete lächelnd Jack.

„Ja, das glaube ich,“ sagte der Arzt, „das brauchten Sie mir nicht erst zu sagen. Was Sie von Profession sind, wollte ich fragen.“

„Ich bin Pastor.“

Der Arzt, der während dieses Gesprächs die eiternde Hand gereinigt und sorgfältig untersucht hatte und eben einen neuen Verband anlegte, hielt mit seiner Arbeit inne und besah seinen schmutzen Patienten von oben bis unten.

„Ein Pastor?“ rief er. „Ist nicht möglich! Hätte Sie für einen Advokaten oder des etwas gehalten. Aber allen Respekt! Verzeihen Sie mir den Allermeltzkerl, der fuhr mir so heraus; aber ein tüchtiger junger Kerl sind Sie doch. Und es macht mir große Freude, Ihnen sagen zu können, daß Ihre Hand voraussichtlich ganz wiederhergestellt werden kann. Operation? Nein, wird kaum nötig sein, aber sehr sorgfältiger Pflege bedarf die Hand; kommen Sie morgen wieder.“

Jack wollte sich empfehlen, doch der Arzt, der rasch einen Blick ins Vorzimmer geworfen und dasselbe leer gefunden hatte, ersuchte ihn, noch wenige Minuten Platz zu nehmen.

„Ihr Fall interessiert mich,“ begann er, nachdem der junge Mann sich niedergelassen hatte, „aber noch mehr interessiert mich der Patient selber. Was brachte denn einen Menschen von Ihren körperlichen Eigenschaften und geistigen Anlagen dazu, Pastor zu werden?“

„Was anders als der Wunsch, Gott in seinem Weinberg zu dienen?“ gab der Pastor zur Antwort.

„Um — Weinberg! Schöner Weinberg da draußen auf der Prairie, wo man sich Hände und Füße erfrieren lassen muß! Wie kommen aber gerade Sie hinaus nach dem wilden Westen?“

„Wer hätte sonst gehen sollen? Gerade dort braucht man starke, gesunde Pastoren. Ein schwacher, gebrechlicher Mann hätte den Blizard von neulich nicht überlebt; würde wohl kaum die dort unter normalen Verhältnissen durchzumachenden Strapazen lange auszuhalten imstande sein.“

„Um,“ brummte der Arzt abermals. „Und,“ fuhr er fort, „darf ich fragen, was man Ihnen zahlt für Ihre Arbeit im Prairie-Weinberg und das Ertragen der damit verbundenen Strapazen?“

„Warum nicht?“ lachte Jack. „Mein Gehalt beträgt vierhundert

Dollars, außerdem habe ich freie Wohnung, die von der Gemeinde ebenfalls gestellt wird.“

„Na, das läßt sich doch hören! Mich wundert nur, daß sich eine Landgemeinde dazu versteigt, ein Salär von nahezu fünftausend Dollars jährlich zu zahlen; man sagt — — —“

„Oho! Herr Doktor!“ rief Jack, „wer sagt von nahezu fünftausend Dollars? Ich sagte Ihnen, mein Gehalt betrage vierhundert Dollars und meinte pro Jahr, nicht pro Monat.“

„Was?“ — fast schrie es der Arzt — „Was? Vierhundert elende Dollars das Jahr? Mann — da zahle ich ja meinem alten, steifen Jakob, meinem Kutscher, bedeutend mehr! Und der Mensch hat auch freie Wohnung, wenn auch nur vier Zimmer über dem Pferdestall. Aber Sie belieben wohl bloß zu scherzen?“

„Durchaus nicht. Sie müssen das Amt eines Pastors nicht mit den Augen eines Arztes ansehen, Herr Doktor, sondern —“

„Sondern? Sondern mit den Augen der Leute, die einen solchen bedauernswerten Mann anstellen, dann stimmt's — dann sind vierhundert Dollars und eine Hütte genug. Ich wette, es ist nur eine erbärmliche Hütte, worin Sie wohnen! Es ist unverantwortlich — —“

Da klingelte es im Vorzimmer.

„Kommen Sie morgen früh wieder, Herr Pastor,“ sagte der Arzt, „vielleicht noch vor der Sprechstunde. 'S ist zum Davonlaufen!“

Was zum Davonlaufen sei, sein Gehalt, oder das Klingeln der Thürlocke, brachte Jack nicht in Erfahrung. Er ging davon.

Der junge Pastor war heute nacht bedeutend besser gebettet als in der ersten seines Aufenthaltes in St. Louis. Er hatte sich, als er angekommen war, aus begreiflichen Gründen in einem billigen Hotel einquartiert, als er aber das Haus des Arztes verlassen hatte und nun die Olive-Straße heraufspazierte, begegnete er zufällig einem Freunde, in dessen gastfreiem Hause er während seiner schönen Studentenzeit manche fröhliche Stunde verlebt und manch schönes Lied gesungen hatte; und dieser Freund hatte ihn ohne viel Federlesens mit nach Hause genommen und seine Habseligkeiten aus dem Hotel in seine Wohnung schaffen lassen.

Dort hatte Jack den Abend zugebracht, hatte wieder einmal nach Herzenslust gesungen. Ach, er konnte noch singen; die schöne Stimme war im Blizzard nicht mit erfroren. Und wie gut es tat, nach monatelangem Hungern nach Musik wieder einmal in Tönen schwelgen zu

dürfen! Auch das wundervolle Lied: „Noch einmal laß mich dir ins Auge schau'n“ hatte er unter der vortrefflichen Klavierbegleitung der Gattin seines Gastgebers gesungen. Dabei hatte er im Geist sein Lieb wiedergesehen, sein holdes Lieb in Weiß, wie einst in jenem Konzert vor — o, wie langer Zeit!

Spät war's geworden, und nun lag er im Bett, aber schlafen konnte er nicht trotz des guten Bettes. „Noch einmal laß mich dir ins Auge schau'n“ — er wurde die Worte nicht los. Mochte er seinem Gehirn mit Gewalt Gedanken an andere Dinge aufnötigen — irgendwo in einer verborgenen Nische seines Kopfes klang es fort: „Noch einmal laß mich dir ins Auge schau'n“, und ehe er sich dessen versah und unwillkürlich klang und sang und hallte das Lied wieder voll durch seine Seele und verschauchte alle anderen Gedanken.

O, er wollte, er mußte noch einmal in die Augen, jene unvergeßlichen Augen schauen, und zwar halb, ehe er wieder heimkehrte auf die verschneite Prairie. Und lesen wollte er in jenen Augen, was etwa für ihn darin geschrieben stand.

Allmählich reifte bei ihm ein Plan zur Ausführung seines Gedankens. Weihnachten war vor der Thür, gewiß würde Amanda die Feiertage im Elternhause in Hinsdale verleben, Hinsdale lag nur etwa zwanzig Meilen von St. Louis, er selbst, der Glücksmensch, war ja in St. Louis — morgen, morgen reist er nach Hinsdale. Daß er nicht längst darauf verfallen war! Nun war's erst recht mit dem Einschlafen vorbei. Das „Noch einmal“ u. s. w. hörte auf. Ja! suchte nun Worte.

Die freundliche Leserin mag es glauben oder nicht: ein junger Mann, der morgen nach Hinsdale reisen will, sucht am Abend vorher Worte, und das Sonderbare dabei ist, daß die zusammengesuchten Worte, mögen sie sich im Kopf des jungen Mannes zu noch so schönen, schwunghaften Sätzen zusammengereicht haben, fast nie gesprochen werden. Das macht auch nicht viel aus; gut getan haben sie dem jungen Mann doch. Und diejenige, die sie anhören sollte und sie nicht hört, bekommt sie später — wenn alles gut und nach Wunsch abgelaufen ist — meistens doch noch zu hören, und dann kommen sie erst recht zur Geltung; denn sie verursachen auf beiden Seiten viel Vergnügen. Er lacht, weil er mit viel weniger Worten ans Ziel gelangt ist, und sie über die Einfalt des Mannes, der sich so abgeängstet und abgemüht hat, wo sie doch schon längst gewußt, wie die Sache enden würde.

Hoffen wir daher, daß die schwere nächtliche Gedankenarbeit unseres guten Jack auch einmal zur vollen Geltung kommen möge.

* * *

„Morgen, morgen,“ hatte der junge Pastor gesagt; dabei hatte er aber ganz seine wehe Hand und den Doktor vergessen. Als er daher nach kurzem Schlafe durch das nunmehr ungewohnte Donnern der Straßenbahnwagen erwachte, fiel ihm sofort ein, daß er ja den Arzt wieder aufsuchen müsse. Zu diesem lenkte er denn auch seine Schritte, sobald als tunlich. Er fand ihn im bereits wohlburchwärmten Sprechzimmer.

„Ich habe mich,“ begann der Arzt, „gestern noch viel mit Ihnen beschäftigt, nachdem Sie fortgegangen waren. — Lassen Sie, bitte, gleich Ihre Hand sehen; wir möchten nachher vielleicht viel gestört werden.“

Während er sich darauf längere Zeit mit Jacks Hand beschäftigte, plauderten die beiden eifrig miteinander. Dabei entlockte der Arzt dem Pastor auch die (für den Arzt) geradezu unsäßliche Neuigkeit, daß Jack neben seiner Arbeit als Seelsorger der Gemeinde auch noch einen Missionsposten bediene und sogar noch Schule halte — alles gegen eine Besoldung von vierhundert Dollars nebst freier Wohnung.

Der alte Herr war über diese Offenbarung sprachlos. So etwas ging über seinen Doktorhorizont. So viel verdiente er selber ja manchmal mit einer einzigen Operation. Wiederholt schüttelte er den grauen Kopf. Endlich sagte er:

„Mein Lieber, entweder sind Sie ein sehr einfältiger Mensch, oder ein wahrer Christ, ein echter Nachfolger Christi.“

„Oder vielleicht beides!“ lachte Jack.

„Ich muß das letztere annehmen, denn dumm sind Sie nicht. Aber verstehen kann ich's nicht, wie ein gebildeter, gewandter Mann seine Gaben und Kräfte wegwerfen, ja Gesundheit und Leben aufs Spiel setzen kann um solch einen erbärmlichen Lohn.“

„Nein,“ entgegnete Jack, „von Ihrem Standpunkte aus können Sie so etwas nicht verstehen. Ich begreife es recht gut. Und was das Auskommen mit meinem Salär betrifft, so hat dieses bisher ausgereicht, und ich bin versichert, sollte es einmal nicht mehr ausreichen, so wird die Gemeinde zulegen.“

„Das wird viel sein! Glauben Sie, mein Freund, eine Korporation, die einen gebildeten Menschen von vornherein mit einem so elen-

den Salär anstellt, wird später, wenn die Not nicht mehr zu ertragen ist, auch nur eine elende Zulage machen. Ich kenne das! Es ist nur gut, daß Sie als Priester nicht auch Frau und Kinder mit in die elend-jämmerlichen Verhältnisse hineinziehen können.“

* * *

Jack begab sich zurück in sein Quartier. Er hatte sich vorgenommen gehabt, den Arzt zu fragen, ob er es wagen dürfe, einen Tag lang den Besuch bei ihm auszusetzen, da er eine kleine Reise zu machen wünsche. Er hatte aber die Frage nicht gestellt. Er hatte fürs erste keine Ursache, keinen Grund mehr, die kleine Reise zu machen.

Wie ein vernichtender Blickstrahl waren die letzten Worte des Arztes in seine so lange gehegten Hoffnungen gefahren. Der Arzt hatte, ohne es zu beabsichtigen, einen bösen Samen gesät, und der Same hatte auf der Stelle Wurzel gefaßt. Viele Bilder von seiner Zukunft an der Seite Amanda Leonhardis hatte er in den letztvergangenen Monaten entworfen; sie waren samt und sonders schön und wonnevoll gewesen, überstrahlt vom rosigen Licht des ehelichen Glücks. Nie war ihm der Gedanke gekommen, daß das, was er bisher Glück genannt hatte, anderen Leuten, wahrscheinlich auch vielen Mädchen, als „elend-jämmerliche Verhältnisse“ vorkommen konnte. Nie war ihm in seinem jugendlichen Enthusiasmus eingefallen, daß eine junge Frau mit den Verhältnissen, die ihr Mann mit einem Salär von vierhundert Dollars pro Jahr zu schaffen imstande ist, nicht zufrieden sein könnte. Nun aber war es ihm völlig klar. Nicht nur möglich erschien es ihm nun, sondern wahrscheinlich und — was mehr war — ganz gerechtfertigt. Wie dürfte er es wagen, Amanda Leonhardi, die ihr ganzes Leben lang die Bequemlichkeiten u. s. w. des Stadtlebens genossen hatte und nun schon jahrelang sogar das Leben in der Weltstadt Chicago gewöhnt war, zuzumuten, dies alles zu verlassen mit dem „elend-jämmerlichen“ Dasein draußen an der Cherokee Creek!

„Es ist nur gut, daß Sie als Priester nicht auch Frau und Kinder mit in die elend-jämmerlichen Verhältnisse hineinziehen können.“ So hatte der Arzt gesagt. Jacks erster Impuls war gewesen, prompt den Priester samt dem Eölibat zurückzuweisen und sich als einen protestantischen Pastor zu erkennen zu geben; er folgte dem Impuls jedoch nicht, sondern ging lieber als Priester davon. Warum wohl?

Freundlicher Leser, die Pastoren und ihre Gehilfen im Amt, die Gemeindefchullehrer, sind Menschen wie alle anderen, haben daher auch

mit ganz denselben Schwächen zu kämpfen wie diese. Sie kommen auch wie diese mit den Kindern der Welt in Berührung und, infolge ihrer Bildung, mehr mit der sogenannten „bessern Klasse“ als der gewöhnliche Mensch. Die Welt weiß Bildung und Geistesgaben wohl zu schätzen, kennt auch recht gut die Fähigkeit des Gebildeten, viel Geld zu verdienen, und hält darum den Gebildeten, Begabten, Talentvollen, der diese geistigen Anlagen nicht dazu gebraucht, von den Gütern der Erde so viel als irgend möglich zu erlangen, für einen Schwächling, ein verächtliches Subjekt. Hier ist es, wo die Versuchung, das so kümmerlich bezahlte geistliche Amt von sich zu werfen, um einen einträglicheren Beruf zu ergreifen, so oft und am stärksten an Pastor und Lehrer herantritt. Man fühlt die Kraft, die Begabung, die Fähigkeit in sich, mehr verdienen zu können, und zwar mit weniger anstrengender, weniger verachteter Arbeit, und die Welt lockt und ermuntert zu dem Schritt und bietet oft selbst die Gelegenheit dazu freundlichst an: „Das alles will ich dir geben.“ Da ist es oft recht schwer, ein „Schwächling“ zu bleiben und anderen gebildeten Menschen, auch wenn sie nur Kinder der Welt sind, noch fernerhin „verächtlich“ zu erscheinen.

Die Versuchung, das so schlecht besoldete Predigtamt aufzugeben, war es zwar nicht, die unsern Jack bei jenen Worten seines Arztes ergriff — die hätte für ihn schon bedeutend schwereren Kalibers sein müssen —, aber — der junge Mann ging auf Freierrfüßen, war gerade im Begriff die verhängnisvolle „kleine Reise“ zu machen, und zwar ohne im geringsten daran zu denken, daß seine Ausserkorene ihn vielleicht wegen seiner Armut abweisen könne, da riß ihm der Arzt urplötzlich den Boden unter den Füßen weg; mit einem Schlag erkannte er seine Armut und die Armlichkeit der Verhältnisse, in die er das Mädchen seiner Wahl zu versetzen im Begriff stand. Er fühlte, würde er dem Arzte zu erkennen geben, er sei ein protestantischer Pastor, so würde dieser sicher die Frage stellen, ob er den Frebel zu begehen beabsichtige, je ein braves Mädchen in solche Armut mit sich hineinzuziehen. Er fühlte ferner, derselbe Mann, der ihn bisher mit Wohlgefallen betrachtet und als Ehrenmann behandelt hatte, würde ihn, wenn er die Frage bejahte, wegen solcher Gesinnung verachten, und Verachtung ist weit schwerer zu ertragen als Armut. Das war der Grund, weshalb Jack den Priester auf sich sitzen ließ. Wer sich besser dünkt als er, der werfe ihn mit Steinen.

Jack Roostand macht nun doch die kleine Reise.

Mit der „kleinen Reise“ war es also fürs erste vorbei. Was sollte unser junger Freund mit dem langen Tag, der ihm heute bevorstand, beginnen? Mittag lag noch weit. Längere Zeit war er in seinem Zimmer in großer Aufregung umhergelaufen, um seine Seele zu beruhigen, es blieb sich gleich. Er fand keine Ruhe. Drunten im Parlor stand das prächtige Klavier, doch was half ihm das? Er hatte ja nur den Gebrauch der einen Hand! Hätte er nur die „boys“, seine ehemaligen Kommilitonen, draußen im Seminar besuchen dürfen, wie er beabsichtigt hatte! Das war aber heute völlig ausgeschlossen. Diese jungen Menschen, die die Welt außerhalb der Seminarmauern noch im rosigsten Lichte sahen, würden ihn ohne allen Zweifel fragen: „Nun, guter Jack, wann wird denn Hochzeit gemacht; denn daß Du auf Freiersfüßen wandelst, dafür bürgt Dein Hiersein. Also 'ratis mit der Sprache!“ Er kannte das. Nein, um alles in der Welt nur nicht dorthin! Am Ende gar den hoffnungsvollen Jungen ein Bild von ihrer „elend-jämmerlichen“ Zukunft entwerfen? Nie! Was aber sonst mit seiner Zeit anfangen?

In Gedanken versunken stand er am Fenster und sah hinab auf die Straße. Da rollte, von Maultieren gezogen, eben ein Straßenbahnwagen vorüber, an dessen Schild er das Wort „Fairgrounds“ las.

Fairgrounds! — „Milk-Can Town!“ Trotz seiner trüben Gedanken mußte Jack lächeln. Der also bespignamte Stadtteil war der abscheulichste, obwohl durchaus nichtärmste Teil von St. Louis. Dort hatten sich Fleischer, Gemüsegärtner und besonders Milchhändler angesiedelt, denen es nicht darauf ankam, wie es in ihrer Nachbarschaft aussah. Dort oben waren die Straßen bodenlos sechs Monate im Jahr, und nur im Sommer wurde es auch in Milk-Can Town menschlich, wenn endlich der Straßenkot trocknete und die vielen leeren Baustellen sich mit Grün überzogen. Eine kleine, noch junge Gemeinde befand sich da draußen mit einem kleinen Famenkirchlein, in welchem Jack vor einigen Jahren seine erste Predigt gehalten hatte. Halt! — ja, war nicht vor einiger Zeit sein lieber, alter Stubengenosse vom Gymnasium, der wackere Spinoza — so hatte man ihn benammt — dort als Pastor eingeführt worden? Der gute, alte Junge! Den mußte er auffuchen! Jetzt mußte Jack plötzlich, wo er den langen Tag zubringen wollte.

Seiner Wirtin meldend, daß er vor Abend nicht zurückkehren würde, eilte er davon. —

Spinoza, der damals noch keinen Schullehrer an der Seite hatte, sondern selber Schule hielt, hatte wegen der bevorstehenden Weihnachtsarbeit bereits Ferien gemacht und war zu Hause. Er empfing unsern Freund mit großen Freuden.

„Poß Hamiltar und Hannibal, da steht ja der Karthagener!“ rief er; „Jack, wo kommst denn Du her? Und bleßiert dazu? Doch keinen heißen liner auf second base gefangen? Stören? Bewahre! Hole alles nach. Werde Dich gleich meiner bessern Hälfte vorstellen, dazu auch meinem ältesten und einzigen Sohn!“ Damit machte er, während Jack sich des Ueberrocks entledigte, eine Bewegung nach einer Thür, die ins Hinterzimmer führte.

„Bist Du verheiratet?“ fragte ihn Jack.

„Und wie! Schon zwei Jahre! — Mathilde, Schähel,“ rief er ins Hinterzimmer, „komm mal her, ich habe lieben Besuch! Wie? — I bewahre, komm, wie Du bist, und bring den Kleinen mit.“

Gleich darauf erschien im Rahmen der Thür eine hübsche, schlante junge Frau in tadellos sauberem, einfachem Hauskleide, auf dem Arm ein Knäblein. Aus ihren hellen Augen leuchtete das Glück, leuchtete Zufriedenheit und Freundlichkeit.

„Sieh, Mütterchen, dies ist mein alter Freund Roostand, vulgo Jack, wohlbestallter Pfarrherr von Karthago, wahrscheinlich — obwohl er's noch nicht bekannt hat — auf Freiersfüßen und bei uns eingekehrt, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, wie glücklich ein junges Ehepaar sein kann selbst in Milk-Can Town.“

Mit freundlichem Gruße reichte die junge Frau dem Gaste die Hand und sagte dann lächelnd:

„Nehmen Sie meinem guten Mann diese Rede nicht übel, Herr Pastor, ihm schlägt mitunter der Uebermut über dem Kopf zusammen — —“

„Besonders, wenn er an sein Weibchen denkt und an seinen famosen Buben,“ ergänzte ihr Gatte. „Komm her, Bubeli, komm her zu mir,“ rief er, die Hände nach dem Kinde ausstreckend, das mit Armen und Beinen zappelte, um zu ihm zu gelangen.

„Nein, Papa, den Kleinen bekommst Du jetzt nicht,“ sagte die junge Mutter lachend, „er war längst müde, und ich hätte ihn schon lange schlafen legen sollen, aber ich habe mich noch nicht von ihm trenn-

nen können. Wenn Du ihn erst in die Hände kriegst, dann ist's mit seinem Einschlafen fürs erste vorbei."

Das Kind an sich drückend, empfahl sie sich, jedoch nicht, ohne Pastor Roostand freundlichst zum Mittagessen eingeladen zu haben, welche Einladung mit Dank angenommen wurde. Von all diesem war unserm Jack nichts entgangen; er hatte alles, auch das geringste beobachtet, und o, wie hatte es ihm so wohl getan! So, gerade so, wie



Mit freundlichem Gruße reichte die junge Frau dem Gaste
die Hand.

er es hier fand, hatte er sich in so vielen einsamen Stunden draußen auf der Prairie sein künftiges Heim gedacht; so sah nach seinen Begriffen das Glück aus.

Ihm war, als habe er durch Nacht und Sturm und Kälte plötzlich einen Blick getan hinüber ins lachende, sonnenbeschienene Land, wo die Citronen blüh'n, und als müsse er seine Arme danach ausstrecken und rufen: „Ach, könnt' ich dahin kommen und dort mein Herz erfreu'n!“

Er blieb zu Mittag und nahm teil an dem einfachen Mahl, das ihm in solcher Umgebung und in solcher Atmosphäre trotz seiner Einfachheit köstlicher mundete als je ein Mahl zuvor. Er blieb auch den ganzen Nachmittag im traulichen Verkehr mit den glücklichen jungen Eheleuten.

Aus ihren Reden entnahm er, daß sie in keiner Weise finanziell besser gestellt waren als er selbst, ja, daß er sich auf seinem Prairieposten bei weit geringeren Ausgaben im ganzen besser stünde als sein Freund Spinoza hier in der großen Stadt.

Er erfuhr ferner, daß seines Freundes Gattin eine Pfarrtochter aus einer großen Stadt gewesen war und vor ihrer Verheirathung als Musiklehrerin am Conservatorium ein weit besseres Salär bezogen hatte, als ihr Mann voraussichtlich je als Pastor beziehen würde, und das sie freudig preisgegeben hatte, um ihrem jungen Gatten zu folgen. Als Jack sie fragte, ob sie die Musik nicht sehr vermisse, er bemerkte, sie besäße kein Klavier, — antwortete sie, allerdings vermisse sie dieselbe oft gar sehr, „aber,“ setzte sie lächelnd hinzu, „ich spare schon tüchtig, damit wir einst ein Instrument bekommen; ich habe bereits ganze achtzehn Dollars dazu.“ —

Der lange Tag war unglaublich schnell vergangen. Im Dunkel des frühen Winterabends fuhr Jack seinem Quartier wieder zu. Arm war er nach Milk-Can Town gefahren, reich und glücklich kehrte er wieder. Des lieben Gottes Walten hatte den Straßenbahnwagen am Morgen an seinem Fenster vorbeifahren lassen, das stand bei Jack fest; Gott hatte ihn einen Blick tun lassen wollen in ein Glück, das nicht auf Dollars und Cents basierte, nicht vom Gelde abhängig war. Und was für ein Glück! Konnte es ein reineres, ein wahreres geben? Der junge Mann schämte sich jetzt seines Kleinglaubens, in den er durch des Arztes Reden geraten war. War nicht Spinozas holdseliges Weib in ganz ähnlichen Verhältnissen aufgewachsen wie „sein Mädchen“? Hatte sie sich nicht wundervoll hineingefunden in die wirklich dürftigen

Verhältnisse Spinozas? Und war sie nicht zufrieden — glücklich? War es nicht möglich, daß auch Amanda Leonhardi trotz ihrer gegenwärtigen Stellung und Unabhängigkeit einst an seiner Seite zufrieden und glücklich werden würde? Ihr edler Charakter ließ es hoffen und erwarten.

Als er an diesem Abend spät sich zur Ruhe niederlegte, dauerte es nicht so lange, bis er einschlief. Die Anfechtung war vorüber, und er hatte Ruhe gefunden. Was durfte ihn nun noch kümmern, welche Begriffe reiche Leute vom Glück haben? Was durfte ihm daran liegen, daß sein Arzt es für einen Frevel hielt, wenn ein Pastor ein Mädchen bittet, seine Armut mit ihm zu teilen?!

* * *

Was Jack in jener Nacht geträumt, oder ob er überhaupt geträumt hat, wissen wir nicht; wir wissen aber, daß er am nächsten Morgen sehr früh wieder auf den Beinen war, daß er schon vor dem Frühstück seine kleine Reisetasche packte und daß er gleich nach dem Frühstück die Pine-Straße hinaufschritt, um in der Office der betreffenden Eisenbahn Erkundigung einzuziehen über den Abgang der Züge nach Hinsdale; denn an ein Abmachen solcher Geschäfte per Telephon dachte noch kein Mensch, da es etwas derartiges noch nicht gab. Unser Freund hatte beschlossen, heute noch nach Hinsdale zu reisen, einerlei ob der Arzt seine Zustimmung dazu geben würde oder nicht.

Die Auskunft betreffs der Abfahrt der Züge muß wohl befriedigend ausgefallen sein; denn als Jack wieder auf die Straße heraustrat, steckte er eine kleine Fahrkarte in seine Westentasche, und sein Gesicht zeigte den Ausdruck inniger Zufriedenheit, der auch noch nicht gewichen war, als er um neun Uhr ins Sprechzimmer des Arztes trat.

Der Arzt schmunzelte vergnügt, als er die Fortschritte wahrnahm, die die wundte Hand bereits gemacht hatte, und gab gern seine Einwilligung zu dem Vorhaben Jacks, einen Abstecher nach Hinsdale zu machen, vorausgesetzt, daß er am nächsten Morgen wieder zur Stelle sei. Dieses paßte dem jungen Manne gar nicht; denn er hatte gehofft, wenigstens einen ganzen Tag in Hinsdale zubringen zu dürfen; doch ergab er sich in sein Schicksal.

Die Erwartung, der Arzt würde heute abermals auf das bereits zweimal besprochene Thema bezüglich der schlechten Befolgung deutscher Pastoren kommen, erfüllte sich nicht; der alte Herr war heute allzu sehr beschäftigt. Jack hätte ihm sonst gerne sein gestriges Erlebnis in

Milk-Can Town erzählt und ihm einen neuen Begriff von Glück in Armut beigebracht.

* * *

Es mochte etwa drei Uhr nachmittags gewesen sein, als der Zug, der den jungen Pastor nach Hinsdale brachte, langsam aus dem wilden Walde, der das Ufer des trüben Missouri-Flusses fast unzugänglich machte, hervor- und das sandige Ufer hinabrollte und sich leise auf die große Dampffähre hinaufschob, die die Verbindung des Schienenstranges diesseits und jenseits des Stromes vermittelte. Eine Brücke über den Missouri existierte nämlich damals noch nicht.

Breit und stolz wälzte der Strom seine braunen, trüben Wellen zwischen seinen Ufern daher, Millionen von großen und kleinen schmutzigen Eiszschollen mit sich reißend. Drüben am jenseitigen Ufer erhob sich auf ihren mäßigen Hügeln die Stadt Hinsdale, vom Strome aus gesehen nur eine lange Reihe ein- und zweistöckiger, zumeist aus Backsteinen errichteter Geschäftshäuser, die selbst damals schon alt erschienen. Diese Häuserreihe war in regelmäßigen Zwischenräumen unterbrochen durch Querstraßen, die sich in ziemlich starker Steigung die Hügel hinauszogen, auf beiden Seiten von schönen, alten, heute natürlich kahlen Schattenbäumen eingefasst.

Der Dampfer setzte sich in Bewegung und brach sich langsam und schwerfällig Bahn durch die Eiszschollen, dem jenseitigen Ufer entgegen.

Vorn an der Brüstung des Fahrzeuges, die kleine Reisetasche in der Hand, stand unser Jack und schaute hinüber zur Stadt, hinüber zur Heimat seiner Liebsten. Es war ihm, als sich der Zug seinem Ziele näherte, plötzlich im Waggon zu warm geworden, seine Aufregung drängte ihn hinaus ins Freie. Er merkte nicht, daß der Wind in kalten Stößen über die eisige Fläche dahergefegte und an seinem Ueberzieher zerrte, als wollte er ihm denselben vom Leibe reißen. Nur sein Körper war auf dem Dampfer, seine Seele weilte längst drüben in der Stadt auf den Hügeln.

Vorsichtig näherte sich das Fahrzeug dem andern Ufer, langsam schob es seinen Bug in seine Nische an der Anlegestelle, die Neger, die dienstbaren Geister des Bootes, sprangen ans Land und befestigten die Schiffstau; die Glocke gab das Zeichen, daß die Landung vollendet sei, und Jack als erster wanderte über die Planke ans Land.

Die Adresse Lehrer Leonhardis brauchte ihm niemand anzugeben. Um diese hätte ihn jemand im Schlafe fragen dürfen, und er hätte sie

richtig angegeben. Nummer 565 Madison-Straße — wie oft hatte er sich diese Nummer vorgesprochen — ein junger Mann ist einmal so. Schon das Hören der Adresse der Liebsten tut ihm gut, selbst wenn er sie sich selber vorsagen muß.

Wo die Straße zu finden sei, wußte er allerdings nicht, doch erging es ihm wie unserer guten Tante Marie: er hatte seine "talking machine" allezeit bei sich; und so dauerte es gar nicht lange, da stand er vor dem Hause Nummer 565 Madison-Straße, einem netten, sauberen Hause im Cottage-Stil, das rings umgeben war von prachtvollen, alten Ulmen.

Es lag still und scheinbar verlassen da, kein Kind, kein Hündlein ließ sich sehen, doch aus dem Umstande, daß dem Schornstein Rauch entquoll, schloß Jack, daß jemand von den Bewohnern daheim sein müsse.

Der junge Mann war, wie wir wissen, durchaus kein zaghafter, sondern ein mutiger, resoluter Mensch, als er aber die Stufen zur Veranda hinanstieg und die Hand erhob, um die Türklingel in Bewegung zu setzen, da klopfte ihm doch das Herz. Wer würde ihm öffnen? Mit welchen Gefühlen würde er diese Stufen wieder hinabsteigen?

Die Hoffnung, daß Amanda selber die Tür öffnen möchte, bewahrheitete sich nicht. An ihrer Statt erschien die Mutter. Jack erkannte sie sofort wieder. Wie wenig hatte sie sich in den neun Jahren, seit er sie zuletzt gesehen, verändert! Sie war immer eine schöne Frau gewesen; sie war's heute noch. In ihrem welligen, dunkelblonden Haar glänzte noch kein Silber. Aufrecht wie vor Jahren stand die schlankte Gestalt vor ihm und sah ihn fragend an. Sie erkannte ihn nicht.

"Grüß' Gott, Frau Leonhardi!" rebete er sie an, "Sie kennen mich, wie es scheint, nicht mehr."

"Ich habe nicht die Ehre," entgegnete sie, "etwas Bekanntes liegt allerdings in Ihren Zügen, besonders in Ihren Augen, etwas sogar sehr Bekanntes; aber Sie werden verzeihen . . ."

"Ich bin Johannes Roostand, Frau Leonhardi, ehemals aus Westonville, jetzt aus Karthago."

Eine allerliebste, zarte Röte überflog bei seinen Worten das liebe Gesicht der Mutter, eine Röte, die nicht nur herzliche Freude bekundete, sondern dem, der sie zu deuten verstand, auch unmißverständlich zu erkennen gab, daß in dem Mutterherzen plötzlich sonderbare Dinge vor sich gingen.

„O, willkommen, Herr Pastor,“ rief sie, „seien Sie herzlich willkommen!“ Damit öffnete sie ihm die Tür und ließ ihn eintreten. In großer Verwirrung sprach sie weiter:

„Ja, nun erkenne ich Sie wieder. Es ist alles an Ihnen männlicher geworden, aber die von der guten Mama geerbten Augen sind dieselben geblieben. Bitte, legen Sie ab. Wie wird mein lieber Mann



„Grüß' Gott, Frau Leonhardi!“

sich freuen, wenn er Sie hier vorfindet; er muß gleich heim kommen, die Schule wird aus sein."

Hier nahm sie wahr, daß dem jungen Mann das Ausziehen seines Ueberziehers Beschwerde machte wegen des Verbandes an seiner rechten Hand. Mit einem freundlichen: „Erlauben Sie" griff sie ein und fragte zugleich, was er denn an seiner Hand habe. Die gute Frau hatte in ihrer Aufregung vorhin gar nicht gemerkt, daß er ihr zum Gruße die linke Hand gereicht hatte. Sie führte ihn in das behagliche Wohnzimmer und bat ihn, Platz zu nehmen. Sie selbst setzte sich ihm gegenüber, und nun mußte Jack erzählen, wie er zu der schlimmen Hand gekommen sei. Es war nicht, als lägen neun lange Jahre zwischen der Zeit, da sie einander zuletzt gesehen, und heute, sondern als wäre Jack ein im Hause oft und gerne gesehener Gast gewesen alle die Jahre.

Wie es Menschen gibt, die uns schon beim ersten Begegnen abstießen und es trotz aller ihrer Bemühungen nicht zustande bringen, uns sympathisch zu werden, so gibt es auch Menschen, die uns sofort anziehen, uns sofort für sich einnehmen und gewinnen. Der Ursache der Antipathie wie auch der Zuneigung sind wir uns in seltenen Fällen bewußt, lernen sie oft überhaupt nie kennen; sie sind beide einfach vorhanden und drängen sich uns auf, meistens schon bei der ersten Begegnung, ungesucht und ungewollt. Während Leute ersterer Art meist verschlossene Menschen sind und es immer mehr und mehr werden, sind Leute der zweiten Art meistens offene, ehrliche Naturen. Sie suchen nicht Gunst, wissen nichts von ihren Vorzügen, und gerade dies ist es, wie es scheint, was uns anzieht.

Jack Roostand gehörte entschieden zu den Leuten letzterer Art. Wir haben gesehen, wie ihm die Herzen aller gutgesinnten Leute an der Cherokee Creek wie auch in Karthago selbst zufielen; und wie es ihm dort ergangen war, so erging es ihm nun auch hier bei der Mutter Amanda Leonhardis. Mit großem Wohlgefallen ruhte ihr Auge auf der hohen, männlichen Gestalt, mit Wohlgefallen vernahm sie den Wohlklang seiner schönen Stimme, mit ebenso großem Wohlgefallen blickte sie in sein großes, ruhiges, sinnendes Auge.

Verschiedene Male machte Roostand einen Ansat, nach Amanda zu fragen, um zu erfahren, ob sie bereits angelangt sei, oder bis wann man sie erwarte, kam jedoch nicht dazu, da Frau Leonhardi gar zu viel über ihn selbst zu fragen hatte.

Sie hatten noch nicht lange geplaudert, als auf dem durch den Hof führenden Bretterweg schwere Schritte vernehmbar wurden.

„Da kommt mein Mann,“ sagte Frau Leonhardi, „erinnern Sie sich seiner noch?“

„Ei, freilich,“ antwortete Jack, „sehr gut sogar, und ich freue mich sehr, ihn wieder zu sehen. Ist er noch der allezeit heitere, gutgelaunte Mann, der er immer gewesen ist? Ich habe ihn nie anders als fröhlich gesehen.“

„Wir wollen ihn auf die Probe stellen,“ entgegnete die Frau, „wenn er ist wie gewöhnlich, dann wird er Ihnen die Antwort auf Ihre Frage selbst gleich geben. Lassen wir ihn einmal still gewähren.“

Die Schritte des Nahenden erklangen auf der hinteren Veranda des Hauses und zugleich ein so lustiges Pfeifen, als habe der Pfeisende heute auf der Börse eine halbe Million gewonnen. Jack hätte beinahe laut gelacht, als er die Melodie: „Komm doch wieder, holder Piepmaz,“ erkannte.

„Sollte man glauben, daß der gute Mann sich den ganzen Tag über mit ungefähr siebzig Schulkindern abgeplagt hat?“ fragte lächelnd Frau Leonhardi.

Der Hausherr betrat durch die Hintertür die Küche. Die Lau schenden hörten ihn sich des Ueberrodes entledigen, worauf ein Rappeln unter den Tischmessern in der Lade und gleichzeitig ein Bums wie das Fallen und Weiterrollen eines halbweichen, schwereren Gegenstandes hörbar wurde, dem im nächsten Augenblick das Nschzen eines sich Bückenden folgte. Danach ein nochmaliges Fallen und Rollen desselben oder eines ähnlichen Gegenstandes und dann die Worte: „Hier geht he hen, dor geht he hen!“

Des Lehrers Gattin sah lächelnd ihren Gast an; diesem aber kam der ganze Vorgang so spaßig vor, daß er sich vor unterdrücktem Lachen schüttelte. Er sagte sich, daß er selbst in gleichem Falle längst Geduld und Gutmütigkeit verloren haben würde.

Der Mann draußen in der Küche jedoch ließ sich nicht im geringsten aus dem Gleichgewicht bringen, sondern froh vernehmbar hinter den verlorenen Gegenständen her, ächzte noch ein paarmal und schien sie endlich zu fassen, worauf ein befriedigtes Aufatmen erscholl. Dann rief er:

„He, Mütterlein — Schatz — old girl, wo steckst Du denn heute?“

Gleich darauf erschien in der Thür des Wohnzimmers der dicke

Mann selbst, in der einen Hand zwei schöne Äpfel, in der andern ein Messer.

„Sieh,“ rief er, „was ich heute geschenkt bekommen habe,“ — da erblickte er den jungen Mann. Einen Augenblick stugte er, fuhr aber sogleich unbeirrt fort:

„Jetzt tut's mir leid, daß ich nicht gleich drei Äpfel bekommen habe. Wer konnte aber auch wissen, daß wir Besuch haben würden! Wen haben wir denn da? — Nein, halt,“ als er merkte, daß seine Frau den Gast vorstellen wollte — „den jungen Mann kenne ich, und die Freude, selber dahinter zu kommen, wer er ist, darfst Du mir nicht:



„Welch ein stattlicher Mann Sie geworden sind!“

nehmen. Lange habe ich ihn nicht gesehen, aber er hat einst vor mir auf der Schulbank gesessen und mich mit denselben Augen angesehen wie eben jetzt. Das ist — das ist — das ist Johannes Kooftand, der junge Pastor aus dem Westen! Habe ich recht geraten?" Er legte Äpfel und Messer beiseite.

"Allerdings haben Sie recht geraten," lachte Jack, „und ich bewundere aufrichtig Ihr wundervolles Gedächtnis!"

"Gott grüße Sie, junger Freund! Willkommen, willkommen in Hinsdale!" Mit diesen Worten freudiger Begrüßung legte der alte Lehrer seine Hände auf die Schultern seines ehemaligen Schülers und betrachtete ihn mit unverhohlener Freude.

"Welch ein stattlicher Mann Sie geworden sind! Ja, ja, so geht's uns alten Schulmeistern: die Kinder wachsen einem in den Jahren alle über den Kopf. Macht auch nichts, macht gar nichts, wenn sie nur brav bleiben. Aber nun, Mama," wandte er sich an diese, „meine mitgebrachten Äpfel reichen nun nicht herum, sind auch kein würdiger Begrüßungschmaus; willst Du nicht mit etwas Substantiellerem aufwarten?"

Frau Leonhardi wollte sich erheben, aber Jack bat sie, sitzen zu bleiben. Es war ihm wohl bekannt, daß von den Kindern Leonhardis zwei noch im Vaterhause weilten, wenn sie auch bereits mehr als halberwachsen sein mußten. Er ahnte auch, daß sie über kurz oder lang nach Hause kommen würden, und daß er dann vielleicht keine Gelegenheit mehr finden würde, mit den Eltern, mit denen er ja eins der schwerwiegendsten Worte seines Lebens reden wollte, allein zu sein. Jetzt, gerade jetzt war seine Gelegenheit, und seinem Naturell getreu ging er schnurstracks auf die Sache los.

"Ich komme heute in einer besonderen Angelegenheit," begann er.

Frau Leonhardi, die längst ahnte, was diese Angelegenheit sei, und abermals tief errötete, stand jetzt doch auf und machte sich in Verlegenheit am Ofen zu schaffen.

Jack aber fuhr fort:

"Mir geht es heute wie einst Elieser, dem Knechte Abrahams, als er auf seiner Mission im Hause Reguels weilte: Ich will nicht essen, bis daß ich zuvor meine Sache gewonnen habe."

Frau Leonhardi mußte sehr interessante Dinge am Ofen entdeckt haben; denn sie widmete ihm die größte Aufmerksamkeit. Ihr Gemahl aber, der, wenn auch er eine Ahnung hatte, was nun kommen sollte,

solche Ahnung in keiner Weise zeigte, lehnte sich in seinen Lehnstuhl zurück, und Reguels Worte wiederholend, sagte er freundlich: „Sage her!“

Und nun öffnete ihnen Jack sein ganzes Herz. Er erzählte, wie er bereits als Schultnabe in Westonville eine große Zuneigung zu ihrer Tochter Amanda gefaßt habe, wie er auf dem Gymnasium, gehorsam den Regeln der Anstalt, gewissenhaft versucht habe, diese Zuneigung zu erdrücken und zu vergessen, und wie gar schlecht ihm dies gelungen sei. Anstatt unterzugehen, sei seine Liebe gewachsen, stetig gewachsen, bis es ihm zur Gewißheit geworden war, für ihn könne es auf Erden kein größeres Glück geben als den Besitz des holden Mädchens. Er erzählte ihnen den ganzen Verlauf seiner Liebe, so wie wir ihn im Gange unserer Erzählung selber kennen gelernt haben. Er verschwieg ihnen nichts, weder seine Hoffnung noch seine Zweifel. Er verschwieg ihnen auch nicht, welche trüben Gedanken die Rede seines Arztes in St. Louis in ihm wachgerufen hatte, wie er in Zweifel geraten sei, ob er bei seinem geringen Gehalt es wagen dürfe, um Amanda anzuhalten, die vielleicht mehr verdiene als er.

„O, das macht . . .“ fiel hier die Mutter ein, schwieg aber sogleich erröthend still.

Der alte Lehrer sah seine Frau lachend an. Der junge Mann aber, der sie nicht verstanden hatte, fragte:

„Wie beliebt?“

Frau Leonhardi wiederholte ihre Worte nicht, sondern bat Jack, fortzufahren.

„Ich habe nicht mehr viel zu sagen,“ nahm dieser seine Rede wieder auf, „ich habe nur noch die eine große Bitte: Geben Sie mir Ihr holdes Töchterlein zum Weibe; ich will sie lieben und ehren, will sie hoch halten, wie sie es verdient, will für sie sorgen, so gut ich es vermag.“

Er schwieg vor Erregung. Im Zimmer herrschte tiefe Stille. Die Mutter war ans Fenster getreten und drückte ihr Taschentuch an die Augen. Lehrer Leonhardi hatte seine Hände im Schoße gefaltet und blickte mit Wohlgefallen auf den jungen Mann. Die freimütige und dabei doch so bescheidene Rede hatte offenbar einen wohlthuenden Eindruck auf ihn gemacht; er hatte die Nathanaelsseele lieb gewonnen, und deutlich stand auf seinem Gesicht geschrieben, welche Antwort Jack von ihm erwarten durfte.

„Was sagt Amanda selbst dazu?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht,“ gab Jack erröthend zur Antwort, „ich erwartete sicher, Amanda hier anzutreffen, um mir meine Antwort von ihr zu holen, nachdem ich ihre Eltern um ihre Einwilligung gebeten haben würde.“

„Recht so, mein junger Freund,“ rief der alte Lehrer, „so ist es der Christen Brauch von alters her gewesen, und wollte Gott, es wäre in der Welt noch Brauch. Amanda ist nun leider nicht hier, wird auch nicht kommen, aber so viel mich betrifft, so gebe ich Ihnen gern und mit Freuden meine Zustimmung und werde Sie von ganzem Herzen als Sohn willkommen heißen. Und Du, Mütterchen?“ wandte er sich



Im Zimmer herrschte tiefe Stille.

an seine Frau, die ihren Platz am Fenster verlassen hatte und nun auf der Lehne des Stuhles saß, in dem ihr Mann lehnte.

Unter Tränen lächelte die schöne Frau, als sie ihrem Mann den Arm um die Schultern legte und sagte:

„Du guter Alter, hast mir ja schon die Gelegenheit, mein Veto einzulegen, abgeschnitten. Du hast die Tochter weggegeben, wie könnten wir noch eins sein, wenn ich nun nein sagte? Doch Spaß beiseite; ich sage auch von Herzen ja und gebe Ihnen, Herr Pastor, mein Kind gern, weil ich Sie für einen Ehrenmann halte, dem man sein Kind mit Freuden anvertrauen kann. Selbstverständlich kann und will ich nicht für Amanda entscheiden, und Du kannst es auch nicht, Papa; die letzte Entscheidung steht lediglich bei Amanda selbst. Es ist ihre Zukunft in erster Linie, die hier in Frage kommt.“

Da war es unserem jungen Pastor, als sei ihm ein großer, schwerer Stein vom Herzen genommen worden. Er sprang auf und schüttelte den Eltern die Hand, wenn auch nur mit seiner Linken, und dankte ihnen in derselben biederer Weise, in der er kurz zuvor seine Bitte angebracht hatte.

„Nun aber das liebe Mädchen selbst!“ rief er. „Habe ich recht verstanden, daß Amanda nicht heim kommt? Ist sie nicht sonst immer zu Weihnachten gekommen?“

„Allerdings ist sie bisher stets zu Weihnachten bei uns gewesen,“ sagte der alte Lehrer, „dieses Jahr aber kommt sie nicht, und ich muß mich wundern, daß Sie davon nichts wissen. Ist Ihnen denn nichts bekannt geworden von den bevorstehenden Ereignissen in Ihrem Vaterhause?“

„Von der Hochzeit, meinen Sie?“ fragte Jack. „Allerdings weiß ich davon. Ich wurde gebeten Trauzeugen zu sein, mußte aber absagen, weil die Reise dahin doch gar zu kostspielig ist. Hätte ich damals gewußt, daß ich um Weihnachten doch nach St. Louis kommen müßte, wie es jetzt meiner Hand wegen geschehen ist, so hätte ich mir die Gelegenheit, wieder einmal die Heimat zu besuchen, nicht nehmen lassen. Von dem, was seither daheim passiert ist, weiß ich nichts. Seit Ende November konnte ich nicht schreiben wegen meiner Hand, und von den Leuten im Schäperschen Hause, wo ich in Rost bin, kann, ehrlich gestanden, keine Seele ordentlich schreiben, wenigstens mochte ich niemand damit plagen; und so kommt es, daß meine Leute daheim nichts von meinem Erlebnis im Blizzard wissen, wie ich auch nichts weiß von den

Vorgängen im Vaterhause. Jetzt mag wohl ein Brief von den Eltern in Karthago liegen; aber ich bin, wie Sie wissen, schon fast eine Woche von dort weg. Was aber hat dies alles mit Amanda und ihrem diesmaligen Ausbleiben zu tun?"

"Biel, sehr viel," erwiderte der alte Lehrer, "Amanda reist nämlich zu Weihnachten nach Westonville, um bei der Trauung Ihrer beiden Schwestern Trauzeugin zu sein. Möglicherweise ist sie bereits dort."

"Amanda in Westonville?" rief der junge Mann, "und das finde ich jetzt erst aus? Darum also sollte ich mit Gewalt — — o, diese Schwestern! Wartet nur, ihr guten Seelen, ihr sollt den Jack doch und trotz alledem auf eurer Hochzeit sehen, wenn auch nicht als Trauzeugen. Mag's jetzt kosten, was es will — nach Karthago darf ich vorderhand noch nicht zurückkehren, weil ich täglich der ärztlichen Behandlung bedarf; aber die kann ich in Westonville auch haben. Also geht's nach Hause, zur Hochzeit, zum Liebchen, zum Glück — hurra!"

* * *

Das war ein schöner Abend, den Jack im Leonhardischen Hause verlebte. Kurz nachdem er die Zustimmung der Eltern erhalten hatte, langten die beiden Kinder an, Lucie, das Ebenbild ihrer älteren Schwester, etwa siebzehn, und Kurt, etwa fünfzehn Jahre alt, die beide die städtische Hochschule besuchten. Es dauerte gar nicht lange, da hatten die beiden den jungen Gast für sich mit Beschlag belegt, und Jack war froh, daß er seine Werbung beizeiten angebracht hatte; denn an diesem Abend hätte sich keine Gelegenheit mehr dazu geboten.

Als Jack sich gegen Mitternacht — natürlich als Gast im Leonhardischen Hause — schlafen legte, da standen zwei Dinge bei ihm fest. Das eine war dies, daß, wenn es wahr sei, daß ein Mann, wenn er ein Mädchen heiratet, auch zugleich die Familie seiner Auserkorenen mitheirate, er es getrost mit Amanda Leonhardi riskieren wolle; eine feinere, bessere Familie als die ihrige könne er nicht leicht mitheiraten.

Das andere aber war dies, daß er bereits am nächsten Tag, und zwar mit dem ersten erreichbaren Zug, St. Louis verlassen wolle, um gen Osten in die Heimat zu fahren. Er hoffte, daß sein Arzt ihm die Einwilligung geben würde.

Als er früh am nächsten Morgen Abschied nahm und die Eltern ihm zu seinem Vorhaben Glück wünschten, flüsterte Lucie ihrer Mutter zu:

„Mama, wozu wünscht Ihr ihm Glück?“

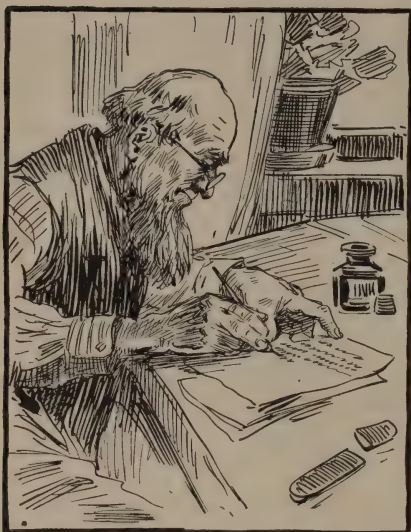
„Ja, sieh, Kind,“ antwortete die Mutter, „solch ein junger Mann braucht viel Glück, sonst kann's ihm schlecht gehen; das kannst Du schon daran erkennen, daß Herr Pastor Roostand seine Hand erfroren hat.“

Da wünschte ihm das schöne Mädchen in aller Treuherzigkeit auch Glück, ohne zu ahnen, daß es sich nicht um erfrorene Hände, sondern um die Hand ihrer eigenen einzigen Schwester handelte.

Der junge Kurt jedoch dachte, wie alle Buben, nur an sein eigenes Glück und versprach Jack, ihn eines Tages draußen auf seiner Prairie zu besuchen und den wilden Fuchs zu reiten.



Hochozeit im Pfarrhause und Jacks Verlobung.



Als der junge Pastor von seiner Fahrt nach Hinsdale zurückgekehrt war und sein Zimmer in St. Louis betrat, fand er auf seinem Tischlein ein wahres Ungetüm von einem Couvert, das der Postbote während seiner Abwesenheit gestern gebracht haben mußte. Es trug den Poststempel Karthago, war zum Plätzen angefüllt und sah infolge dessen ziemlich arg mitgenommen aus. Der ganze obere Rand des Couverts

war mit Postmarken besetzt, als käme der Brief mindestens von Hinterindien und habe den Weg durch Persien, Kleinasien und ganz Europa gemacht. Unter den Marken stand mit feisten, wenn auch zitterigen deutschen Buchstaben die Adresse:

An Mister Pastor Johannes Noostanden.

Er ist bei Mister Louis Hauptmann in Saint Louis Missouri.
Nummer 1914 Lucas Place.

Jack lachte laut auf, als er den Poststempel erblickte und die Handschrift erkannte. „Du gute, alte Seele,“ rief er aus, „schickst mir wohl meine ganze Post von einer Woche nach und am Ende gar noch eine geräucherte Bratwurst dazu. Das Couvert sieht danach aus.“

Er wollte den Brief öffnen, doch ein Blick auf seine Uhr zeigte ihm, daß er, wenn er beizzeiten bei seinem Arzte eintreffen wollte, jetzt keine Zeit zum Lesen der übersandten Sachen habe. Er steckte daher das Couvert, wie es war, in die Tasche und eilte davon.

Der Arzt war beschäftigt, und Jack mußte längere Zeit im Wohnzimmer warten. Da zog er seinen Brief hervor, öffnete ihn und begann zu sortieren. In dem Couvert staken nämlich alle möglichen Dinge. Der alte Schäper — der Leser hat's ja längst heraus, wer der

Absender des voluminösen Briefes war — hatte gewissenhaft alles, was seit Jacks Abreise von Karthago an seine dortige Adresse eingelaufen war, zusammengesucht und an seinen „Pastor“ abgesandt: Briefe aus der Heimat, Briefe von jungen Amtsbrüdern, Weihnachtskataloge verschiedener Buchhandlungen, ja selbst einen Kalender auf das nahe bevorstehende neue Jahr. Mitten in all den Sachen stat ein offenbar von ungeübten Händen zusammengefalteter großer Briefbogen, der dieselben Schriftzüge trug wie das Couvert — ein Brief vom alten Schäper.

Diesen behielt Jack in der Hand, alles andere steckte er vorläufig wieder in das Couvert zurück und dieses selbst in die Tasche. Was mochte den alten Mann an der Cherokee Creek bewogen haben, ihm zu schreiben? Was mochte vorgefallen sein?

Roostand hatte ihm beim Abschied gesagt, er möge ihm schreiben, falls etwas passieren sollte, das seine, Jacks, Rückkunft sofort verlange; hatte ihm zu dem Zweck auch die Adresse seines St. Louiser Freundes, bei dem er logierte, mitgeteilt. Nun hatte Schäper geschrieben; galt es jetzt, die geplante Reise in die frühere Heimat, von der Jack sich so viel versprochen, aufzugeben und unverrichteter Dinge wieder zurückzufahren auf die Prairie?

Der Brief mußte Auskunft geben.

Rasch schlug Jack den großen Bogen auseinander, da flatterte ein grüner Zettel heraus, nieder auf den Boden. Der junge Mann hob ihn auf — eine Bantanzweisung auf fünfzig Dollars, ausgestellt auf seinen Namen. Was sollte das Geld? Ohne sich viel Gedanken darüber zu machen, steckte er die Anweisung in die Tasche und las den Brief. Der aber lautete so:

Lieber Freund Herr Pastor
Roostand!

Nun aber man keine



hange nich bei den Anblick von diesen Brief. Passiert ist da ja woll was, und das düchtig, aber nich so, daß ihr zurückkommen müssen tätet. Denn es ist schon bereits allens vorüber und abgemacht, so was geht hier herum ümmer schnell und prompt. Bleibt ihr man bei euer ruhiges Gemüt und bein Doktor bis daß ihr heil seid. Hab ichs aber nicht ümmer gesagt daß er ein Antekrist und ein falschen Profet wär und nun ist es raus und an Tag.

„Wovon redet denn der alte Mann? Das ist ja ganz verworrenes Zeug!“ dachte Jack. „Mein Doktor soll ein Antichrist und ein falscher Prophet sein? Kurios!“ Er las weiter:

So schlecht hab ich aber doch nich gedacht daß er wär. Nu ist es vorbei mit ihn, und mit die konfrontierte Wissenschaft ist es alle. Und auch die Frau. Wer hätte es von die gedacht, aber bei so Zeug ist die Frau meist ümmer wie der Mann. Sie ist abers nich tot, man bloß ausgekniffen, sie wissen woll, wo sie ist, aber sie lassen ihr gehen und sind froh, daß das Kropzeug aus die Umgebung weg ist.

Jack ließ das Schriftstück sinken. „Wenn ich doch nur herausbekommen könnte, von wem Schäper da redet!“ dachte er. „Mit ihm ist's aus, sie aber ist nicht tot, bloß ausgekniffen. Mit wem ist's aus?“ Doch da stand ja noch viel mehr zu lesen; einmal würde Schäper doch wohl klar reden. Er las weiter.

Am Dienstagabend, wie Bill und Franz von die Jagd drunten in Hansons Botton heim reiten wollten, kamen sie bei Nelson vorbeigekritten; der war grad heiß Holzhacken und kam an die Fenz. Well, sagt er, der Smitt ist ja woll fortgezogen. Welcher Smitt, fragen die Jungs. Der bein Meetinghaus, sagt Nelson. Da meint er unsere Kirche mit und da vernahmen die Jungs, daß er unsern hellen Smitt meinen tut. No, sagen die Jungs, da haben sie noch nix von gehört. Wo so? Ja, sagt Nelson, den Sonntagabend, wie er spät von seinen kranken Swager, den Jim Downing, heim geritten wäre, der woll fast fufzehn Meilen draußen auf die Prairie wohnt, da begegnet er auf die blanke Prairie den Smitt mit Sack und Pack auf zwei großen bedeckten Wagen. In ein von die Wagen hat er auch ein Ofen gehabt und Feuer drin. Warum der Kerl woll nicht die Road langs fahren konnte? Du mußt dir geirrt haben, Nelson, sagt Bill, der Smitt hat man bloß zwei Pferde. Nein, sagt Nelson, Smitt wars! Er würde ihm woll auch in die Dunkelheit nicht gekannt haben, wenn nich gerade jemand im Wagen den Ofen

aufgemacht hätte, so daß es Licht gab. Er hätte ihn denn auch angerufen, aber keine Antwort bekommen. Die Jungs sind denn nachher beim Smitt sein Haus vorbeigeritten, ja, da war richtig alles leer. Den süßwigen Abend noch, wie es all ziemlich spät war, kommt der Buck Wilson, wo jetzt Sheriff ist, auf'n Hof geritten, und klopp't an die Thür bei uns, ob er wohl über Nacht bleiben könnte, sein Gaul könnte nicht mehr, er war den ganzen Tag schon auf die Beine. Ja, das könnte er. Er mit dem Gaul in den Stall und denn er bei uns, und da erzählt er denn, er war auf die Spur von Pferdebiebe, die hinter Blainviem ein paar gute Pferde gestohlen hätten. So, sagen wir, Pferdebiebe, und gucken einander an. Well, sagt Buck, was wißt ihr von das? O, nich viel, sagt Will, aber der Smitt ist fort mit vier Pferde, wo er doch man zwei haben tat. Den Deuser ist er! ruft der Buck, denn kriegen wir ihm morgen. Er hat ihm aber schon eher gekriegt. Wie wir im Bett waren und schliefen, fungen unsere Hunde an so sonnerbar zu toben, die Jungs und der Sheriff raus aus die Betten und in die Reider wie drei Blige, Revolver und Gewehr gepackt und nach den Pferdestall. Da jagt grad einer mit ein Pferd hinten übers Feld, mit euern Fuchs, Herr Pastohr, und der Stall ist offen. Der Buck flink den Zaum an das erste beste Pferd und hinterdrein, die beiden Jungs auch auf Pferde hinauf und auch hinterher. Das war eine wahre Deuwelsjagd; euer Fuchs ist der reine Henker mit's Laufen und sie hätten den Dieb nie gekriegt, wenn er nich an eine Fenz gekommen wäre, an die er langs jagen mußte. Da haben sie ihm den Weg abgeschnitten. Wie unsere Leute näher an ihr rantamen, fung er an zu schießen. Franz hatte seine Risle, und Buck sagt: Schieß ihn runter, Franz, mein Revolver trägt nich so weit, aber Franz mochte nich, da nahm ihn der Buck das Gewehr ab und der ist nicht umsonst Cowboy gewesen. Ein Knall und euer Fuchs lief frei. Nun hat der Parson doch seinen Gaul wieder, sagt der Buck ganz kühlig, und so wars auch; er ist wieder im Stall und wartet auf euch. Den Smitt — ja, das hatt ich fast vergessen — der war der Liebhaber von euern Fuchs, den haben sie denn ins Holzhaus getragen, mit den wars aus. Den nächsten Tag sind unsere Jungs mit Buck die Frau nach, haben ihr im Wagen auf die Road gefunden mit die Rinner, und haben ihr gefragt, wo ihr Mann war. Da fung sie an zu schimpfen und zu fluchen, verlassen hatt er sie schon vor zwei Tagen. Wie er gemerft

hätte, daß der Nelson ihn erkannt hätte, da wäre er fort, hätte gesagt, sie könnte zusehen, wie sie sich mit die Rinner durchschlagen täte, er hätte das Leben mit all die Klöße am Bein bereits lang satt, er müßte seine Haut in Sicherheit bringen und er wüßte schon, wo er ein gutes Pferd kriegte, daß ihn bald aus alle Gefahr bringen täte, die alten Klepper hier vor den Wagen wären keinen Schuß Pulver wert. Damit hätte er seinen Revolver genommen und hätte ihr dort auf die Road sitzen lassen. Jeden Cent Geld hätte er auch mitgenommen. Well, sagt Buck, euer Mann ist fort auf immer, den haben wir müssen totschießen letzte nacht, als ern Pastohr seinen Fuchs stahl. So, sagt das Weib, denn war das woll das Pferd, ja, auf das hat er all immer ein Auge gehabt. So, denn ist der Smitt tot, na, mich kanns egal sein, ich hab's flecht genug bei ihn gehabt, son krieg ich immer wieder. Nu denk mal grad einer. Die beiden gestohlenen Pferde haben sie ihr abgenommen, haben sie aber das Geld gegeben, was sie bei Smitt gefunden hatten. Wie sie wegritten, haben sie ihr gefragt, was sie mit ihren Mann machen sollten. Da sagt sie so viel sie drum geben täte, könnte er liegen bleiben, wo er wär, sie könnten mit ihn machen, was sie wollten, sie wollte ihm nich mehr. So ist das Räderzeug, da ist eins wies annere. Wir haben denn den Smitt auf die Prairie eingescharrt. Ich habe aber immer gesagt, daß er ein antekrist wär, ich hatte immer so was ins Gefühl. Was sagt ihr aber nu, ist hier woll was passiert? Das Geld, was Mutter und ich in diesen Brief mitschicken, werdet ihr ja woll finden, das ist for euch, das braucht man auf. Bei euch wirds man knapp sein, und den Doktor seine Rechnung wird woll allens fressen, die Kerls fordern man immer so in Tag nein. Wir täten gern wissen, wies euch geht. Wenn ihr mal wieder schreiben könnt, denn macht uns die Freude. Aber bleibt man kein Dokter, bis ihr ganz heil seid, keine Eile. Bei Frankens Elisabeth gehts den einen Tag so, den annern Tag so, es will immer noch nicht so recht mit sie. Wir grüßen euch alle mit herzlich Liebe, Mutter besonnens. Mit alte Anhänglichkeit

euer Freund

Peter Schäper.

Jad hatte den langen Brief, der ohne Zweifel seinem Schreiber unendliche Mühe gekostet hatte, zu Ende gelesen. Mochte derselbe auch anfangs verworren geklungen haben, schließlich war er doch klar, ja, nur zu klar geworden. Wie träumend hielt der junge Mann das

Schriftstück in der Hand und sah in tiefem Sinnen hinaus in das dürre Geäst der Bäume draußen vor der Doktorm Wohnung.

Ja, es war etwas passiert an der Cherokee Creek. Der Schmitt! Pastor Roostand hatte ihm ebensowenig wie der alte Schäper jemals recht getraut; der Mann hatte nichts Vertrauenerweckendes in seinem Wesen gehabt. Er war eine jener halt- und charakterlosen Existenzen gewesen, wie sie heutzutage Deutschland und Oesterreich zu Hunderten züchten — Existenzen, die bereits in jungen Jahren ins sozialdemokratische Lager geraten, dort aber auch bald als unbrauchbarer Ballast überbord geworfen werden und dann, wenn ihnen der Boden des alten Vaterlandes zu heiß und unbequem wird, „ins Amerika“ hinübersegeln, wo sie, da sie für ihre schönen Ideen kein richtiges Verständnis finden, nicht wissen, wohin sie eigentlich gehören — die sich dann, da sie die Mittel zur Rückkehr nach Europa nicht besitzen, so gut oder so ungut es geht, in die Verhältnisse des neuen Vaterlandes schicken, arbeiten, weil sie sonst einfach verhungern müßten, nie zufrieden sind und nimmer verstehen können, warum es ihren Nachbarn, die von nichts wissen als Arbeiten und Sparen, so viel besser ergehen soll als ihnen, die doch weit bessere „Erkenntnisse in der Wissenschaft“ haben.

Seines Zeichens war Schmitt eigentlich Schuster gewesen. Wie so viele dieses Handwerks hatte er viel zusammengelesen, vornehmlich die ungegorenen Schriften der Sozialisten und Anarchisten, hatte auch auf seinem Schemel, wie es ebenfalls so viele Schuster tun, viel zusammengegrübelt und dann seine Weisheit in den Wirtshäusern an den Mann zu bringen versucht. Da hatte er sich das pompöse, mit unverständenen Fremdwörtern gespickte Reden angeeignet, das seine einfachen Mitmenschen in Wut versetzen konnte.

Er hatte es nie lange an einem Orte ausgehalten, war von New York aus, wo er gelandet, ins Innere des Landes hineingewandert, von Stadt zu Stadt, von Staat zu Staat, dabei immer weiter westlich, zugleich aber auch immer weiter heruntergekommen. Irgendwo auf seinen Wanderungen hatte er die Person, die er sein Weib nannte, kennen gelernt und geheiratet, in der Meinung, sie brächte ihm gehörig Eigentum mit in die Ehe. Darin aber hatte er sich sehr getäuscht; sie hatte nichts besessen als ein paar feine Kleider und ein paar Hüte, für welchen Mangel an ihrem Charakter er sich von Zeit zu Zeit dadurch rächte, daß er sie grün und blau schlug und ihr zu verstehen gab, daß sie gar nicht wert sei, die Frau eines gebildeten Mannes zu sein. Als

seine Familie groß geworden war, hatte er den Plan gefaßt, nach California zu ziehen, hatte Weib und Kinder und seine geringe Habe auf einen Planwagen gepackt und war weiter nach dem Westen gefahren.

Auf dieser Fahrt war er eines Abends im Settlement an der Cherokee Creek eingetroffen und hatte zu seinem Schrecken wahrgenommen, daß er nun am Ende der Civilisation angelangt war — vor ihm die Prairie, baumlos, hauslos, trostlos. Da hätte er hindurch gesollt. Kein Mensch hätte ihn jedoch bewegen können, noch eine Meile weiter zu fahren. Er war einfach geblieben, wo er war. Eine Zeitlang hatten die guten Farmer der Gegend ihn und die Seinen aus Mitleid durchgefüttert, bis er endlich das Stück Land gepachtet, auf dem er dann einige Jahre sein Leben kümmerlich gefristet.

Als die dortige Gemeinde gegründet wurde, war Schmitt einer der ersten gewesen, die sich angeschlossen. Was ihn dazu bewogen oder was er damit beabsichtigt, war nie kund geworden; ein lauterer Motiv hatte er sicher nicht gehabt; denn er war entschieden das erbärmlichste Gemeindeglied gewesen unter allen. Nur bei besonderen Gelegenheiten hatte er sich einmal in der Kirche sehen lassen, zum Gemeindehaushalt aber nie einen Cent beigetragen.

Nun war er am Ziele seiner Wanderungen, am letzten Ziele, angelangt. Als Dieb hatte er sein trauriges Dasein beschlossen.

Jack schauderte bei dem Gedanken. Der Mann tat ihm leid. War derselbe nicht auch einst der Liebling einer Mutter gewesen? War er nicht auch einst durch die Taufe ein Kind Gottes geworden? Nun lag er, als Räuber erschossen, unter dem Rasen der Prairie, eingescharrt ohne Sang und Klang, und seine Seele stand vor ihrem Richter.

Der Arzt riß unsern jungen Pastor aus seinen Gedanken, indem er ihn ins Sprechzimmer rief.

* * *

Als wir unsere Erzählung anfangen, ganz vorn im ersten Kapitel, haben wir einen Besuch im Westonsviller Pfarrhause, dem Elternhause unsers Jack, gemacht; heute, da unsere Geschichte zu Ende geht, kehren wir dort wieder ein. Es ist in der Stadt seit jener Zeit vieles anders geworden. Wer heute vom Bahnhof zu Pastors kommen will, braucht nicht mehr zu Fuße dorthin zu wandern; denn es führt jetzt eine Straßenbahn am Hause vorüber. Die Bäume an den Straßen, die damals noch jung und klein waren, sind längst groß und schön geworden; andere, die damals schon alt waren, sind verschwunden, und ihre

Stätte kennet man nicht mehr. So manches Haus, das einst für hübsch und groß gegolten, hat einem andern, größeren Platz machen müssen. Aus der ehemals einzigen Geschäftsstraße, der sogenannten „Schöre=Schtraß“, sind vier oder fünf geworden mit langen Reihen von zwei- oder dreistöckigen Geschäftshäusern, die nächtlicherweile sogar mit Gas beleuchtet werden. Auch Lampenpfosten haben sich mit den Jahren an den Straßenecken eingestellt, die heuer jedoch weniger nötig wären als vor neun Jahren; denn die schönen Löcher in den Bürgersteigen, in denen früher Enten schwammen und barfüßige Buben umherwateten, existieren auch nicht mehr. Die vielen leeren Baustellen, „Commons“ genannt, sind nun alle bebaut, und kein Mensch von ehemals konnte sich mehr aus. Das ist einmal in der Welt nicht anders: es bleibt nichts, wie es war, es wird alles anders mit den Jahren.

Im Pfarrhause selbst ist es auch ganz anders geworden. Das Pfarrhaus selbst ist zwar noch immer das alte; denn es ist ein Pfarrhaus, und die Erfahrung lehrt, daß ein Pfarrhaus länger als irgend ein anderes „noch gut genug“ bleibt. Deshalb haben wir auch nicht gesagt, am Pfarrhause sei etwas anders geworden, sondern im Hause.

Pastor Roostand Sr. ist nun ein Mann in den Fünfzigern, der, obwohl sein Haar und sein schöner Vollbart zu ergrauen anfangen, noch seine ganze Manneskraft besitzt und noch heute oft seine auf dem Lande wohnenden Gemeindeglieder zu Fuße besucht.

Seine Frau, bedeutend jünger als er, ist dank ihres sonnigen, fröhlichen Gemüthes voll und rund geworden. Sie ist noch immer der Liebling der Gemeinde, und aus Liebe zu ihr hätte die Gemeinde längst ein neues Pfarrhaus gebaut, wenn — es nichts kostete. Auch in ihrem Haar zeigen sich schon Silberfäden; ihre schönen Augen jedoch leuchten noch heute in jugendlichem Glanze.

Viel größer als an den Eltern ist die Veränderung an ihren Kindern, dem jungen Volk im Hause. Betty, die älteste Tochter und Ebenbild der Mutter, hat bis jetzt in der Unterklasse der Gemeindegemeinschaft unterrichtet, während die dicke Emma, die in ihrer Kindheit nach Ansicht ihrer Mutter zu rein nichts als zum Lärmmachen und zum Alktreiben zu gebrauchen war, im Vaterhause geblieben ist und der Mutter fleißig und ohne Lärm zur Hand geht, dabei jedoch trotz ihrer neunzehn Jahre und trotzdem sie nun, wie ebenfalls Betty, Braut ist, noch immer so viel Alk treibt, wie sie mit ihrer Würde als Braut in Einklang bringen kann.

Beide Töchter sind eine Zierde des Pfarrhauses, gute, gehorsame, liebe Mädchen, der Stolz und die Freude ihrer Eltern. Und hübsch sind sie. Als sie nach der Konfirmation anfangen sich so schön zu entwickeln, hatte Stine Borlang, des Pfarrhauses mündfertige Dienstmagd, eines Tages ihrer Herrin gegenüber gesagt:

„Frau Pastöhrin, bei's rechte Licht betrachtet, sind unsere beiden Mädchen doch en poor Prachtkreturen; wenn das mit ihre Schö-
nigkeit so sei-
nen progres-



„Beide Töchter sind eine Zierde des Pfarrhauses“.

fierten Fortschritt erleidet, denn müssen Sie bald um dem Hause her eine hohe Fenz bauen lassen, sonst holen uns die jungen Männer sie weg, ehnder daß sie so weit sind."

Darauf hatte die Frau Pastor freundlich geantwortet:

„Dafür laß Du den lieben Gott sorgen, Stine, der hat sich mit dem vierten Gebot längst den Zaun gebaut und wird ihn auch schon in stand halten."

Das hatte denn der liebe Gott auch treulich getan, und die jungen Männer waren gekommen, als es Zeit war, und die Hochzeit steht jetzt vor der Thür. Eben trifft man die Vorbereitungen dazu.

Von den folgenden beiden Söhnen des Pastors, Max und Theodor, die der Vater oft kurzweg Kobold Nr. I und Kobold Nr. II genannt hatte und denen Stine unzählige Male wegen ihrer Waghalsigkeit ein frühzeitiges und graufiges Ende prophezeit hatte, leben trotzdem alle beide noch und erfreuen sich vollständiger gesunder und gerader Gliedmaßen. Ersterer besucht die städtische Hochschule. Er will Zahnarzt werden und träumt schon von den Freuden des Zahnausziehens. Der jüngere aber studiert auf demselben College, auf dem sein ältester Bruder, unser Jack, einst sein „amare“ konjugieren lernte. Er will, wie dieser, Pastor werden und liebt mit Bonneschauern von den Erlebnissen Jacks auf der Prairie. Man erwartet übrigens heute sein Heimkommen in die Weihnachtsferien.

Das Baby von einst ist das Baby geblieben, sieht allerdings einem solchen nicht mehr ähnlich, sondern geht brav in die Gemeindeschule. Stine behauptet, sie sei „das beste von sie alle“, und sie muß es wissen; denn sie hat sämtliche Pastorkinder vom ältesten bis zum jüngsten erziehen helfen.

Und Stine? Daß wir ja die Stine nicht vergessen; denn sie gehört fast ebenso gut zur Westonviller Pfarrfamilie wie die Kinder, wenn sie auch einst ein paar Jahre in der babylonischen Gefangenschaft zugebracht und dadurch etwas Ausländisches, Großstädtisches, Amerikanisches angenommen hat. Sie sagt jetzt nicht mehr Nää, sondern Tschedä.

Wie sie in jene Gefangenschaft geriet?

Als Betty und Emma der Hochschule erwachsen waren, hatte die gute Frau Pastor starke Bedenken gehabt, ob sie es nun, da ihr ihre Töchter in aller Arbeit zur Hand gehen konnten, verantworten könne, fernerhin noch ein Dienstmädchen zu halten, und als diese Bedenken

weder weichen noch nachlassen wollten, sondern zu Gewissensbissen ausarteten, da hatte sie, obwohl mit blutendem Herzen und tränenden Augen, das wackere Mädchen, das seit vielen Jahren Leid und Freude mit ihr geteilt hatte, entlassen.

Stine war bei dieser Kündigung abwechselnd weiß und rot geworden, war darauf ein paar Tage wie geistesabwesend im Hause umhergewandert, als nähme sie Abschied von jedem Stück Möbel und von jedem Nagel in den Wänden, und war dann davongegangen, nachdem sie gesagt hatte:

„Mebel nehmen tu ich's Sie gor nich, Frau Pastohrin, daß Sie mir nu disponieren; denn Sie brauchen mir wirklichen nich mehr, aber mich is's furbor hart. Es is mich dies die vollkommenste babylonische Gefangenschaft un' es is man gut, daß ich nich ein'n Sohn hab', der mich verdursten tut in der Wüste wie Hagarn ihrer. Vergessen werd' ich Ihnen nie, Frau Pastohrin, vergessen Sie mir auch nich.“

In Westonville, in der Nähe ihrer bisherigen Heimat, hätte sie es nie ausgehalten, deshalb war sie nach Cleveland gereist und dort in Dienst getreten.

Zwei Jahre etwa waren darüber vergangen, (Stine hatte in denselben manchen geradezu köstlichen Brief an ihre alte Herrin geschrieben) da war Betty in der Schule angestellt worden, und die Frau Pastor, der nun die Hausarbeit wieder zu viel geworden, hatte an Stine geschrieben, ob sie wiederkommen wolle und würde. Auf diesen Brief war nie eine schriftliche Antwort erfolgt; an deren Statt aber stand ein paar Tage später Stine in höchsteigener, draller Person, mit etwas weniger roten Backen zwar, aber mit unsäglich glücklichem Grinsen und einem fröhlichen „Gun Dag, Frau Pastohrin, dor bün ich wieder, Gott sei Dank!“ in der Thür des Westonviller Pfarrhauses, und es war schwer zu entscheiden, wer vor Rührung mehr Tränen vergossen, die Herrin oder die Magd. Mit Sack und Pack war Stine erschienen und war in ihr altes Zimmer hinaufgestiegen, als verstünde sich das alles von selbst.

Wenn sie später von jenen zwei Verbannungsjahren sprach oder von Dingen, die sich in ihnen zugetragen hatten, pflegte sie zu sagen:

„Das wor damals, als meine Harfe an die Weiden zu Babel hingf.“

Sie hat sich nur wenig verändert und ist noch heute das Faktotum im Hause. —

Wer da weiß, welche Arbeit, welche Unruhe und welche Aufregung eine bevorstehende Hochzeit in einem Hause verursacht, der kann sich eine Vorstellung machen, wie es heute im Pfarrhause zu Westonville zuging. Zu beschreiben ist das gar nicht. Hätte die gute Frau Pastor alles vorher bedacht, so hätte sie es gar nicht zugegeben, daß die Hochzeit ihrer Töchter am Weihnachtstage stattfände. Weihnachten allein, namentlich wenn ein College=Schüler dazu heim kommt, schafft Aufregung und Trubel genug, und nun noch eine Hochzeit dazu, und, um den Kuhl vollends fett zu machen, gar noch eine Doppelhochzeit! Du liebe Zeit! Die Frau Pastor wußte wirklich nicht mehr, wo ihr der Kopf stand; die Sorge und die Aufregung schlugen ihr wie Meereswogen über dem Haupte zusammen.

Zuerst also wollte heute der College=Schüler Theodor heim kommen. Das war nachgerade nichts Neues mehr, und die Frau Pastor war schon längst nicht mehr versucht, ihre Freude darüber für seinen Götzendienst zu halten, aber sie hätte nicht Mutter sein dürfen, wenn das Kommen des Kindes nicht doch eine große Freude und Aufregung in ihr hervorgerufen hätte.

Sodann hatte Betths Bräutigam, der junge Pastor Sembach, sein Eintreffen ebenfalls auf heute angesagt und zugleich angekündigt, daß er, wie es die liebe Schwiegermama in spe gewünscht habe, seine Mutter und seine einzige Schwester mitbringen werde. Na ja, das gehörte sich auch so. Aber der junge Sembach hatte sich auch seinen Trauzeugen, einen ehemaligen Klassengenossen und jetzigen Amtsbruder, aus der Ferne verschrieben, und derselbe mußte heute wahrscheinlich ebenfalls kommen.

Ferner hatte Betths Brautjungfer, unsere Amanda Leonhardi von Chicago, geschrieben, daß sie sich freue, der Einladung gemäß schon zwei Tage vor der Hochzeit eintreffen zu können, da sie mit ihren alten Freundinnen doch erst ein vernünftiges Wort reden möchte, ehe deren Schätze sie völlig für sich in Beschlag nehmen könnten. Das war ja auch ganz nett und in der Ordnung, aber die Frau Pastor mußte doch lächeln, wenn sie daran dachte, wie es wohl möglich sei, an einem solchen Tag des Grauens ein „vernünftiges Wort“ zu reden. Das Kommen dieses Mädchens, so lieb sie dasfelbe hatte, wie auch das Kommen von Sembachs Mutter und Schwester, so sehr sie dieselben als Johns Verwandte achtete, verursachte der Frau Pastor weit mehr Aufregung als das Kommen sämtlicher Mannspersonen, und wären der letzteren

zwei Duzend gewesen. Einen Mann schubst man schon irgendwohin auf die Seite, schießt ihn zum Papa ins Studierzimmer oder bewegt ihn zu einem unfreiwilligen Spaziergang, aber — eine Dame —! Und gar, wenn die Dame ein „vernünftiges Wort“ reden will! Die gute Frau bedachte nicht, daß Mädchen unter irgendwelchen Verhältnissen und allen möglichen Umständen und zu jeder Zeit ein „vernünftiges Wort“ reden können.

Zu dem kam, daß Betty heute so außerordentlich zerstreut war und weit mehr Zeit hinter den Gardinen an den Frontfenstern des Hauses, von wo aus man die Wagen der Straßenbahn sehen konnte, zubachte, als der Frau Pastor lieb war. Der John hätte die Zeit seines Rommens auch genauer angeben können!

Mit der dicken Emma war es heute früh in dieser Beziehung auch ein rechtes Glend gewesen; da war aber schon früh ihr Bräutigam, der ein junger Arzt und in der Stadt selber ansässig war, beim Hause vorgefahren, hatte sich eine kurze Weile in der Küche von einer Gde in die andere schieben lassen — das ging heute nicht anders —, hatte Emma in der Arbeit gestört und war dann zu seinen Patienten aufs Land hinausgefahren mit der Bemerkung, er werde vor Abend nicht zurückkehren können. Seitdem war Emmas Geist bedeutend gegenwärtiger und sie selbst viel brauchbarer.

Wie gut war es da, daß die Stine nicht auch einen Schatz hatte, der sie in Anspruch nahm! Das gute Geschöpf war, wie immer, hinten und vorn und auf allen Seiten zugleich, sah alles, hörte alles, bedachte alles und kam nie aus ihrem unerhörten Gleichmut. Sie allein im ganzen Haushalt war und blieb auf dem Geleise. Es war, als hätte sie seit Monaten über die Hochzeit nachgedacht und sich für die Vorbereitungen dazu einen bis ins kleinste gehenden Plan entworfen, dem sie nun folgte. Die ganze obere Etage des Hauses mit allem Rehren, Bettmachen, Abstauben und was sonst noch dazu gehört, war vor allem ihr Reich. Dort waltete sie schon seit dem frühesten Morgen. Eben stand sie auf einer kleinen Leiter, wusch die Fenster und sang dabei aus vollem Halse:

Zu Straßburg auf die Schanz'
Da gingt mein Trauern an:
Das Walbhorn hört' ich drüben anstimmen,
Ins Vaterland mußt' ich hinüberstommen;
Das gingt nich' an!

Ein Stund' in der Nacht
 Sie haben mir gebracht:
 Sie führten mir gleich vor des Hauptmanns Haus,
 Ach Gott, sie fischten mir im Strome auf;
 Mit mich is's aus.

„Lina,“ wandte sie sich, plötzlich abbrechend, an das jüngste Pfarr-
 töchterlein, das zu ihr heraufgekommen war und ihr zusah, „dies Lied
 is' doch gor zu wunnerschön, das
 soll' sie Dir auch belernen, es gibt nir
 Rührsameres. Kind, was for'n
 herzergreifendes Heim-
 weh vor instekt! Doch
 von's Heimweh weißt
 Du noch nir,
 un' Gott be-
 wehr Dir da-
 vor. Ich aber's
 kenn' ihm,
 Lina. Weißte,
 wo ich damals
 in die babilo-
 nische Gefan-
 genschaft in
 Cleveland mir
 befand, denn
 stund ich auch
 oft an mein
 Fenster wie dieser arme
 Kerl auf seine Schanz
 un' es war mich, als
 hört' ich drüben das
 Waldhorn anstimmen. Es
 wor man bloß ein Piano in
 den nächsten Block, das
 macht aber nich', mich wor's
 doch das Waldhorn — un'
 ich nār' auch so gern hin-
 übergeswommen, hierher bei



„Eben stand Stine auf der
 Leiter und sang aus vol-
 lem Halse: „Zu Straß-
 burg auf die Schanz.““

Euch, aber es gingt nich' an; denn süß, ers'lich mal könnt ich gor nich' schwimmen, un' denn wor's auch ziemlich fragwürdig, ob sie mir im Strome aufgefischt hätten. Damals hab' ich dies Lied oft un' mit weinender Gerührtheit gesungen, bis ich vor Tränen nich' mehr konnte. Denn hingt ich meine Harfe an die Weiden."

"Ist sie Dir da nicht heruntergefallen, Stine?" fragte voll Andacht die Kleine. "Die Weidenzweige hängen alle so nach unten, daß nichts dran hängen bleibt."

"Kind," erwiderte Stine, "dieser liebliche Ausdruck is' nich' buchstabemäßig zu benutzen, das is' gleichermaßen ein wehmütiges Gleichnis un' bedeut't, daß ein'n das Singent vergeht, als hätte einer ein'n eins auf'n Snabel geslagen. Das is' aber nich' der Fall, es kommt von den Gram. — Lang' mich mal grad' den Tich dort — nein, nich' den — den trocken. — so, un' nu hör, wie der arme Soldat weiter singen tut in seiner Herzensangst:

O Himmelkönig, Herr!
Nimm du mein' arme Seel' dahin!
Nimm sie zu dich in Himmel ein,
Laß sie ewig, ewig bei dich sein,
Un' vergiß nich' mein!

"Bernimmst Du die Schönheit un' die herzerbarmende Rührsamkeit, wo in die Worten liegt, Lina? Das kann noch lang' nich' jeder, das glaub' Du man. Eins muß dor den eingebornen Sinn for haben. Hasten den nich', denn laß's man sein, stich's auf!

"Denn sonst da hörste woll die Wörter, aber sie klättern an Dich vorüber wie ein poor Schrubbürsten, die die Treppe runnerballern, un' Du hast ab'slut nix dorvon. Es is, wie wenn ein Mensch mit'n furborn Snuppen an 'ne schöne Nelke ruft: die Empfindlichkeit dorvon geht ihm verloren, weil er kein'n Sinn davor hat. Ich hab' ihm, Gott sei Dank, überhaupt for den Kerl, den sie im Strome auffischten. Wenn ich nu eine große Arbeit auf mich habe, denn singe ich dies Lied un' versetz mir wieder in die Gefangenschaft un' freu mir denn, daß ich wieder frei bin un' wieder bei Euch, un' denn geht die Arbeit viel leichter. So, nu sünd wir hier oben fertig un' können unten helfen."

Damit ergriff Stine ihren Eimer, ihre Tücher und Besen und flog die Treppe hinab.

Der Hochschüler Max, der bereits Weihnachtsferien genoß und heute im Elternhause mehr als übrig war, da er weder baden noch

pußen konnte, wurde bald nach Mittag zur Post geschickt, etwaige Postfächer zu holen. Er brachte mehrere Briefe; unter diesen auch einen von Sembach an Betty gerichteten, in dem der sehnsüchtig Erwartete keddauerte, daß er nicht, wie geplant, schon heute, sondern erst morgen früh in Westonville eintreffen könne. Diese Botschaft hatte auf zwei Glieder der Pastorsfamilie einen ganz verschiedenen Effekt: während sie auf Betty sehr deprimierend wirkte, also daß sie prompt ein wenig zu schmolzen begann, stieg aus ihrer vielgeplagten Mutter Herzen ein tiefer, wenn auch sehr unterdrückter Erlösungsseufzer auf, den wir ihr auch in keiner Weise verübeln wollen.

Ein anderer, ebenfalls an Betty adressierter Brief war von Amanda Leonhardi. Sie zeigte an, daß sie mit dem Zuge um halb zwei Uhr ankommen werde.

Während man in der Küche eifrig über diese Briefe verhandelte und beschloß, Max an den Bahnhof zu schicken, um Amanda in Empfang zu nehmen, klopfte ein Laufbursche vom Telegraphenamt vorn an die Thür des Studierzimmers und überreichte dem Pastor ein Telegramm, dessen Anblick dem guten Manne zuerst nicht geringes Entsetzen verursachte, ein paar Minuten später aber eine ungeahnte und desto größere Freude bereitete. Der gelbe Zettel, der von Indianapolis aus datiert war, enthielt die kurze Meldung:

„Bin unterwegs, werde D. v. heute abend um halb acht Uhr in W. eintreffen. Dein Jack.“

Der gute Pastor hatte in den letzten Tagen über die Maßen schwer gearbeitet; galt es doch eine Predigt für den Heiligen Abend, eine Beichtrede und eine Festpredigt, dann eine Traureden und endlich noch eine Predigt für den zweiten Festtag zu schreiben und zu memorieren. Das ist eine gewaltige Aufgabe, und der Erzähler freut sich unbändig, daß von ihm etwas Derartiges nicht erwartet wird, sintemal er einfach „die Flinte im Korn smeißer“ mußte, wie Stine sagt.

Dem Pastor Noostand graute auch davor. Wer aber denkt, daß er sich nach Empfang des Telegramms wieder ruhig an seinen Tisch setzte und weiter studierte, der irrt gar sehr. Mit dem Memorieren war's für heute aus. Sein Jack kam ja! Man denke, der Jack! Pastor Noostand liebte alle seine Kinder von ganzem Herzen, aber sein Jack, sein Erstgeborener, sein — sein — nun, einfach sein Jack hatte doch ein besonders warmes Plätzchen im Vaterherzen. Und der Jack wollte heute heim kommen. Wie hätte der Vater da weiter studieren können!



Des Mannes erster Impuls war gewesen, hinaus in die Küche zu eilen und der Mutter, die schon oft beklagt hatte,

daß Jack nicht kommen könne, die frohe Botschaft zu bringen, aber er hielt plötzlich inne, den Türknoß schon in der Hand.

Nein, von den übrigen Insassen des Hauses hatte gewiß keine Seele den Burschen mit dem Telegramm gesehen, sonst wäre schon längst jemand hereingestürmt, um zu erkun-

den, was es zu war's für heute aus." bedeuten habe.

Das Kommen

Jacks war sein Geheimnis, sein Weihnachtsgeheimnis; Mütterchen und die Kinder sollten gründlich überrascht werden. Er selber wollte heute abend zum Bahnhof gehen, den „Jungen“ abzuholen und im Triumph heim zu bringen. Er wollte es schon so einrichten, daß niemand hinter sein Geheimnis käme.

Im Studierzimmer hielt es der Pastor aber nicht länger aus; er mußte einen Besuch bei seinen Leuten in der Küche machen, wie einst vor neun Jahren, als er die Ankunft seines ältesten Sohnes in dessen ersten Weihnachtsferien erwartete. Hier hörte er von Amandas Brief

und zu seines Weibes höchstem Erstaunen erklärte er sich sofort bereit, selber mit Max zum Bahnhof zu fahren, zog stehenden Fußes seinen Ueberzieher an, setzte den Hut auf und ging mit dem Jungen davon.

„Kinder,“ sagte die Frau Pastor, als ihr Herr Gemahl fort war, „ich bin sehr gespannt, Amanda Leonhardi wiederzusehen. Ich habe einst großes Interesse an ihr gehabt. Sie ist eins der liebsten und dabei hübschesten Kinder gewesen, die ich je habe kennen lernen; gutherzig war sie und eine gehorsame Tochter und —“

„Ganz wie geschaffen für eine liebe Schwiegertochter,“ ergänzte Emma.

„Ach Emma! — Das ist nicht, was ich sagen wollte, — sondern daß ich begierig bin zu erfahren, ob sie alle ihre guten Eigenschaften behalten hat; weil Du aber nun die Bemerkung gemacht hast, so will ich ehrlich gestehen, daß ich damals, als sie noch bei uns aus- und einging und ich sie täglich beobachten konnte, mitunter heimlich den Wunsch gehegt habe, sie möchte dereinst in ein solches Verhältnis zu uns treten. Amanda hatte allerdings alle erforderlichen Eigenschaften für eine gute Schwiegertochter, und das ist durchaus nichts allzu Häufiges.“

„Wenn's heute die ehrlichen Eingeständnissen gelten tut, Frau Pastörin,“ warf Stine, die sich längst mit zu „Kindern“ zählte, ein, „denn will ich auch ehrlich gestehen, daß ich den Wunsch auch gehegt hab', und daß ich ihm noch heute hegen tu. Nur hab' ich ihm immer so furbor heimlich gehegt. Un' wenn unser Johannes heute hier wäre un' die Reihe ehrlichen einzugesteh'n käme an ihm, denn käm's raus, daß er den Wunsch auch heimlich gehegt hat. Damals wor zwischen ihm un' sie 'was in Gang.“

„Ach Stine! Sie waren ja damals Kinder!“

„Ja woll, ja woll, is' allens recht — sie waren Kinder, aber unser-eins hat auch seine talentvolle Begabung for Beobachtung, un' ich weiß, was ich weiß.“

„Gi, Mama,“ rief Betsy, „das war ja gar kein Geheimnis, wenigstens nicht für uns Mädchen, und daß Jack heute noch so steht, glaube ich seit den letzten Ferien, die er bei uns zubrachte, sicher annehmen zu dürfen. Die beiden sind nur auseinandergekommen, sonst wäre vielleicht etwas daraus geworden. Und um sie wieder einmal zusammenzubringen, darum sollten Jack und Amanda Trauzeugen werden; nicht wahr, Emma?“

„Hab' ich mir's doch gedacht!“ rief die Mutter. „Nun, Kinder, Euer Plan mit all seiner Schlaueit ist zu Wasser geworden, und vielleicht ist es auch ganz gut so. Wer weiß, ob das Mädchen geblieben ist, wie sie einst war — sie ist lange in der großen Stadt gewesen. Doch nun hören wir vorläufig mit unserer Arbeit auf, und Ihr macht Euch ein wenig bereit; ich will's auch tun. Papa wird bald mit Amanda kommen.“

* * *

Ob Pastor Roostand jemals auch den bewußten Wunsch gehegt hat, wissen wir nicht; daß er ihn aber noch an demselben Nachmittag in sich aufsteigen fühlte, das wissen wir gewiß, und daß er mit demselben nicht hinter dem Berge hielt, sondern ihn bei Gelegenheit heimlich seinem braven Ehegemahl mittheilte und daß dieses brave Ehegemahl freudig mit ihm übereinstimmte, das wissen wir ebenfalls gewiß, denn alles dies kam in der allernächsten Zeit an den Tag.

Daß der Pastor das Mädchen am Bahnhof nicht erkennen und daher verpassen würde, war vorauszusehen; denn er war ein Gelehrter, also zu solchen Geschäften eigentlich gar nicht zu gebrauchen. Seine Frau hatte dies auch wohl bedacht, ihn aber doch ruhig gehen lassen, weil Max mitging. Auf dem Bahnhof angelangt, hatte Max jedoch zum Vater gesagt, wenn er die junge Dame in Empfang nehmen wolle, so wolle er, Max, unterdessen einen Lohnkutscher engagieren, um ihren Koffer zu transportieren. Dies hatte der Vater sehr vernünftig gefunden und stand nun, als der Zug ankam und hielt, ruhig auf seinem Posten und bewachte mit großem Ernst und Eifer den Ausgang der verschiedenen Waggons und wunderte sich im stillen über die Menge des Volks, das da ausstieg, und philosophierte darüber nach, ob wohl in diesen Tagen ein Duzend Hochzeiten in Westonville stattfänden, zu denen allen Gäste und Trauzeugen von Chicago kämen, und er hätte wohl noch lange gestanden, wenn sich nicht plötzlich eine leichte Hand auf seinen Arm gelegt und eine fröhliche Mädchenstimme gerufen hätte:

„Griß Gott, Herr Pastor! Nach wem' halten Sie denn so fleißig Ausschau?“

Da kehrte er allerdings, sichtlich zusammenfahrend, aus dem Reiche der Gedanken zur Erde zurück, war jedoch keineswegs gewiß, daß er nicht doch noch träume; denn die schöne, stattliche junge Dame, die da vor ihm stand, ihren Schleier über den Hutrand hinaufstrich und ihm dann beide Hände zum Gruße hinreichte, konnte doch nicht

Amanda Leonhardi sein, die kleine Amanda, die er einst im Konfirmandenunterricht gehabt hatte. Es war aber kein Traum, Amanda war es, und als Pastor Roostand seiner Sache gewiß war, ergriff er voll Freude die beiden kleinen Hände und drückte sie, indem er sagte:



„Grüß Gott, Herr Pastor!“

„Nach Ihnen, mein liebes Kind — Fräulein, wollte ich sagen. Sie suche ich. Willkommen in der alten Heimat!“

„O, Herr Pastor,“ rief die Jungfrau, „wenn Sie mir die alte Heimat recht lieb und heimatlich machen wollen, so nennen Sie mich, wie eben, Kind; das bin ich Ihnen viele Jahre lang gewesen, ich möchte es auch bleiben. Und zu dem Kinde sagt man auch nicht Sie, sondern Du, nicht wahr, lieber Herr Pastor?“

Dabei ist es denn auch geblieben, nicht nur vorläufig, sondern auf immer. Doch das gehört noch nicht hier her.

Pastor Koostand hat trotz seiner Gelehrtheit sein „Kind“ glücklich zur Straßenbahn und auch nach Hause gebracht. Unterwegs aber hat er schon angefangen, seine helle Freude an ihm zu haben. Amanda war nämlich bei aller Gewandtheit und Politur, die man ihr natürlich sofort anmerkte, ohne jegliche Affectation, ein braves Mädel, das sich gab, wie es war, und das liebte der Pastor. Sie hat auf der ganzen Fahrt nicht einmal die Nase über Westonville gerümpft, obwohl sie aus Chicago war, sondern die Stadt wunderhübsch gefunden.

Der Empfang Amandas im Pfarrhause gestaltete sich zum reinsten Jubelfest und ließ an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die beiden Bräute jauchzten laut vor Freude. Die Frau Pastor schloß sie in die Arme wie eine nach langer Abwesenheit heimkehrende Tochter und küßte sie. Dann nahm sie den schönen Kopf Amandas zwischen die beiden Hände, sah ihr einige Augenblicke in die wundervollen Augen und sagte:

„Die Augen täuschen nicht; sie sagen deutlich, daß Du dieselbe brave Amanda geblieben bist, die Du einst gewesen. Die Weltstadt hat Dir nicht geschadet. Und wie hübsch Du geworden bist, mein Kind!“

„O, Frau Pastor!“ remonstrirte das Mädchen, das zwischen den Händen der alten Freundin allerliebste errötete.

„Laß gut sein, Kind; wir freuen uns alle herzlich, daß Du gekommen bist, und hoffen, daß Du Dich bei uns wieder recht heimisch fühlen mögest. — Und nun, Ihr Mädchen,“ wandte sie sich an ihre Töchter, „führt Amanda hinauf in ihr Zimmer und kommt, nachdem sie sich umgekleidet, herunter zum Kaffee.“

Das ließen sich Betty und Emma nicht zweimal sagen. Sie geleiteten ihre Freundin die Treppe hinauf, indem sie selbstverständlich beide einen Arm um sie schlangen. Hätte man je Freundinnen anders eine Treppe hinansteigen sehen? —

Es ließe sich noch viel erzählen von dem, was sich nun noch vor Jacks Heimkunft im Westonviller Pfarrhause zugetragen hat: wie z. B. Stine, während die drei Mädchen in der oberen Etage ein „vernünftiges Wort“ oder deren einige Tausende redeten, unten in der Küche umherrumorte, Kaffee kochte, Teller und Tassen in das Speiszimmer trug und sich dabei nicht genug tun konnte — wie sie sich dabei mit dem Schürzenzipfel Rührungstränen aus den Augen wischte und unter vielem Kopfnicken etwas von einer „wohr- und =wohrhaftigen Prachttretur“, von einem Johannes und einer gräßlichen Ferne und scheußlichen Prairie vor sich hinmurmelte. Wir könnten erzählen, wie sie ihre gütige Herrin mit einem schelmischen Seitenblick fragte, wie es nun um den lange gehegten Wunsch stünde, und was die Herrin mit einem Seufzer antwortete. Es ließe sich auch erzählen, wie wieder, wie vor neun Jahren, „die vollendetste Lieblichkeit“ in Gestalt von Würsten und lebendigen wie geschlachteten Putern anlangte, aber wir stehen davon ab; denn uns steht etwas Schwereres, etwas weit Wichtigeres bevor.

Wir wollen nämlich nun den Abschnitt unserer Erzählung aufnehmen, auf den viele Leser und besonders viele Leserinnen lange — ach, so lange! — gewartet haben, denjenigen nämlich, in dem es sich entscheiden soll, „ob sie sich kriegen“.

Bei der freundlichen Leserin ist dieses ja eine längst beschlossene und damit prompt abgemachte Sache; denn wie könnte ein Mädchen, dem ein Jack Noostand, wie er sich im Verlaufe unserer Erzählung offenbart hat, seine erste, einzige, lang und treu bewahrte Liebe entgegenbringt, nein sagen und damit solche Liebe von sich weisen? Das ist ja einfach gar nicht denkbar und noch weniger erlaubt!

Der junge Leser hingegen kann sich's nicht reimen, wie Jack es fertigbringen sollte, ohne das Jawort des Mädchens, das er jahrelang so treu und herzinniglich geliebt hat und um dessen willen er nun die weite Reise gemacht, wieder heim auf die einsame Prairie hinauszuziehen. Das ist ebenso undenkbar und gleichfalls nicht erlaubt.

Wie ist es aber in Wirklichkeit gekommen?

* * *

Frau Pastor Noostand hatte gemeint, dieses Jahr, da der Arbeit, der Aufregung und des Trubels im Hause schon so wie so mehr als genug sei, könnte man des gewohnten Christbaumes einmal entbehren, besonders da ja nun auch die Kinder schon ziemlich erwachsen seien; aber ihr Gemahl war damit gar nicht einverstanden. Ihm war ein

Weihnachten ohne Baum gar nicht weihnachtlich. Als seine Frau mit dem Anfinnen kam, war ihm zu Mute, als wäre er auf einmal alt geworden — so etwa, wie einem Pastor oder Lehrer zu Mute ist, wenn er seinen vierzigsten Geburtstag feiert und sich dabei bewußt wird, daß er seines hohen Alters wegen fortan nicht mehr „berufbar“ ist. — Nein, ein Baum mußte sein, und so ward einer gekauft.

Er wurde ins Haus gebracht, während die Familie am Kaffeetisch saß, und als man von diesem endlich aufstand — was wegen des vielen Erzählens ein wenig spät geschah — da machte sich der Pastor an die Arbeit, den Baum zurecht zu stutzen und aufzustellen. Morgen, so behauptete er, wolle er ihn dann auch selber schmücken, welches Versprechen der guten Hausfrau, die ihren Mann kannte, ein gutmütiges, aber zweideutiges Lächeln ablockte.

Pastor Nooßtand hatte es alle die Jahre nie versäumt, seine Söhne, wenn sie in den Ferien heim kamen, persönlich vom Bahnhof abzuholen. Das machte ihm eine besondere Freude. Er hatte dies trotz seiner Gelehrsamkeit auch stets zuwege gebracht, weil immer eins seiner anderen Kinder ihn begleitete.

Auch heute wollte er seinen vom College heimkehrenden Theodor abholen und grübelte beim Aufstellen des Baumes darüber nach, wie er das diesmal machen sollte, weil er doch kurze Zeit darauf auch seinen Jack am Bahnhof empfangen wollte, von dessen Kommen niemand erfahren durfte. Er mochte die Sache erwägen, wie er wollte, es ging einfach nicht. Entweder den einen oder den andern! Welchen?

Darüber kam die Zeit des Abendessens, und der Pastor saß noch immer in der Klemme. Nach dem Essen entschied jedoch sein Amt, als ein Gemeindeglied herbeigeeilt kam, daß den Pastor bat, mit an ein Krankenbett zu kommen. Als dies der Familie gemeldet wurde und man bedauerte, daß Theodor nun allein heim kommen müsse, da erklärte Amanda, sie würde sehr gern den Gang an den Bahnhof machen, wenn Max und Lina sie begleiten würden; denn sie würde den nun herangewachsenen Theodor wohl nicht wieder erkennen. Dies wurde mit Dank angenommen, und die drei fuhren davon.

Sie brachten den College-Schüler auch glücklich nach Hause, nachdem er seinen großen, echten College-Schüler-Hunger durch eine gewaltige Mahlzeit untergefriegt hatte, dem Bitten und Drängen Max' nachgab und mit ihm und Lina einer Weihnachtsfeier in der Hochschule beistand, bei welcher Feier Max eine Hauptrolle spielte.

Amanda aber, der keine Theilnahme an den Arbeiten der andern Frauen gestattet wurde, verfiel auf den Gedanken, den Christbaum zu schmücken, und das war gut.

* * *

Durch das Dunkel der Winternacht rollt ein langer Passagierzug vom Westen her auf Westonville zu. Seine Fenster sind hell erleuchtet und werfen zitternde, schnell vorüberhuschende gelbe Quadrate auf den Schnee längs der Bahn.

Viele der Passagiere, die seit dem frühen Morgen in den dumpfigen, überheizten Waggonn zugebracht, liegen in allen möglichen Positionen auf den Sitzen umher und schlafen. Einer aber, ein starker, junger, hübscher Mensch mit einem weißen Verband an seiner rechten Hand, schläft nicht. Die Hand muß nicht sehr krank sein, wenigstens jetzt nicht mehr; denn der junge Mensch wischt mit den Fingerspitzen derselben den dünnen Eisanflug von der großen Scheibe neben sich, durch die er dann in die Nacht hinausschaut.

Der Mann könnte nicht schlafen, selbst wenn er es versuchte. Sein Herz pocht so stark, fast meint er, es hören zu können. Der Schaffner hat vor einer Viertelstunde den Namen der nächsten Station, Westonville, ausgerufen, und das ist unsers Reisenden Aussteigeort. Dort ist seine Heimat, dort leben ihm Eltern und Geschwister, dort soll, wie er gehört hat, augenblicklich auch sein Glück, sein Lieb, sein Mädchen sich aufhalten. Dies Glück zu finden, dies sein Lieb noch heute wiederzusehen und, so Gott wollte, als Braut in die starken Arme zu schließen, dazu ist er vom fernen Westen her aufgebrochen und hat den weiten Weg nun endlich bald hinter sich. Wie könnte er da schlafen!

Wir kennen den Mann. Es ist derselbe, den wir heute früh in St. Louis mit seiner wehen Hand zum Arzte gehen sahen, wo er sich die Erlaubnis zu dieser Reise erbeten hat, die ihm der alte, brummige Doktor auch gern erteilt hat, nachdem ihm der junge Mann versprochen, daß er sich in seiner Heimat einem andern guten Arzt in die Kur geben wolle. Es ist derselbe, der dann den alten Doktor nach seiner Schuldigkeit fragte und den Bescheid bekam:

„Junger Freund, wenn ein junger, lebensfroher Mensch sein Alles, sogar sein Leben für seine Mitmenschen in die Schanze schlagen kann, so wird doch wohl auch ein alter, abgelebter Doktor, auch wenn er ein alter Heide ist, noch so viel vermögen, einen solchen jungen Menschen wieder herauszufuturieren, wenn's möglich ist, und zwar umsonst.

Reisen Sie glücklich, mein Freund, und sprechen Sie auf Ihrer Heimreise nach dem Westen wieder bei mir vor.“

Es ist derselbe — — doch wozu denn das! Wir wissen ja längst, daß es der Jack ist, unser Jack Roostand von der Cherokee Creek. —

Westonville kommt. — Der Zug hält einen Augenblick und rollt dann weiter in die Nacht hinaus. Auf dem Perron aber hat er einen Passagier zurückgelassen, einen einzigen, und das ist gut; denn nun hat der ältere Pastor Roostand, der auf dem Perron steht und seinen Jack erwartet, eine leichte Aufgabe, seinen Sohn herauszufinden. Der Sohn findet den Vater ebenfalls, und beide fliegen einander in die Arme, nachdem die Reisetasche ebenfalls geflogen ist, nämlich auf die Bretter des Bahnsteiges.

„Guter Papa, wie geht es Dir denn?“ ruft der Sohn, „ist daheim alles munter?“ — und in demselben Atem: „Sag, Papa, ist Amanda Leonhardi gekommen?“

„Junge, Junge,“ antwortet der Vater, „ist das eine sonderbare Begrüßung! Was geht Dich denn die Amanda an? Sag Du mir lieber, was hast Du da an Deiner . . .?“

„Die Geschichte der wehen Hand ist eine ziemlich lange, Papa, aber sie soll auch an die Reihe kommen, erst aber muß ich wissen, ob Amanda da ist; denn wisse, so sehr ich mich freue, Eltern und Geschwister wiederzusehen — diesmal gilt meine Heimkunft eigentlich und vornehmlich der Amanda.“

Und während sie nun Arm in Arm die Straße dahinschritten — auf Jacks Bitte machten sie den Weg nach Hause zu Fuße — hielten die beiden eine lange Konferenz, in welcher der Sohn Referent war, der seinen Gegenstand meisterhaft behandelte, gerade als wenn er sich lange darauf vorbereitet gehabt habe; der Vater aber als Vorsitzer dem Vortrag mit höchstem Interesse folgte, fleißig mit dem Kopfe nickte, als stimme er allem bei, und schließlich, als der Sohn geendet, das ganze Referat dadurch gut hieß und acceptierte, daß er dem Sohne herzlich auf die Schulter klopfte und sagte:

„Mein Junge, Gott segne Dich und verleihe, daß Dir Dein Vorhaben gelinge. Meine Zustimmung hast Du voll und ganz, die Deiner Mutter ebenfalls, wie sie mir heute nachmittag gestand. Amanda ist ein frommes, liebes Mädchen, gut erzogen und dazu kerngesund an Leib und Seele. Sie wird Dir ein braves, vortreffliches Ehegemahl werden.“



„Guter Papa, wie geht es Dir denn?“

So hat Jack auf öffentlicher Straße seines Vaters Zustimmung zu seiner Heirat gesucht und gefunden.

Als sie bei dem Pförtchen des Pfarrhofes anlangten, sagte der Vater:

„Sieh, da ist Licht im Parlor; wer mag denn wohl darin sein? Mama und die übrigen sind's nicht; denn die Bedauernswerten müssen heute in der Küche arbeiten bis in die späte Nacht.“

„Bleib' mal einen Augenblick stehen, Papa,“ sagte Jack, trat dann leise an das Fenster und spähte durch den Laden.

Was er erblickte, freundliche Besucherin, was er da erblickte, das ist ihm lebenslang unvergeßlich geblieben, das schwellte ihm das Herz vor Freude, das jagte ihm das Blut durch die Adern, das hätte ihn fast laut aufjubeln lassen. Dort unter dem Christbaum, vom hellen Lichte einer großen Lampe umstrahlt und schöner, holder, liebreizender, als er es je gesehen, stand ganz allein sein lang verlorenes, lang gesuchtes, sein so lange innigst geliebtes Lieb und wählte still mit seinen zarten, weißen Händen unter dem Baumschmuck, der vor ihr auf einem Tischlein ausgebreitet lag. Ein paar blonde Lödchen, die sich bei der Arbeit gelöst hatten, kräuselten sich über der schönen Stirn.

„Na, Jack,“ flüsterte der Vater, „was gibt's denn da zu sehen? Räuber werden's doch nicht sein, was?“

Der Sohn winkte den Vater herbei und flüsterte zurück:

„Doch, Papa, sieh nur selbst, ein Herzensräuber!“

„Junge,“ sagte der Vater, nachdem er einen Blick ins Zimmer geworfen hatte, „wenn ich jetzt an Deiner Stelle . . .“

Weiter kam er nicht; denn Jack ging einmal wieder, wie früher schon so oft, „head first“ in den Fluß. Er eilte dem Vater voraus in die Studierstube, warf dort Hut, Ueberzieher und Reisetasche von sich und schritt rasch, während der Vater im Studierzimmer zurückblieb, über den Gang, der den Parlor vom Studierzimmer trennte, öffnete die Parlortür und jauchzte:

„Grüß Gott, mein lieber Santa Klaus!“

Amanda hatte beim Oeffnen der Tür schnell den Blick erhoben, starrte erschrocken den Eingetretenen an und drückte, als sie Jack erkannte, wie in nahender Ohnmacht beide Hände aufs Herz. Eine hohe Röte, die dem jungen Manne in verräterischer Weise ihr ganzes Denken und ihre Gefühle offenbarte, überslog plötzlich ihr liebliches Antlitz, und in grenzenloser Verlegenheit stieß das Mädchen die Worte hervor:

„O, Jack — Jack, wo kommst Du — wo kommen Sie so plötzlich her, Herr Pastor?“

„Nein, nein, — nicht Herr Pastor, Amanda, nie mehr Herr Pastor, sondern Jack, immer — ewig Jack, mein schönes Kind! Und der Jack kommt eben von Hinsdale, wo er bei Papa und Mama Leonhardi in allen Ehren um die Hand ihres reizenden Töchterleins gewor-



„Er trat leise an das Fenster.“

ben hat; und nun steht der Jack vor jenem reizenden Töchterlein, das von Kind auf sein Mädchen gewesen ist, das er die vielen Jahre treu im Herzen behalten, das er unwandelbar innig geliebt und das er nie, nie vergessen konnte, obwohl er annehmen zu müssen glaubte, daß er es verloren habe. Hier steht er“ — er war näher an Amanda herangetreten — „hier steht nun der Jack und bittet: Belohne die treue Liebe, indem Du sie erwidertest, wenn es Dir möglich ist. Du bist heute ja der Weihnachtsmann — schenke mir, was mir auf Erden das Liebste ist, schenke mir Dich selbst, damit ich Dich liebe, Dich schütze, Dich auf Händen trage, Dich um mich habe mein Leben lang!“

Er hatte die Arme nach ihr ausgebreitet, als wolle er sie umfassen, sie an sich reißen, sie an sein großes Herz pressen; doch Amanda, wie-wohl sie die glühenden Liebesworte des von ihr heißgeliebten Mannes wie eine Dürstende mit Wonne trank und wiewohl ihr Herz sie drängte, sich in die ausgebreiteten Arme des lieben Aechen zu werfen — sie trat einen Schritt zurück; denn immer noch stand für sie etwas im Wege, das sie nicht vergaß. Mit neuem keuschen Erröten fragte sie:

„Du warst in Hinsdale? Welchen Bescheid gaben Dir meine lieben Eltern?“

„Mit Freuden haben sie ihre Einwilligung gegeben — Gott segne sie dafür! — und es steht nun ganz bei Dir, mein holdes Lieb, mich übergliücklich oder — unfäglich unglücklich zu machen.“

Da schlang Amanda ihre schönen Arme um den Hals des geliebten Mannes, der sie jubelnd in die Arme schloß, sie an sich preßte und sie küßte; und mit Tränen des höchsten Glücks in den dunklen Augen flüsterte sie:

„So nimm sie denn hin, Deine einfältige Amanda, wenn sie Dir gut genug ist, Du guter, lieber, böser Jack, der Du so an mir zweifeln konntest, daß Du mich darüber wolltest sitzen lassen, obwohl Du wissen mußtest, daß ich Dich von Kindesbeinen an liebte, Dir von Herzen gut war, vielleicht mehr als Du mir!“

Da gedachte Jack jenes tiefverschneiten Winterabends, an welchem Amanda mit ihrem kranken Bruder in die Heimat fuhr, und an den Stern, der damals im Dunkel zerstoben war. Das war der Stern der Liebe gewesen, den er da fallen sah, und sein Herz war zum Sterben traurig gewesen. Nun stand der Stern wieder an seinem Himmel und leuchtete und strahlte im hellsten Glanze.

„Liebchen,“ sagte der junge Pastor, „wie viel und wie lange habe



„Da schlang Amanda ihre schönen Arme um den Hals des geliebten Mannes.“

ich damals gelitten um Deinetwillen! Doch das ist nun, gottlob! alles vorbei. Jubel und Bonne sind dafür eingetehrt. Gott erhalte sie uns! Doch wollen wir uns nicht jetzt unsern Leuten als Verlobte zeigen? Papa wartet gewiß schon mit Schmerzen darauf. Aber ehe wir gehen: „Noch einmal laß mich Dir ins Auge schau’n“ — Kennst Du das Lied?“

„Ob ich es kenne? O Jack, das Lied! Wie mich das Lied verfolgt, wie es mich gequält hat! Tag und Nacht — auch in Träumen nämlich — habe ich Dich auf der Bühne stehen sehen und das Lied singen hören. Wie wundervoll Du es gesungen! Und nicht wahr, Jack, Du hast es damals mir gesungen? Ich wußte recht gut, daß Du mich erkannt hättest. Wie gern hätte ich Dir gedankt, aber ich durfte nicht. Jetzt aber nimm dies zum Dank.“

Damit drückte sie ihrem Jack einen Kuß auf die Lippen, und dann gingen sie hinüber zum Vater.



Die Abendsschule und Frauenfleiß.

Das verbreitetste, aufs reichste illustrierte deutsche Familienblatt in den Vereinigten Staaten.

Die „Abendsschule“ bietet zeitgemäße Betrachtungen über Tagesfragen und Hauptereignisse der Zeitgeschichte, gediegene Erzählungen, naturwissenschaftliche und historische Abhandlungen, biographische und geographische Artikel, ein besonderes interessantes Fach für die Jugend, ärztliche Ratschläge und noch gar mancherlei zur Unterhaltung und Belehrung für jung und alt.

Das Beiblatt „Frauenfleiß“ liefert den Leserinnen allerlei nützliche Winke und Ratschläge für den Haushalt, zu Handarbeiten, für den Garten, für Keller und Küche. Jede Leserin kann sich unentgeltlich bei der Redakteurin, Frau Erica, Rat holen.

Man lasse sich unentgeltlich eine Probenummer der „Abendsschule“ nebst „Frauenfleiß“ kommen!

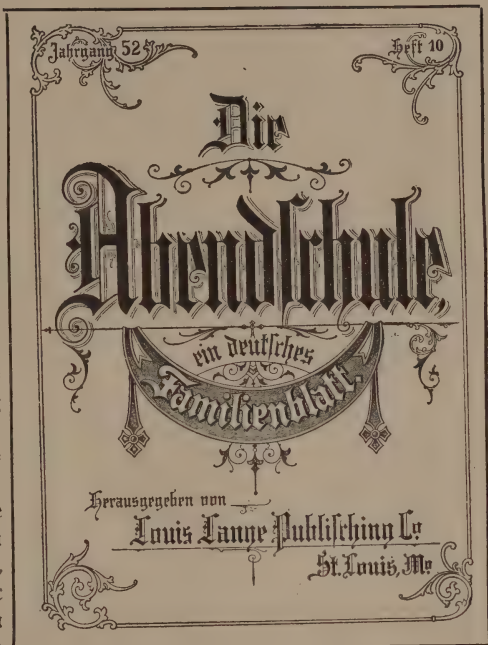
Subscriptionspreis \$2 das Jahr.

Außerdem bieten wir unsern Lesern eine große Auswahl von interessanten Prämienbüchern, die an anderer Stelle angeführt sind.

Einmal ein Leser, immer ein Leser!

Louis Lange Publishing Co.,

St. Louis, Mo.



Einbanddeckel für die „Abendschule“.



Die sechsundzwanzig Hefte der „Abendschule“ bilden einen zwei Zoll dicken stattlichen Band von über 1,000 Seiten.

Sind die Nummern hübsch gebunden, so ist ein solcher Jahrgang ein bleibendes, von der ganzen Familie geschätztes Buch, in dem jung und alt gern liest und blättert.

Wir haben daher aus starker, mit Leinwand überzogener Pappe einen Einbanddeckel hergestellt.

Der Preis ist 65 Cents bei freier Zusendung.

LOUIS LANGE PUBLISHING CO., - - St. Louis, Mo.

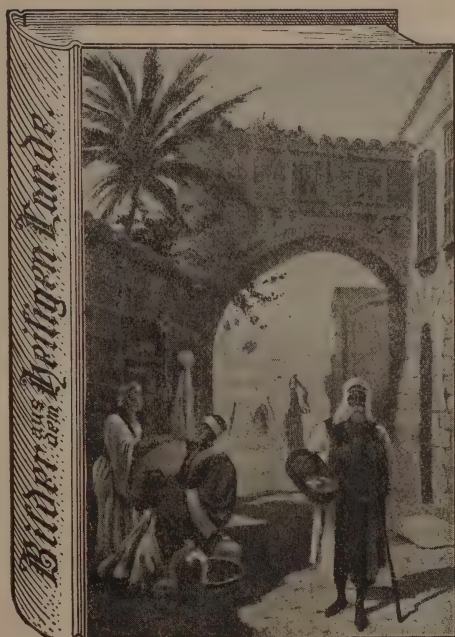
Bilder aus dem Heiligen Lande.

Von der Redaktion der „Abendsschule“.

Ein schönes Fest- oder Geburtstagsgeschenk.

Dieses Buch ist mit vier wunderschönen Farbendruckten und mit nicht weniger als 170 Illustrationen geziert. Es enthält 17 Kapitel:

Das Heilige Land. Jaffa. Auf der Bahn von Jaffa nach Jerusalem. Jerusalem; — Allgemeines. Nach Gethsemane und Golgatha auf dem Ölberg. Der Tempelplatz und andere Sehenswürdigkeiten. Der Besuch des zwölfjährigen Jesus im Tempel zu Jerusalem. Die Bewohner des Landes. Städter. Fellachen. Beduinen. Juden. Samaritaner u. s. w. Das Landleben. Nach Bethlehem. Wanderungen in Judäa. Samaria. Galiläa. Der Libanon. Im Jordantal.



Preis: \$1.25, portofrei.

LOUIS LANGE PUBLISHING CO.,
ST. LOUIS, MO.

Liederschatz.

Band 1 und Band 2.

Eine Sammlung der schönsten älteren und neueren deutschen Volkslieder mit Pianobegleitung, samt Anhang: Alpenlieder.

Diese beiden Bände deutscher Liederperlen sind ein wahrer musikalischer Hausschatz. Herr Prof. D. Gattstädt vom Concordia-College zu Milwaukee, der sich jahrelang mit dem Studium des deutschen Volksliedes befaßt hat, und andere Mitarbeiter haben die schönsten Perlen der deutschen Gesangsmusik für diese Sammlung mit großem Fleiße ausgewählt und sorgfältig alles Anstößige, wie es sich so viel in andern Liederansammlungen findet, daraus ferngehalten. Diese Bände werden für jedes Musik und Gesang liebende Haus eine hochwillkommene Gabe sein.

Liederschatz, Band 1.

Eine Auswahl von 150 der schönsten deutschen Volkslieder mit Pianobegleitung.

Zusammengestellt von Prof. D. Gattstädt.



Aus dem Vorwort des Herrn Prof. Gattstädt, der sich jahrelang mit dem Studium der deutschen Volkslieder befaßt hat, heben wir folgendes hervor: Der Zweck der vorliegenden Liederansammlung ist, aus der fast unübersehbar großen Anzahl von Liedern aller Art eine Auslese für das christliche Haus zu bieten. Sieht man sich die verbreitetsten Liederansammlungen an, so möchte man erschrecken vor dem Geist, der einem daraus entgegenweht. Wie wird da nicht in vielen Liedern das Heilige in den Kot gezerrt und zum Gegenstand des Spottes gemacht! Wie leichtsinnig wird nicht in andern mit der Sünde geschertz, z. B. in den so häufigen Trinkliedern! Wie unsauber ist wiederum in andern der Inhalt! Und solche Liederansammlungen finden sich leider auch gar zu oft in Christenhäusern. So lag denn der Ge-

danke nahe, die schönen Lieder auszufondern und in einer besondern Sammlung dem Christenbolke darzubieten. Und so sei unserm Christenbolke diese Liedersammlung zu freundlicher Aufnahme empfohlen. Möge sie dazu beitragen, im Hause Sonnenschein zu verbreiten, Herz und Ohr zu erfreuen und den Familienfönn zu fördern! Wahrlich, schön ist's, wo viel gesungen wird!

Dieser „Liederschatz“ ist ein ansehnlicher Band von $8\frac{1}{2} \times 11\frac{1}{2}$ Zoll Größe und von 160 Seiten, mit klarem, scharfem Druck.

Liederschatz, Band 2, mit Anhang: Alpenlieder.

Infolge zahlreichster Aufforderungen seitens des musikalischen Publikums der „Abend-schule“ haben wir einen zweiten Band dieses Wertes hergestellt. Dieser zweite Band enthält eine Anzahl neuer Weihnachtslieder, ferner einen Anhang von Tiroler-Alpenliedern für Singstimme mit Piano- oder Guitare-Begleitung.

Aus der reichen Sammlung sei z. B. erwähnt: „Ich wollt', meine Lieb' ergösse sich“ von Mendelssohn, „Ach, einmal blüht im Jahr der Mai“, „Herbstlied“ von Mendelssohn, „Was vobiscum“ von Schubert, „An den Abendstern“ und „Alte Häslein“, zwei allerliebste Kinderlieder von Karl Reinecke, „Sehnsucht“ von Franz Abt, „Nimmer will ich dich vergessen“, von Wilhelm Heiser; „Kinderwacht“ von Schumann, „Das Weibchen“ von Mozart, u. s. w., u. s. w.

Von neuen Weihnachtsliedern seien erwähnt: „Nun leuchtet wieder der Tannenbaum“ von W. Neumann, das feierliche „Christnacht“ von A. Anabe, u. s. w.

Von Alpenliedern erwähnen wir: „Zillertal, du bist mei' Freiheit“, „Dian-del, wie ist mir so wohl auf den Bergen in Tirol“, „A Büchsal auf'm Rück'n“, „Du flachshorats Diana“, „Nur einmal noch in meinem Leben meine Heimat möcht' ich seh'n“, „Sehnsucht nach Tirol“, „I bin a Gamsenjager in Tirol“, „Auf der Alm is foa Weib'n“, „Bin a frische Tiroler Bua“, „s Herz'l“, „Was gleicht wohl an Jaga“ u. s. w.

Die erwähnten Lieder sind nur ein Teil des reichen Inhalts von Liederschatz Band 2.

Preis: \$1.25 der Band portofrei, beide Bände \$2.25 portofrei. Stark broschiert, 75c pro Band, beide Bände \$1.50 portofrei.

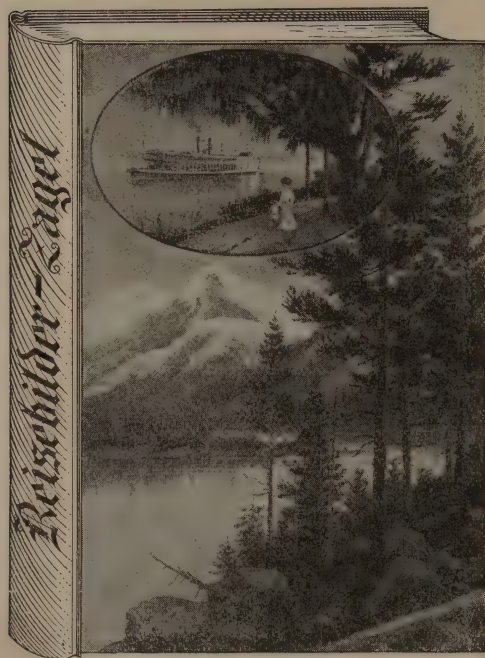


LOUIS LANGE PUBLISHING CO., St. Louis, Mo.

Reisebilder aus den Vereinigten Staaten.

Unter den deutschamerikanischen Schriftstellern hat sich Hermann G. Bagel innerhalb des letzten Jahrzehntes mit seinen Schilderungen des amerikanischen Land- und Stadtlebens, besonders aber durch seine vorzüglichen Reisebeschreibungen eine hervorragende Stelle errungen und sich gerade auch unter der Leserschaft der „Abendschule“ eine große Anzahl Freunde und Betrunderer erworben.

Wir bieten in dem vorliegenden Bande seiner „Reisebilder“ unseren Lesern das Vortrefflichste, das aus Herrn Bagels Feder geflossen ist. Auch in der englischen Reise-Literatur dürfte sich nichts finden, das dem ersten Abschnitt dieser Reisebilder, „In s Wunderland und wei-



ter“ an die Seite gestellt werden könnte. Die wunderbaren Naturschönheiten des Yellowstone National Parks, die Gebirgslandschaften Montanas, Idahos und Washingtons, die Urwaldszenerien Oregons entrollen sich hier vor den Augen des Lesers in einem großartigen Panorama. Dazu ist diese Naturschilderung nicht etwa im trockenen Stile eines Reisehandbuchs gehalten, sondern ist mit dem köstlichsten Humor gewürzt und durch scharfsichtige Beobachtungen und Anmerkungen über das Volksleben jener Gegend oft auf das angenehmste unterbrochen. Bei aller literarischen Fertigkeit ist doch edle Einfachheit der Sprache gewahrt geblieben; „da gibt es viel zu plaudern,“ sagt der Verfasser am Ende dieses Abschnittes,

„und wir haben geplaudert, nicht in hoher, gebildeter Rede, sondern ganz einfach, so, wie uns der Schnabel gewachsen war.“

Es folgen „Strombilder vom Mississippi“ — eine ganz unübertreffliche Schilderung des Reiselebens auf den Dampfern und des Volkslebens an den Ufern des „Vaters der Ströme“; „Im Fluge über die großen Plains“ — eine von tiefster Empfindung durchdrungene Beschreibung der endlosen Prairien des Westens; „Am Fuße des Pikes Peak“; „Ein Ausflug nach der Mammutshöhle in Kentucky“; „Die Friedhöfe von New Orleans“ und „Die Gretna-Algiers-Eisenbahn“, ein wahrhaft köstliches Bild aus dem sonnigen Süden.

Daß der Leser diese „Reisebilder“ anders als mit dem Gefühl höchster Befriedigung aus der Hand legen wird, dünkt uns schier unmöglich.

Preis \$1.25, portofrei.

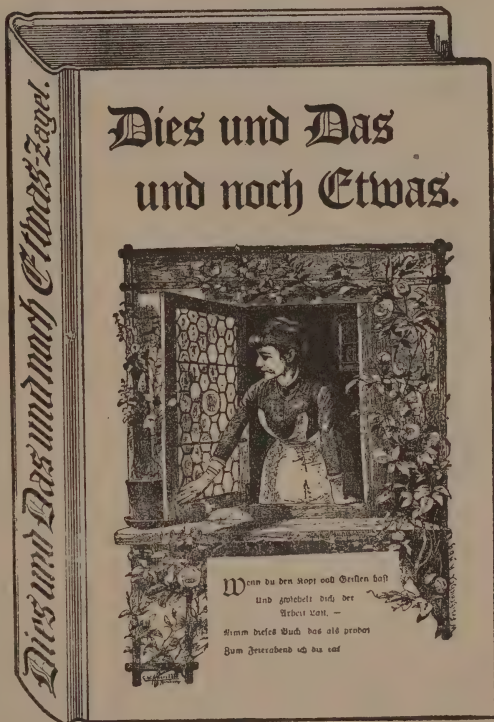
LOUIS LANGE PUBLISHING CO., - - ST. LOUIS, MO.

Ueber dieses Buch von G. Zager —

„Dies und Das und noch Etwas“

urteilt Herr Pastor C. J. Otto Hanfer, ehemals Pastor an der Dreieinigkeitskirche zu St. Louis, u. a. wie folgt in seinem Vorwort zu dem Buche: „So freudig das Werk „Reisebilder“ von Zager aufgenommen und gelesen wurde, so wird auch dies Buch von allen Lesern wieder entgegengenommen werden. Schreiber dieses wenigstens muß es bekennen, daß ihm das Lesen auch wieder ganz besonders Vergnügen bereitet und er mit Freuden diese Empfehlung dazu geschrieben hat. Der

Titel „Dies und Das“ ist vorzüglich gewählt. Es sind die verschiedenartigsten Gegenstände in meisterhafter Form und Weise dargestellt. Eine gar liebliche Kindergeschichte, eine merkwürdige Lebensretzung durch einen Hund, Abenteuer mit nördlichen Moskitos, dann wieder Erntesteres: Gewissensbisse nach Psalm 25, 7. Doch genug. Nimm, lies und ergöze dich selbst daran, lieber Leser, und bekenne dann, daß ich die Wahrheit geschrieben habe. — Nur noch auf eins muß ich kurz aufmerksam machen. Was will denn der dritte Teil der Ueberschrift besagen: „Und noch Etwas?“ Ich muß gestehen, es war mir erst auch nicht recht klar und erschien mir fast wie ein ganz überflüssiges Anhängsel. Doch ich hielt mich beim Nachdenken darüber nicht lange auf und fing vorne an zu lesen, bis ich glücklich zum Schluß kam: „Min plattbütsche Red.“ Ja, als ich die gelesen hatte, da war mir's sonnenklar, was dies „noch Etwas“ bedeute, nämlich nichts anderes als dieses: Dies und das Schöne und Lustige, Ernste und Heitere, Lehrreiche und Unterhaltende bringt das Büchlein in buntem Gemisch, hübsch untereinander, — wie dies so ein Schalk versteht, dem Leser immer wieder etwas Neues zu bieten und seine Freude und sein Interesse noch mehr zu wecken — bis zum letzten und besten Schwanz, bis zu dem „noch Etwas“, noch etwas ganz besonderes, gleichsam die Krone des Ganzen — und das ist diese „Plattbütsche Red“ — ein unvergleichlich schöner Schluß des ganzen schönen Büchleins.“



Preis \$1.00, portofrei.

LOUIS LANGE PUBLISHING CO.,

ST. LOUIS, MO.

Der Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten, 1861—'65.

Nach den neuesten offiziellen Quellen bearbeitet von Martin Rüdke,
Direktor am Concordia-College, Ft. Wayne, Ind.
Reich illustriert.

Preis: \$1.50, portofrei.



Man macht uns Deutschamerikanern nicht selten den Vorwurf, wir seien im Herzen noch unserem alten Stammlande zugetan und hätten darum nur ein halbes Interesse für unser neues Vaterland und für die Wahrung seiner Verfassung. Dieser Vorwurf ist ein ungerechter. Unsere Herzen wie die Herzen unserer Kinder schlagen — trotz der Bande, die uns an das Land unserer Väter knüpfen — voll und ganz für das Land unserer Wahl, für das Land der bürgerlichen und persönlichen Freiheit. Eifrig sollten wir nun auch bestrebt sein, uns mit der Geschichte des Landes, an der wir Deutschamerikaner hervorragenden Anteil

haben, recht vertraut zu machen!

Der Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Nach den neuesten Quellen bearbeitet von C. L. Fanzom.

Reich illustriert.

Preis: \$1.50, portofrei.

Dies Buch soll sich dem „Bürgerkrieg“ ergänzend anreihen. Hat jenes sich das Ziel gesetzt, die schweren Kämpfe zu schildern, welche nötig waren, um unserem Lande die Einheit und Freiheit zu erhalten, so will dieses den Unabhängigkeitskrieg zeichnen, jene denkwürdigen Tage, in denen die Einheit und Freiheit errungen wurde. Die schöne Aufgabe, dem deutschamerikanischen Volke eine wahrhaft große Zeit vorzuführen, hat der Verfasser vortrefflich gelöst.



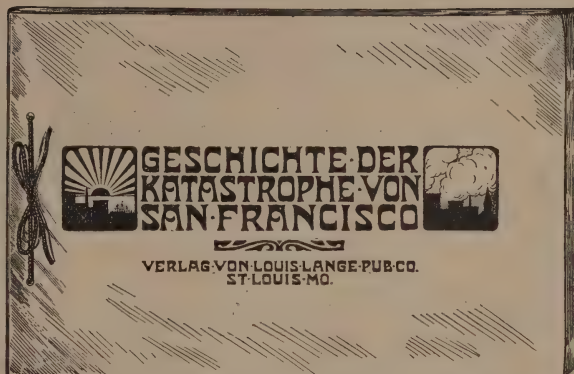
Louis Lange Publishing Co., - - St. Louis, Mo.

Erinnerungsblatt an die Katastrophe in San Francisco.

Von Louis Wagner.

Mit 70 klaren,
großen Bildern
illustriert und
mit entsprechen-
dem Text. Das
große Pamphlet
ist ausgestattet
mit schwerem
Glanzpapier.
Eine bleibende
Erinnerung!

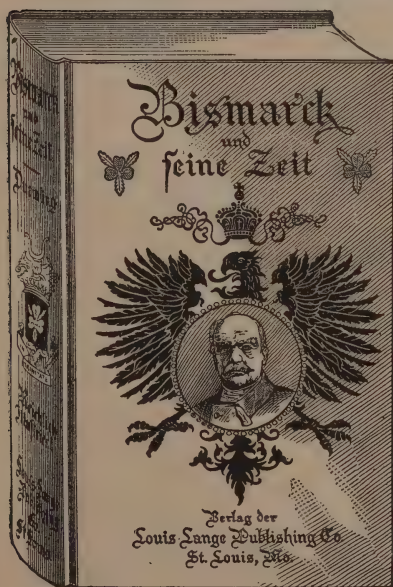
Preis: 25
Cents, porto-
frei.



Bismarck und seine Zeit.

Von Dr. G. Dümmling.

Mit zahlreichen Illustrationen.



Wer wollte sich nicht vertraut machen mit dem Leben des größten Staatsmannes der Neuzeit? „Ich habe,“ schreibt einer, der ihn gut kannte, „nie einen Mann gekannt, der, wie Bismarck, so viele Hilfsmittel in sich fände. Es ist, als wenn ein Duzend Hirne dazu gedient hätten, das seine zu bilden. Physischer und moralischer Mut, Scharfsinn und unbeugsamer Wille, Wit und Humor, Klugheit und Tollkühnheit, ein gewisses intuitives Begreifen des menschlichen Charakters und ruhige Stetigkeit — ich weiß nicht, welche Eigenschaft in ihm am meisten entwickelt ist, kurz, ein Mann, der dem „sic volo, sic jubeo“ seiner Nation bei der ganzen Welt Achtung erzwang.“

Preis: \$1.50, portofrei.

LOUIS LANGE PUBLISHING CO., ST. LOUIS, MO.

ABRAHAM LINCOLN, HIS LIFE AND WORK,

BY

NOAH BROOKS.

Diese prächtige Centennial-Ausgabe des Lebens und Werkes von Abraham Lincoln, die den bekannten Schriftsteller Noah Brooks zum Verfasser hat, der den Präsidenten schon 1856 in Illinois kennen lernte und mit ihm befreundet wurde, dann 1862 ihn fast täglich in

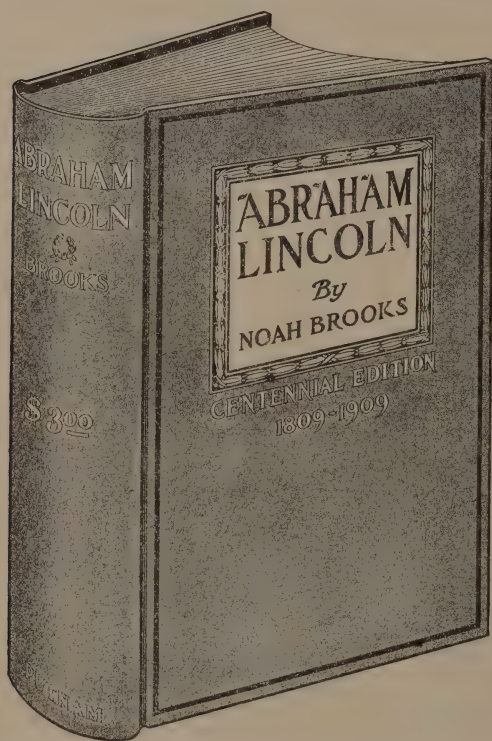
Washington sah bis zu seinem jähen, tragischen Tode, darf vollsten Anspruch erheben sowohl auf Vollständigkeit und Genauigkeit als auch auf fesselnde Darstellungsweise. Das Buch — englisch geschrieben — umfaßt 484 Seiten in Hochformat, ist reichhaltig illustriert, sauber gedruckt und gebunden und wurde anfänglich von den Verlegern — zur Zeit des Lincoln-Jubiläums — für \$3 verkauft. Besonders hervorzuheben ist, daß dieses Leben Lincolns überaus reichlich mit den unergleichen Lincoln-Anekdoten gespickt ist.

Für die Hausbibliothek, für die Les- und Unterhaltungsbücher

der heranwachsenden Jugend keine üble Bereicherung! Leicht erworben!

Ursprünglicher Verkaufspreis \$3; unser Preis \$2, per Expreß, portofrei.

LOUIS LANGE PUBLISHING CO., ST. LOUIS, MO.



The Song Lovers' Treasury.

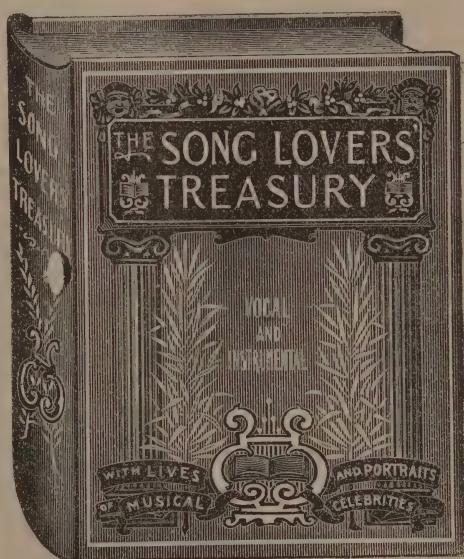
A Musical Library of Popular Songs and Music

including

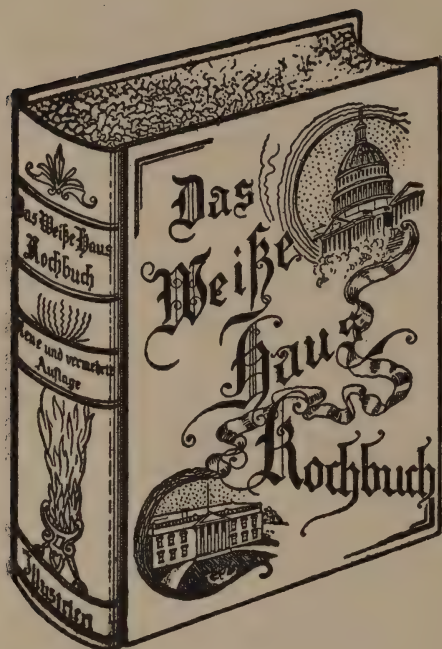
the Masterpieces of Both Hemispheres with the Choicest
Melodies and Most Popular Songs,

Profusely enriched and embellished by numerous engravings
printed in colors, including photographs and biographies
of the most distinguished and popular musicians
and composers.

Hier ist ein Buch für jedes musikliebende Haus! Ein Prachtwerk in elegantem Einband. Wir geben es dem „Abendschule“-Leser für nur \$1.50, portofrei. In der Tat, es gibt heutzutage Gelegenheiten, sich mit wenig Geld eine gute, gediegene Bibliothek ins Haus zu schaffen, und die „Abendschule“ ist daher redlich bemüht und bestrebt, bei nur geringer Vergütung — wie jeder schon durch eine Vergleichen des Originalpreises und unseres Preises an diesen Büchern sehen kann — ihren Lesern behilflich zu sein, zu ihrem und der übrigen Nutzen und Vorteil ihr Heim mit einer guten geistigen Speise- und Vorratskammer auszurüsten. Unser Preis: \$1.50, portofrei. Wer ein Piano im Hause hat, sollte dieses vorzügliche Lieder- und Musik-Album besitzen!



Louis Lange Publishing Co., - - St. Louis, Mo.



Das Weiße Haus-Kochbuch.

Das Weiße Haus-Kochbuch ist ein stattlicher Band im Quartformat, 10 bei 8 Zoll, $2\frac{1}{2}$ Zoll dick, ein umfangreiches Buch von 651 Seiten, 48 Kapiteln — deutsch oder englisch auf Wunsch — mit vollständigem Register, in sauberstem Druck, schönster Schrift, mit deutscher und englischer Bezeichnung aller Gerichte, Maße und Angaben, in einfachster Sprache, mit nur erprobten und geprüften Rezepten, in vereinfachten Methoden, reichhaltig für alle Klassen, mit Speisearten für Festtage und Wochentage, illustriert, ein wahrer Sonnenschein in jeder Küche.

Preis \$1.60, portofrei.

WEBSTER'S DICTIONARY.

THE NEW CENSUS EDITION.

Wir offerieren hier ein Werk in gepreßtem Ledereinband, das in keinem Hause fehlen sollte. Als Handbuch der englischen Sprache steht bekanntlich Webster obenan. Jeder gebraucht dies Wörterbuch zum Nachschlagen, man hat es täglich nötig, es ist ein unabweisliches Bedürfnis.

Der Druck ist klar, auf gutem weißen Papier.

Wer kann ohne dies Buch fertig werden? Der Gelehrte wie der Laie hat es sowohl im täglichen Leben wie bei der Lektüre fort und fort zu brauchen.

Preis \$3.00 per Expreß,
portofrei.



Louis Lange Publishing Co., - - - St. Louis, Mo.



Unser Kind.



Aufzeichnungen aus den ersten Lebensjahren.

Von Louis Wagner.

Ein wahres Prachtwerkchen.

Auf 60 prachtvoll illustrierten Seiten werden die ersten Lebensjahre des jungen Erdenbürgers verzeichnet. Wir heben hier nur einiges daraus hervor: Geburtstag und Geburtsstunde, Geburtsort und Geburtshaus, Name, Taufstag, Paten, Taufort und Pastor, unser Sechswochenkind, das erste Lächeln, erste Ausfahrt, erstes Kleidchen und die ersten Schuhe, unser Kind kann allein sitzen, hurral unser Kind ist heute sechs Monate alt, das erste abgeschnittene Haar, das erste Zähnen, Kindesstallen, Kriech- und Stehversuche, der erste Schritt, der erste Geburtstag, Geburtstagsgäste und -geschenke, Nachahmungstrieb (Vade, bade Kuchen, wie groß bist du u. s. w.), die ersten kleinen Wanderungen, Impfung, ersten Hörschen (Ohrringe u. s. w.), Sprechversuche, das erste Gebetchen, drollige Einfälle, wunderliche Fragen, überstandene Krankheiten, Spielsachen, Spielfkameraden, gute Freunde, Liebes-Estrafen, erster Gang zur Schule, erster Lehrer, Schulkameraden, Zeugnisse, u. s. w., u. s. w. Es sind dem Buche besondere Seiten zur Einfügung von Photographien der verschiedenen Wachstumsperioden des Kindes eingefügt, sowie genügend Platz zu allerlei Aufzeichnungen.

Preis des Buches: 50 Cents.



Ratgeber für Mütter.



Von Dr. C. Siller, praktischem Arzt.

Preis 25 Cents.

Dieses handliche, inhaltsreiche Büchlein sollte in keinem Hause fehlen. Mit vollstem Recht sagt der Verfasser in der kurzen, treffenden Einleitung: „Junge Eheleute sind sehr unwissend in diesen Dingen, und die Mutter, die ihr erstes Kind trägt, versteht's häufig. Dasselbe gilt vom Verhalten während oder nach der Geburt, wenn kein Arzt genommen wird oder genommen werden kann. Dies hat mich denn bestimmt, an die Bearbeitung dieses Büchleins zu gehen. Ich habe versucht zuverlässig zu sein und das mitzuteilen, was Einsicht in die Vorgänge bei der Geburt gibt und dem Laien von Nutzen sein kann; auch habe ich mich bemüht, möglichst kurz und einfach zu reden.“ Zu haben bei der

LOUIS LANGE PUBLISHING CO., St. Louis, Mo.

Blätter und Blüten.

Eine Haus- und Familien-Bibliothek in wunderschönen Prachtbänden, voll des mannigfaltigsten Inhalts zur Belehrung und Unterhaltung für jung und alt. Bis jetzt sind 15 Bände, jeder 376 Seiten



stark und aufs reichste illustriert, erschienen. Mit jedem Jahre erscheint ein neuer Band.

Sie sind eine reiche Schatzkammer für jedes Haus, für jedes Lesezimmer und bieten eine Fülle des Wissens wie der Unterhaltung dar. Jeder Band enthält eine Reihe sorgfältig ausgewählter oder eigens geschriebener Erzählungen, viele Gesichten und Be-

schreibungen, Artikel über historische Begebenheiten wie über naturgeschichtliche Gegenstände, Medizinisches, Haushaltsangelegenheiten, Völkerkunde, Sprüche, Rätsel, Jugendfreuden, eine Abteilung für die Kleinen, u. s. w., u. s. w.

Nachstehend sind nur einige wenige Hauptsachen aus jedem Bande genannt.

Der Ladenpreis jedes dieser Bände ist \$1.50.

Blätter und Blüten. Band 1. 106 Illustrationen. Erzählung Direktor Lindemanns: Wohl dem, der Freude an seinen Kindern hat. Viele hübsche Gedichte, spannende Erzählungen und Beschreibungen.

Blätter und Blüten. Band 2. 109 Illustrationen und koloriertes Titelblatt. Erzählung Dir. Lindemanns: Der tyrannische Vater. Prächtige Erzählungen, Beschreibungen, Gedichte u. s. w.

Blätter und Blüten. Band 3. 143 Illustrationen, darunter mehrere kolorierte Bilder und Einlagen. Erzählung Dir. Lindemanns: Die Witte und ihre Kinder. Andere Erzählungen, Gedichte und Beschreibungen.

Blätter und Blüten. Band 4. 114 Illustrationen. 11 Buntdruck- und Einschaltbilder. Spannende Erzählungen, Beschreibungen, Gedichte u. s. w.

Blätter und Blüten. Band 6. 170 Illustrationen, 9 Buntdrucke u. s. w. Erzählungen, Gedichte, die Gräber unserer Präsidenten, Gaager Konferenz, Weltumschau.

Blätter und Blüten. Band 7. 180 Illustrationen, 8 Buntdrucke.

Erzählungen, Gedichte. „Nazarena“, die Denkmäler der Bundeshauptstadt, Weltumschau.

Blätter und Blüten. Band 8. 185 Illustrationen, 9 Buntdrucke, Erzählungen: Aus Luthers Tagen, aus dem Westen, aus dem Kriegesleben und von der Farm. Prinz Heinrichs Besuch, McKinleys Ermordung, die Vulkan-Heimsuchungen, Weltumschau.

Blätter und Blüten. Band 9. 190 Illustrationen, 12 Buntdrucke, Erzählungen: Ein hartes Herz; Der Nachlaß des Pastors. Königin Wilhelmine und ihr Gemahl; Nordlandsgefahren. Winter- und Fenstergarten. Jugendfreuden. Weltumschau.

Blätter und Blüten. Band 10. 195 Illustrationen, 9 Buntdrucke. Erzählungen: Der Leuchtturm und seine Wärter; Mein Freund Karl. Der Troquois-Brand; der Brand von Baltimore. Frühere Panzerschiffe; Auf dem Lachsfang im Norden. Im Haus und am Herd; Jugendfreuden; Für die Kleinen; Weltumschau.

Blätter und Blüten. Band 11. 190 Illustrationen, 7 Buntdrucke. Erzählungen: Wie einer ein Künstler wurde; Schuld und Rettung; Löbchen, der Harfenspieler. Artikel: Die Vienenzucht; die Klapperschlange; der Walfischfang; u. s. w. Plaudereien; Winke über Kinderpflege; Gedichte. Für die Kleinen; Jugendfreuden. Weltumschau.

Blätter und Blüten. Band 12. 208 Illustrationen, 4 Buntdrucke. Erzählungen: In Angst und Not; Therese; Simon Dachs einzige Liebe; Treulos; Vetter Michel. Streifzüge in Palästina und Kaiser Wilhelm in Jerusalem; Der Ausbruch des Vesuv; Das Erdbeben und der Brand von San Francisco. Für unsere Kleinen; Jugendfreuden. Weltumschau.

Blätter und Blüten. Band 13. 190 Illustrationen, 12 Buntdrucke. Erzählungen: Die Lumpen-Lies; Erinnerungen an ein altes Pfarrhaus; Ich warte; Das erste und das letzte Adagio; Hüttenbarn; Eine Geistergeschichte. Artikel: Schicksal eines Fichtenbaumes; Die Rose; Das Blutbad am Little Big Horn; Automatische Warenverkäufer; Im Konzertsaal der Welt; An Sterbebetten; Krankenbesuche; Zur Gründung der Dampfschiffahrt. Jugendfreuden; Für unsere Kleinen.

Blätter und Blüten. Band 14. 150 Illustrationen, 8 Buntdrucke. Erzählungen: Unter dem Schwarzen Prinzen; Saat und Ernte; Papa tapeziert; Ein kleines Haus; Samuel Crowther; Friedrich Perthes. Artikel: Der kleine Nothelfer; Der Barbier im Altertum; Die Himmelstkanone; Krankheitsübertragung durch Insekten; Nationale Verschwendung; Das Carnegie-Institut zu Pittsburg, u. s. w. Gedichte; Jugendfreuden; Für unsere Kleinen; Sprüche für Haus, Beruf und Leben.

Blätter und Blüten. Band 15. 175 Illustrationen, 7 Buntdrucke. Erzählungen: General Shermans Vär; Ein Abenteuer auf der Themse; Eine aufregende Nacht; Der Dieb; Schiff in Not. Artikel: Die Ruinen von San Francisco; Die Gefahren der Tierhändlung; Das Erdbeben in Süditalien; Zur Geschichte des Einmachens; Schnellsegler einst und jetzt; Ein Humorist des Meeres; Abraham Lincoln; u. s. w. Gedichte; Sprüche für Haus, Beruf und Leben; Biblische Rätsel; Jugendfreuden; Für unsere Kleinen.

LOUIS LANGE PUBLISHING CO., ST. LOUIS, MO.

Luther-Ansichtspostkarten.



Sieben wunderschöne, in reichem Farbenschmuck ausgeführte Postkarten. Dieselben stellen dar:

1. Die Wartburg;
2. Bild Luthers nebst Vers: „Ein feste Burg“;
3. Bild von Luthers Vater und Mutter;
4. Luther singt als Kurrendeschüler bei Frau Cotta;
5. Luther im Gasthof zum Bären in Jena mit den Schweizer Studenten;
6. Luthers Ankunft auf der Wartburg;
7. Luther auf der Wartburg die Bibel übersetzend.

Es sind hochfeine Kunstkärtchen, die sicherlich überall Anklang finden werden.

Preis: 20 Cents, portofrei.

Louis Lange Publishing Co., - - St. Louis, Mo.

